# Auswahl
kleiner
# Romane und Gedichte
für Freunde
einer
aufheiternden Lektüre.

---

## Sechstes Bändchen.

---

Inhalt:

Die Korrespondenz, von J. Graf von Soden.
Die Brieftasche, von Neuhofer.
Fragmente über die Kunst sich zu erheitern, von J. R. Wyß.
Die deutsche Bajadere von J. Gr. v Soden.
Elise, oder die Gefahren der Unschuld.
Der Fürstenblick, von H. Zschokke.
Gedichte von Burckhardt, Wyß u. a.

---

Aarau 1813
bei H. R. Sauerländer.

# Auswahl
kleiner
# Romane und Gedichte
für Freunde
einer
aufheiternden Lektüre.

---

Sechstes Bändchen.

---

Inhalt:

Die Korrespondenz, von J. Graf von Soden.
Die Brieftasche, von Neuhofer.
Fragmente über die Kunst sich zu erheitern, von J. R. Wyß.
Die deutsche Bajadere von J. Gr. v Soden.
Elise, oder die Gefahren der Unschuld.
Der Fürstenblick, von H. Zschokke.
Gedichte von Burckhardt, Wyß u. a.

---

Aarau 1813
bei H. R. Sauerländer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Die
# Korrespondenz.

(Eine wahre Anekdote.)

„Also Morgen früh reiset ihr schon ab?“ — fragte schluchzend Gretchen die Köchin des Fräuleins von R. n geliebten Johann, den Fourier-Schützen des Lieutenants v. F. —, dem sie in der Dämmerung unter der Hausthüre den Arm um den Nacken geschlungen hatte. —

Mit Tagesanbruch, erwiederte Johann. Unsere Felleisen sind gepackt; in drei Tagen sind wir bei der Armee.

„Und Gretchen, dein treues Gretchen vergessen!“

Vergessen? Soll ich dir schwören? —

„Was schwören! das ist ja bei Euch schon Gewohnheit. — Falscher! Hast du wohl, als du vorigen Winter mit deinem Herrn verreist warst, ein einzigesmal an mich geschrieben?“

Ja damals waren wir auf Kommando! und ich hatte alle Hände voll zu thun. —

„Und jetzt? Wirst du mir wieder nicht schreiben.“

Schreiben? — Sieh, Gretchen, ich habe dich

herzlich lieb; und treu bleiben werde ich dir auch; aber das Schreiben ist meine Sache nicht.

„Freilich! weil du genug zu thun hast, mit andern Mädchen zu koßen.“

Hol mich —! Nein! Aber, sieh; ich bin nur so eben durch die Schule gelaufen, und der Himmel weis, ob du mein Gekritzel und meine Spinnenfüße wirst lesen können.

Sorge nicht! was man gern liest, kann man schon herausbringen; und im Nothfall hilft mir mein Fräulein.“

Dein Fräulein? Du wirst ihr doch wahrhaftig nicht meine Briefe —?

„Zeigen? Warum denn nicht? Sie weis, daß ich dir gut bin; ich habe vor ihr kein Geheimniß. Sie hat mir eine Ausstattung bestimmt; und würde schon selbst mit deinem Herrn von uns gesprochen haben, wenn nur dieser sich artiger gegen sie betrüge.

Wie? Soll mein Lieutenant etwa noch höflich gegen sie sein, da sie ihm die reiche Erbschaft vor der Nase wegnimmt? —

„Johann! Gegen mein Fräulein, sage mir ja nichts; wenn ich dich länger lieb haben soll! — Was kann denn sie dafür, daß die Tante sie

zur Erbin eingesetzt und deinen Lieutenant enterbt hat — weil er ein lockrer Zeißig ist.“

Gretchen! — Wenn du mir noch ein Wort gegen meinen Lieutenant sagst, so sind wir geschiedene Leute! —

„Nun, ist es etwa nicht wahr?“

Lustig ist mein Herr, das ist wahr; aber ehrlich brav; und dein Fräulein thäte wohl klug, ihm die Erbschaft abzutreten.

„Denkt doch Herr Johann!“

Oder ihn zu heirathen —.

„Hat er ihr ja nicht einmal bei seiner Durchreise die Visite gemacht.“ — Nun! nun! die verlorne Erbschaft wurmt ihn freilich; und wer wird ihm das verdenken? Aber horch! es schlägt! — 9 Uhr! — Wahrhaftig! nun muß ich fort. Mein Herr wird schon zu Hause sein.“ —

„So warte doch! —

Nein! Nein! Gretchen! Exackt muß man im Dienste sein. —

Ach! und du? —

Bis in den Tod!

„Und du schreibst?“

Ich schreibe — aber du?

„O ich werde dir gewiß antworten. — Joh

Herzens Johann! da nimm! diese Handschuhe habe ich für dich gestrickt zum Abschied und viel tausend Thränen daran. — Mein Fräulein ruft! — Leb wohl! — Leb tausendmal wohl!“ — Leb wohl!

„Und wann erhalte ich deinen ersten Brief?“

In 8 Tagen rief der sich entfernende Johann noch nach. Er eilte zu seinem Lieutenant und am andern Morgen reisten sie zur Armee.

Grete war ein Mädchen aus dem Dorfe, das die Tante der Fräulein von R. vermacht, und dieses für sich erzogen hatte. Johann war aus dem nämlichen Dorfe, als Kinder hatten sie sich geliebt. In dem Städtchen, wo sein Lieutenant eine Zeitlang in Garnison lag, und das die Tante im Winter bewohnte, hatte er sie wieder gefunden, und die alte Liebschaft erneut.

Freilich sehr heimlich. Denn die alte fromme Tante hatte ihr Neffe, der Lieutenant von F. durch einige lockere Jugendstreiche sehr gegen sich aufgebracht, sie hatte ihm ihr Haus verboten; das Fräulein Amalie, ihre entfernte Verwandtin zu sich genommen, und dieser ihr ganzes Vermögen kürzlich hinterlassen.

Fräulein Malchen kannte zwar ihren Vetter gar nicht, indeß hatte sie doch stets seine Par-

thei bei der Tante genommen und sie auf dem Sterbebette noch zu einem Legat vermocht.

Davon wußte der Lieutenant nichts. Die Enterbung schmerzte ihn; er schrieb sie natürlich den Einschmeichlungen des Fräuleins zu; und als er von dem entfernten Werbeposten, auf dem er sich damals befand, durch das Städtchen reiste, so konnte er es nicht über sich gewinnen, sie zu besuchen; er ließ das Legat durch seinen Anwald erheben, und war nun im Begriff weiter zu reisen.

Fräulein Malchen konnte natürlich auch nicht den ersten Schritt thun, und so blieben denn die beiden Verwandten getrennt, ohne sich auch nur zu sehen.

Johann war ein braver Pursche, liebte sein Gretchen redlich und herzlich; aber er war jung und leichtsinnig. Oft dachte er an Gretchen, aber ihre Bitte — war vergessen. Nach einigen Monaten kam ein Rekruten-Transport zum Regiment und darunter ein Vetter von Gretchen, der sie beim Durchmarsch besucht hatte. Gretchen war krank, glaubte sich von ihrem Johann vergessen, und — weinte. —

Nun erwachte Johanns ganze Zärtlichke
Scham und Reue folterten ihn — er woll

gleich schreiben. — Da fiel ihm zum erstenmal ein, daß er sich in seiner Kindheit in der Schule leichtsinnig vernachläßigt hatte.

Indeß machte er sich an die Arbeit und schrieb:

„Gott zum Gruß, herzliebe Grete und du bist krank, und ich bin gesund. Weiter wollten aller Anstrengung ohngeachtet die Gedanken nicht fliessen, und auch diese Zeilen waren so voll jämmerlicher Kratzfüße, daß er sie selbst nicht mehr zu lesen vermochte.

Der Angstschweiß brach dem armen Purschen aus. Er wollte so gerne Gretchen beruhigen, und wußte doch nicht, wie es anfangen sollte? — Einem Kameraden, oder wohl dem Fourier sich anvertrauen, wollte er aus Schonung für seine Geliebte nicht; er sann hin und her und blieb endlich bei dem Entschlusse stehen, seinem Herrn, dem Lieutenant, sein Herz zu eröffnen.

Der Lieutenant kam so eben von der Wache, fröhlich und gut gelaunt. Johann hing den Kopf, und kleidete ihn stumm und traurig an.

„Was fehlt dir Pursche? Bist du krank?"

in, Herr Lieutenant!

fehlt : fehlt : fehlt : fehlt

„Nun, warum hängst du denn den Kopf? Ich glaube wahrhaftig, du bist verliebt." —

Gelegener hätte die Vermuthung seines Herrn dem armen Johann nicht kommen können. Nun ging ihm das Herz auf. Er vertraute dem Lieutenant sein Geheimniß und seine Verlegenheit.

„Sonderbar genug, rief der Lieutenant, daß du dich gerade in das Kammermädchen meiner ärgsten Feindin verlieben mußt! doch das ist deine Sache! Ist dein Mädchen hübsch?

Ein Engel, Herr Lieutenant!

„Nun, nun, unter dem Engel thut's keiner."

Und Herzensgut; Herr Lieutenant!

„Blond? brünett?"

Schwarze Augen, schwarze Haare. —

„Gut gewachsen?"

Wie ein Fräulein! ihr Fräulein wollte ich sagen.

„Hat sie auch Verstand?"

Zehnmal mehr als ich.

„Nun, wahrhaftig, du bist ein glücklicher Prinz! — Kennt sie denn deine Handschrift?"

Nein! wir schreiben uns zum erstenmal.

„Gut diesmal will ich dir aus der Noth helfen. — Aber was willst du denn deiner Geliebten sagen?"

Wer war froher als Johann! Hundertmal küßte er seinem Herrn die Hand und schüttete vor ihm sein Herz aus.

„Feder! Dinte! Papier!“

Der Lieutenant setzte sich, und schrieb folgenden Brief:

„Theures Gretchen!“

„Mit der innigsten Wehmuth höre ich, du bist krank! du härmst dich über mein Schweigen? du hällst mich für unbeständig! wohl für treulos? — zeige mir erst ein liebenswürdigeres Wesen als du, und dann erlaube ich dir an meiner Treue zu zweifeln.

Deine Unruhe würde mich doppelt betrüben, hielt ich sie nicht für eine Folge deiner Bescheidenheit. Glaubst du denn, die Wunden, die deine schwarzen Augen schlagen, heilten so schnell? Die Fesseln aus deinen schönen Haaren gewunden, seien so schnell gelöst? — Laß dir selbst mehr Gerechtigkeit widerfahren. Nein, theures Gretchen! Ich liebe dich zärtlich; ich bete dich an; ich werde dich ewig lieben. An deiner Treue habe ich noch keinen Augenblick gezweifelt. Siehst du, daß wir Männer gerechter und aufrichtiger sind, als ihr? — Härme dich nicht, mein theures Mäd-

chen! und sorge für deine Gesundheit. — Ist der Feldzug zu Ende, so kommen wir wieder, oder mein guter Herr gibt mir Urlaub und ich fliege in deine Arme. Doch was ist Abwesenheit und Zeit für Liebende? Selbst das Grab kann sie ja nicht scheiden. Antworte mir bald und glaube, daß ich auch jenseits des Grabes noch sein werde,

dein treuer Johann Stumpfuß."

Der Lieutenant las diesen Brief Johann vor, und dieser war darüber entzückt. Es fiel ihm gar nicht ein, daß Gretchen ihn wohl über seinen Horizont stylisirt finden möchte. Er konnte die schönen Sachen, die sein Lieutenant ihn sagen ließ, nicht genug bewundern. Die Gefühle waren in seinem Herzen. Ihm erschien also der wohlstylisirte Brief ganz aus der Seele geschrieben, und er begriff nicht: warum er das alles nicht selbst hatte aufsetzen können?

Der Brief ging ab, und kam richtig an. Man denke sich Gretchens Entzücken! Anfangs stutzte sie freilich über die kostbaren Sachen und vornehmen Ausdrücke des Briefs, die dem zwar guten, aber schlichten und ungebildeten Johann so wenig paßten.

Aber bald beruhigte sie sich durch die Idee,

daß die Liebe wohl beredt machen könne, durch die Eitelkeit, einen so gescheuten Purschen gefesselt zu haben, durch die Betrachtung, daß so mancher seine Gedanken zierlicher in Schriften, als mündlich ausdrücken könne.

Man glaubt so gerne, was man wünscht! — Mit Einem Worte: in der Freude ihres Herzens, lief sie zu ihrem Fräulein, vor der ihre alte Liebe zu Johann kein Geheimniß war, die selbst an ihrer Unruhe über Johanns Schweigen, freundlichen Antheil genommen hatte — und zeigte ihr frohlockend den Brief des Geliebten.

Fräulein Malchen erstaunte allerdings über dessen Inhalt. Zwar kannte sie Johann nicht; aber dieser Inhalt stimmte doch so wenig zu einem Bauernsohn, der kaum durch die Schule gelaufen, zum Soldaten weggenommen, der Fourier-Schütz war. Indeß war sie zu gutherzig, um ihr Gretchen, in ihrer Freude, auch nur durch laute Zweifel zu stören, und wünschte ihr also zu einem zugleich so zärtlichen und verständigen Liebhaber Glück.

Gretchen steckte den Brief in ihr Busentuch; und er ging mit ihr zu Bette; doch die Freude ließ sie wenig schlafen.

Als am andern Abend Fräulein Malchen von der Gesellschaft zu Hause kam, fand sie das arme Gretchen an ihrem Nähtische, mit der Feder in der Hand — in Thränen.

„Was fehlt dir?“

Gretchen stützte sich auf die Hand ihrer Gebieterin, und benetzte sie schweigend mit heißen Zähren.

Nach mannigfaltigen Fragen kam es wirklich zum Vorschein, daß Gretchen vergebens versucht hatte, den Brief ihres Geliebten auf irgend eine passende Weise zu beantworten. — Es wollte durchaus nicht gelingen, und Gretchen, die doch vor ihrem Johann nicht albern erscheinen wollte, die von seiner Liebe, so wie von seinem Verstande entzückt war, die jene Liebe zu verlieren, oder doch zu mindern fürchtete — war in Verzweiflung. Zehn angefangene Konzepte lagen zerrissen um ihr Nähpult her.

Fräulein Malchen lächelte; erinnerte sie gutmüthig an ihre öftern Ermahnungen, in den müßigen Stunden zu lesen, sich im Schreiben zu üben, und ihren Geist auszubilden — die das gute, aber leichtsinnige Mädchen überhört hatte, und versprach ihr für diesmal aus der Noth zu helfen.

Gretchen war außer sich für Freude und Dankbarkeit und Fräulein Malchen diktirte ihr folgende Antwort:

„Lieber Johann!“

„Ja, ich war krank. Ja, ich habe mich gehärmt; über dein Schweigen gehärmt. — Zwar ich weis es wohl, es ist gefährlich, den Männern wissen zu lassen, wie sehr sie geliebt werden. Ich weis, wie leicht sie unsere Schwäche mißbrauchen. Doch ich will lieber unglücklich als falsch sein. Das Vertrauen auf deine Redlichkeit ist es, das mich beruhigt; nicht die Schmeicheleien, womit du mich bestechen willst. Wären meine Augen auch wirklich so gefährlich, als du sie schilderst, weis ich denn nicht, daß es mehr schöne schwarze Augen gibt? Und daß ihr Männer oft schwarzen Augen für blaue untreu werdet, einzig deswegen, weil sie blau sind? — und vollends die Fesseln! Ach! wir armen Mädchen wissen wohl, daß alle Fesseln nur seidene Fäden sind, die wir noch überdies recht sachte und vorsichtig anziehen müssen, wenn die gestrengen Herren der Schöpfung sie nicht zerreißen und uns entschlüpfen sollen! —

„Sage mir recht oft, daß du mich liebst! nur

das Wort ewig lasse zurück. Es hat einen so üblen Ruf! — Ewig werde ich dich nicht lieben; wohl aber solange du brav, rechtschaffen und mir treu bist. Ich weis wohl, daß dies einem Mädchen, das mit ihrer guten Gebieterin einsam und abgeschieden lebt, leichter fällt, als dem in der Welt sich bewegenden Manne, besonders dem Soldaten. Aber desto größeren Anspruch haben wir armen Mädchen auf eure Redlichkeit. Es ist ia so leicht uns zu täuschen! — Trennung, Abwesenheit ist euch Männern leicht zu tragen, die ihr in den Zerstreuungen der Welt, im ewigen bunten Wechsel lebt. — Aber für uns, die wir stets mit unserer Fantasie allein am Nähpulte sitzen — für uns ist sie schmerzlich! Doch ich will ruhig sie ertragen; wenn du Geliebter! nur recht oft an mich denkst, und recht oft, und zwar eben so schöne Briefe an mich schreibst. Ich zähle bis zu deinem nächsten alle Minuten. Dies ist wohl genug um dich zu überzeugen, wie zärtlich dich liebt

deine treue Margaretha Strohkopf.

Zwanzigmal hatte Gretchen sich während des Schreibens erhoben; um von ihrer Gebieterin zu erforschen: was denn eigentlich das, oder jenes,

bedeuten solle? Fräulein Malchen verständigte sie aufs beste; und so war denn Gretchen entzückt, als sie den schönen Brief mit ihrer Namens-Unschrift fertig sah, und bildete so gut als Johann sich ein, das alles sei wohl eigentlich in ihr gelegen, und es habe ihr nur an der Uebung gefehlt, es von sich zu geben.

Sie dankte ihrer Gebieterin mit Rührung, versprach künftig ihren Ermahnungen zu folgen, und erbat sich sogleich einige Bücher zur nächsten Sonntags-Lektüre.

Johann erhielt den Brief. Unbegrenzt war sein Erstaunen. Zwar hatte er das von der Fräulein erzogene Gretchen immer für klüger als sich gehalten; aber dieser Brief übertraf doch seine Erwartung weit. Er flog damit zum Lieutenant auf die Wache.

Der Lieutenant theilte das Erstaunen seines Dieners. Zwar hatte er von Johann gehört, daß seine Kousine Gretchen erzogen habe; aber diesen ungewöhnlichen Grad von Bildung die der Brief verrieth, hatte er nicht erwartet. Indeß es war Gretchens Hand, die Johann kannte; die Liebe kann Wunder wecken! — Unbegreiflich blieb nur dem Lieutenant, wie sich ein Mädchen von dieser

sich versammelte, mischte er sich in die muntern Spiele der Jugend.

Einst wurde, an einem solchen Abend, das Blindekuhspiel vorgeschlagen, der General erbot sich sogleich die erste Blindekuh zu sein. Er band mich um die Augen, aber so locker daß er, den Kopf ein wenig zurückbiegend, Alles sehen konnte. Zum Schein haschte er bald nach diesem bald nach jenem der Anwesenden; eigentlich war es auf Lottchen gemünzt, weil er bei dieser Gelegenheit, durch Blindheit entschuldigt, sie recht derb in seine Arme fassen wollte. Lange wich sie durch Behendigkeit ihm aus und selbst dann, als sie, in einem Winkel getrieben, ihm nicht mehr entrinnen konnte, schob sie schnell einen Stuhl zwischen sich und ihn, so daß sie mindestens der Umarmung entging. Aber sie war nun Blindekuh. Mit dem abgenutzten Kompliment, daß sie mit der Binde dem Amor gleichen werde, band ihr der General mich um die Augen. Sie ahnete nicht daß ich es sei, dessen Verlust sie so oft beweint hatte, ich, die treue Freundin ihrer Mutter und die ihrige. Vorsichtig tappte sie herum. Nur wenn sie Frauenzimmerkleider neben sich rauschen hörte, griff sie behende zu, denn sie hatte

nicht Lust den General zu erwischen, der ihr gern in die Arme gelaufen wäre. Allein ihre Gespielinnen entschlüpften ihr stets mit grosser Gewandtheit. Endlich hatte sie Eine derselben in eine Ecke getrieben und breitete die Arme weit aus damit sie ihr nicht noch einmal entwischen möchte. In diesem Augenblicke wurde die Thür des Zimmers geöffnet, der sie zufällig nahe stand. Sie glaubte, ihre Gespielin habe in der Noth dies letzte Rettungsmittel ergriffen und wollte hinaus laufen; sie fuhr zu — hielt fest — rief: ich habe dich! — riß die Binde von den Augen und — Eduard war in ihren Armen. Die schalkhafte Liebe hatte den eben Angekommenen gerade jetzt hergeführt, um seinem General zu rapportiren.

Beide erkannten sich, beide standen versteinert. Es war ein Glück, daß beider Verwirrung so natürlich schien und daß ein lautes Gelächter aller Anwesenden die ersten Töne der süssesten Ueberraschung verschlang. Beide faßten sich. Eduard machte eine tiefe Verbeugung welche Lottchen bebend erwiederte und einen Schritt zurück wich. Eduard bat um Verzeihung, daß er unangemeldet hereingetreten, weil der Dienst ihm auf-

erlege, sich gleich nach seiner Ankunft bei dem Herrn General zu melden.

„Es hat nichts zu bedeuten mein lieber Werlau“ rief dieser ihm entgegen, „kommen Sie, ich will Sie meiner Schwester vorstellen.“ Er führte den Ankömmling zu Frau von Wöhrlen, die mit ihrer gewohnten holden Freundlichkeit ihn empfing.

„Mit der Tochter vom Hause“ sagte er scherzend, „haben Sie bereits Bekanntschaft gemacht und zwar eine recht vertrauliche.“ — „Mit der Tochter?“ stammelte Eduard. „Ja, es war Fräulein Charlotte von Wöhrlen, die Ihnen mit offenen Armen entgegen kam.“

Eduard glaubte zu träumen. Er blickte schüchtern nach ihr, sie verstohlen nach ihm, beide fast athemlos, doch beide von Wonne durchströmt, denn sie hatten sich wieder gefunden. Man ging bald darauf zur Tafel. Stumm saßen beide ohne ihre Messer zu berühren. „Du mußt nicht glauben, Schwester“ sagte der General, „daß dieser junge Herr immer so schüchtern und blöde sei. Vor dem Feinde solltest du ihn sehen, Sapperment! da weis er die blitzenden Augen wohl aufzuschlagen,“ und nun erzählte er von Eduards

Waffenthaten mit herzlicher Gesprächigkeit, und Lottchen verschlang begierig jedes Wort, und dem Jüngling — obgleich er bescheiden erröthete — that es wohl, in Gegenwart seiner Geliebten so warm gelobt zu werden.

Es war an diesem Abend den Liebenden unmöglich einander ein Wörtchen zuzuflüstern, nur seelenvolle Blicke wechselten sie beim Abschied. Der General nahm seinen stummen Adjutanten mit in den Wagen. „Wie gefällt Ihnen meine Nichte?“ fragte er unterwegs. —

„Euer Exzellenz haben mir nie gesagt“ stotterte Eduard, „daß Sie eine Nichte hätten.“

„Habe ich es doch selbst erst nun erfahren“ antwortete der General und erzählte ihm was er von Lottchens letzten Schicksalen aus dem Munde der Frau von Wöhrlen vernommen. Er wußte nicht, welches himmlische Vergnügen er seinem Adjutanten dadurch verursachte; doch am Schlusse seiner Erzählung vernichtete er durch jenen Blitz alle die Hoffnungen, die während derselben in Eduard aufkeimten, denn er fügte hinzu: „Herr! ich bin rasend verliebt in das Mädchen und ich muß sie besitzen es koste was es wolle.“

Da bedeckte eine schwarze Wolke Eduards auf-

gehende Sonne. „Das wird Euer Exzellenz sehr leicht werden“ stammelte er. „Nicht so leicht als Sie denken, denn das Mädchen ist verdammt widerspenstig, alle meine Mühe war bis jetzt verloren.“

Da brach ein Strahl durch die schwarze Wolke. Eben hielt der Wagen vor des Generals Wohnung, das peinliche Gespräch wurde unterbrochen. „Gute Nacht!“ sagte er zu seinem Adjutanten: „Sie werden von der Reise sehr ermüdet sein. Schlafen Sie aus, ich bedarf Ihrer morgen nicht.“

Eduard schlafen? in dieser Nacht? das war unmöglich! Er ging, bis zum Anbruch des Tages, hastig in seinem Zimmer auf und nieder, von Freude und Kummer hin und her gezogen, von Furcht und Hoffnung gepeinigt und geschmeichelt.

In den Verhältnissen in welchen der General zu seiner Schwester stand, konnte es nicht fehlen, daß für Eduard und Lottchen öftere Gelegenheiten allein miteinander zu sprechen sich ergeben mußten, zumal da Eduard sie suchte und Lottchen ihnen nicht auswich. In solchen Augenblikken erneuerten sie den Schwur der ersten Liebe, den Schwur ewiger Treue. Die wehmüthigen Erinnerungen an die Vergangenheit knüpften sich an die süssen Hoffnungen der Zukunft. Nur

die immer heftiger werdende Leidenschaft des Generals beunruhigte beide, ihn, weil der Hochgeehrte die Geliebte blenden, sie, weil der Mächtige dem Geliebten schaden könnte. Lottchen, der ohnehin ein Geheimniß drückend wurde, welches sie nicht mit ihrer guten Mutter theilte, beschloß, der Frau von Wöhrlen alles zu vertrauen. Diese kannte ohnehin schon die seltsamen Abentheuer, durch welche die Schicksale ihrer Tochter mit denen des Jünglings verflochten waren, nur daß Eduard dieser Jüngling sei, wußte sie noch nicht. Ihr das zu offenbaren, begab sich Lottchen eines Morgens früher als gewöhnlich zu ihr.

„Gut daß du kommst“ rief Frau von Wöhrlen ihr entgegen, „ich wollte dich so eben rufen lassen, denn ich habe etwas wichtiges mit dir zu sprechen. Mein Bruder, der General, hat gestern Abend förmlich um dich angehalten.“

Lottchen erschrack. Das kam ihr unerwartet. Mehr als Einmal hatte der General in ihrer Gegenwart über den Ehestand gespottet und wirklich seines Herzens Meinung ausgesprochen, denn nur die Ueberzeugung, daß er auf keine andere Weise zu Lottchens Besitz gelangen könne, hatte ihn endlich vermocht, einen so entscheidenden Schritt zu wagen.

Frau von Wöhrlen, Lottchens Schrecken bemerkend, fügte sogleich hinzu, daß sie durchaus nicht überredet werden solle, „denn“ sagte sie, „wenn es mir gleich ein sehr angenehmer Gedanke ist, meine Tochter an meinen Bruder zu vermählen, so kann und mag ich doch die Fehler dieses Bruders nicht bemänteln; du würdest ihn lieben, wenigstens sehr hochachten müssen, um sie stets freundlich zu ertragen.“

„Sie wissen, beste Mutter“ hub Lottchen schüchtern an, „ich liebe schon einen andern. Ich durfte nicht mehr hoffen ihn jemals wieder zu sehen und schon lange kämpfte die Vernunft mit dem Herzen um sein Bild unter die Todten zu stellen; aber — nun habe ich ihn wieder gesehen —“ Frau von Wöhrlen stutzte. — „Es ist der Adjutant Ihres Bruders.“

Die gute Mutter war überrascht, doch nicht unangenehm, denn der junge Mann hatte ihr wohl gefallen. Sie wollte ihn nur noch näher kennen lernen und überhaupt meinte sie, ein Aufschub sei nothwendig, damit der General, dessen Heftigkeit sie scheute, erst nach und nach beruhigt werden möchte: denn schwerlich würde bei dieser Entdeckung seine Großmuth die Oberhand

behalten. Darum rieth sie Lottchen, behutsam ihre Liebe noch zu verbergen und diese Warnung ihrem Eduard mitzutheilen. „Wenn es dir Bedürfniß ist von ihm zu sprechen“ sagte sie lächelnd, „so hast du ja mich.“

Mit kindlicher Rührung hing Lottchen an dem Halse ihrer Mutter und versprach Alles; doch in solchen Dingen Wort zu halten, ist für Liebende die schwerste Aufgabe.

Die Eitelkeit des Generals war noch tiefer gekränkt als sein Herz, da seine Schwester ihm erklärte, Lottchen könne und wolle die Seinige nicht werden. Ein Kammermädchen war so keck seine Hand auszuschlagen! um eines Kammermädchens wißen hatte er seine Abneigung gegen den Ehestand nebst so mancher andern Rücksicht überwunden, und sie verschmähte ihn! — fast hätte seine Liebe sich in Haß verwandelt. Wenigstens mischten nun Trotz und Groll sich darein; er schwur, wenn der Titel seiner Gemahlin der kleinen Zofe nicht genüge, so solle sie seine Buhlerin werden.

Je mehr er über Lottchens unbegreifliche Widerspenstigkeit nachdachte, je mehr bemächtigte sich ein finsterer Argwohn seiner Seele. „Es ist

nicht anders möglich“ sprach er zu sich selbst „mir steht ein Nebenbuhler im Wege.“ Von Stund an beobachtete er sie genau. Die Eifersucht ist scharfblickend und es währte nicht lange, so ergriff ihn die Ahnung, die bald zur Gewißheit wurde, daß Eduard sein glücklicher Nebenbuhler sei. Diese Entdeckung machte ihn wüthend. Allen den gehässigen Leidenschaften — Zorn, Eifersucht, unbefriedigte Wollust, gekränkter Ehrgeiz — ließ er nun den Zügel schiessen. Kaum war er seiner noch mächtig genug, um die Verstellung zu Hülfe zu nehmen. Vor allen Dingen entfernte er Eduard, ihm Geschäfte auf seinen Gütern übertragend, die weit aussehend waren, und den ausdrücklichen Befehl ihm ertheilend, nicht eher zurück zu kommen, bis diese Geschäfte beendigt wären.

Mit schwerem Herzen würde Eduard von Lottchen geschieden haben, wenn sie nicht den, von ihrer Mutter genehmigten Trost ihm mit auf den Weg gegeben hätte, diese Trennung solle die letzte Prüfung ihrer Liebe sein. „Nach Ihrer Zurückkunft“ sagte sie, „wird meine Mutter den General von allem unterrichten, und sollte seine unselige Leidenschaft ihn hinreissen, Dienstverhältnisse zu mißbrauchen, um unserer Verbindung Hinder-

nisse in den Weg zu legen, so nehmen Sie Ihren Abschied und folgen uns in die sichere ländliche Einsamkeit."

Mit dieser frohen Hoffnung reiste Eduard ab, nicht ahnend welchen schwarzen Entwurf der General gegen seine Liebe brütete. Unfern von der Residenz wohnte ein Jugendfreund des Generals, das heißt, ein ehemaliger Gefährte seiner Ausschweifungen, dessen schwächere Leibesbeschaffenheit dem zerstörenden Gifte früher unterlegen, und der jetzt, durch Gift und Zipperlein, die Jugendgendsünden büßte, doch nicht bereute, denn noch immer war sein liebster Genuß, wenigstens die Erzählung von leichtfertigen Abentheuern mitanzuhören, und, wenn es sein konnte, zu deren Gelingen mitzuwirken. An ihn wandte sich der General und fand die größte Bereitwilligkeit, sein Helfershelfer bei einem Bubenstück zu werden. Nur etwas furchtsam war er, da die Sache grosses Aufsehen erregen konnte, ein Skrupel, den der General ihm durch die Versicherung benahm, daß ein schnell geknüpftes Eheband alle üblen Folgen verhüten werde; eine Auflösung des Knotens, die ja alsdann der eigene Wunsch des Mädchens und seiner ehrbaren Schwester sein müsse.

Nachdem der Plan verabredet und der Zeitpunkt der Ausführung bestimmt war, eilte der General in die Residenz zurück, betrug sich gegen Lottchen nach wie vor mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit, und wurde von ihr mit ängstlicher Schonung behandelt, da sie noch immer hoffte, ihn sich zum Freunde zu gewinnen. Er veranstaltete wie sonst allerlei Lustbarkeiten zu ihrer Ergötzung und es war daher nicht auffallend, als er eines Tages eine maskirte Schlittenfahrt in Vorschlag brachte. Auf dem Gute seines Freundes sollte ein Ball gegeben werden, man wollte die Nacht durch tanzen und erst am andern Morgen heimkehren. Seiner Schwester rieth er, zu Hause zu bleiben, da das Schwärmen und die Nachtluft ihrer Gesundheit nachtheilig sein könnten, und mehr als eine ehrbare Dame mit Vergnügen Lottchen unter ihre Flügel nehmen würde. Aber Lottchen erklärte unwiderruflich, daß sie ohne ihre Mutter nicht fahren werde, und da Frau von Wöhrlen eben an einer Verkältung litt, so verursachte das einen Aufschub von einigen Wochen; eine harte Geduldsprobe für den heftigen Kriegsmann. Kaum war sie genesen als Thauwetter einfiel und er, sammt dem Schnee, alle

seine Hoffnungen schmelzen sah. Er war in Verzweiflung, bis es endlich wieder fror und schneite und mitten unter Frost und Schnee die Glut seiner Begierden zischend empor loderte.

Nun eilte er den Schlag zu vollführen. Der Tag war angesetzt. Die glänzende Gesellschaft, ein buntes Gemisch von allerlei Menschen, versammelte sich bei Frau von Wöhrlen. Hier erst sollte durch das Loos jedem Herrn eine Dame zufallen und Lottchen selbst hatte, aus guten Gründen, sich vorbehalten, die Loose aus dem Glückstopfe zu ziehen. Auch diese Vorsicht wußte der General unnütz zu machen. Es war mit einigen Freunden verabredet, daß sie scherzend den Vorschlag thun sollten, ihm, als dem Wirth, die Wahl einer Dame frei zu stellen. Lottchen widersetzte sich scherzend, gab aber bald ohne Ziererei nach, um ihn nicht zu beleidigen. Er dankte der Gesellschaft für die Auszeichnung und, da er als Türke maskirt war, so spielte er diese Rolle scherzend weiter, ging mit gravitätischen Schritten im Kreise der Damen umher, zog endlich mich aus dem Gürtel und warf mich Lottchen zu, die sich mit Anstand ihrem Schicksal unterwarf und, noch immer ohne mich zu erkennen, mich diesmal in

einer Tasche verwahrte, die sie als Pilgerin trug. Die Uebrigen paarten sich wie der Zufall es wollte. Nun setzte sich der fröhliche Zug in Bewegung. Ein sogenannter Wursischlitten mit Musikanten beladen fuhr voran und Alle folgten unter lustigem Schellengeklingel.

Auf dem Gute des dienstfertigen Freundes erwartete sie ein köstliches Mahl. Nach dessen Beendigung zogen die bunten Masken Paarweise in den Garten. Hier war von Brettern ein Saal erbaut, inwendig durch ein grünes Tannengebüsch ein Platz im Walde nachgeahmt; der papierne, transparente Plafond stellte den gestirnten Himmel dar; eine Menge bunter Lampen hingen an den Bäumen, zwischen ihnen Blumenguirlanden von gemaltem und geöltem Papier; das Ganze gewährte einen freundlichen Anblick. Um den Saal, so viel für Tanzende nöthig schien, zu erwärmen, war auch, als künstliche Ruine, ein Ofen angebracht, dessen Wärme jedoch, wie der General vorausgesehen, der alten Frau von Wöhrlen nicht genügte, weshalb sie schon nach einer Viertelstunde sich zurück in das Schloß begab und nur noch im Vorübergehen Lottchen warnte, sich vor Verkältung zu hüten.

Das junge Volk hatte bereits bis tief in die Nacht wacker getanzt, als unerwartet der General seinen Helfershelfern ein Zeichen gab und plötzlich der ganze Saal in Flammen stand. Das Feuer schien von dem geborstenen Ofen auszuströmen, ergriff schnell die Guirlanden und den geölten Plafond und loderte knisternd in den Tannengebüschen empor. Ein fürchterliches Gekreisch erhob sich — alles stürzte nach den Thüren. Der General hatte Lottchen nicht aus den Augen gelassen; er umfaßte die Halbohnmächtige, trug sie im Getümmel hinaus, schlug aber nicht den Weg nach dem Schlosse ein, sondern rannte mit der Beute in entgegengesetzter Richtung bis zu einem bereitstehenden Schlitten, warf sich mit ihr hinein und der wohlunterrichtete Kutscher führte ihn in wenigen Minuten bis zu einer einsamen Hütte an der Grenze des Forstes, wo er die Betäubte in ein kleines, niedriges Stübchen trug, auf ein Ruhebett legte und die Thür hinter sich verschloß.

Das arme Lottchen, sich erholend, betrachtete ihn dankbar als den Retter ihres Lebens, wurde aber schrecklich aus dieser Täuschung gerissen, als

er mit flammenden Blicken ihr erklärte, sie müsse nun die Seinige werden. Bebend fiel sie auf ihre Kniee, suchte vergebens ihn zu rühren, wurde verspottet, als ihr ein Sprung nach der Thür gelang, wo sie aber umsonst die wohl verschlossene aufzurütteln strebte. Eine gräßliche Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, sie rang mit dem Ehrenräuber, anfangs an Stärke ihm gleich, bis die überspannte Kraft sie verließ und nur ihre Brust noch Athem hatte für ein wildes durchdringendes Gekreisch.

In diesem Augenblicke wurde die Thür gesprengt — Eduard flog herein, packte den General bei der Brust und warf ihn mit Jugendkraft zu Boden. Lottchen wurde ohnmächtig.

Von der Sehnsucht nach Rückkehr und vielleich auch von einer düstern Ahnung getrieben, hatte Eduard die Berechnung des Generals getäuscht und seine Geschäfte weit früher beendigt. Er fuhr mit Kourierpferden Tag und Nacht. Schon war er dem Ziele der Reise nahe, als er in geringer Entfernung eine jähe Flamme auflodern sah. Nun trieb er die Pferde hastig an. Die Flamme verschwand bald wieder, aber sein Weg führte

ihn durch den Forst, dicht an der Hütte vorbei aus der ein weibliches Gekreisch in seine Ohren drang. Rasch sprang er aus dem Wagen, fand die Thür verschlossen, glaubte die Stimme der Geliebten zu erkennen, und sprengte das Schloß durch Kraft und Angst der Liebe. Mit dieser Angst wandte er sich zu Lottchen, nachdem er den Ehrenräuber zu Boden geworfen. Schäumend sprang der General auf. Er war in seiner Maske unbewaffnet, nur ein Theaterdolch stack in seinem Gürtel, doch zog er ihn drohend und Eduard — der Waffe Unschädlichkeit nicht kennend — riß seinen Degen aus der Scheide.

„Wie!" rief der Wüthende, „du wagst gegen deinen General den Degen zu ziehen?"

„Ich durchbohre Sie auf der Stelle" antwortete Eduard mit Blitzen im Auge, „wenn sie noch einmal durch Wort oder That dies edle Mädchen zu beschimpfen sich erlauben."

Knirschend antwortete der General: „Ich bin unbewaffnet, aber Morgen, du elender Prahler! stelle dich mir auf Pistolen."

Lottchen aus der Ohnmacht erwachend, vernahm diese Ausforderung, ihr Herz bebte für den Geliebten — sie warf sich wimmernd auf die Kniee vor dem General, der in einen Sessel getaumelt war und an seinen Nägeln kaute — sie versuchte durch die kindlichsten Bitten ihn zu rühren, und indem sie so weinte und schluchzte, zog sie mich hervor — und indem sie wiederholt mich zu den Augen führte, erkannte sie mich plötzlich — Sprache und Thränen stockten — sie sah mich starr an — „Gott!“ rief sie endlich, „in dieser Minute gibst du mir mein Schnupftuch wieder.“

Der General stutzte. Begeistert fuhr Lottchen fort: „von Ihnen habe ich es heute empfangen — wie es in Ihre Hände kam, weis Gott! was Sie mir gegeben, ahnen Sie nicht! aber wenn noch etwas auf der Welt Sie zu rühren fähig ist, so wird die Geschichte dieses Tuches Sie rühren. Meine Mutter, die unschuldige Tochter eines ehrlichen Pachters, wurde ein Opfer der Verführung eines jungen Offiziers, der scheidend ihr dies Schnupftuch hinterließ. Ihren Vater verzehrte der Gram — sie starb unter Gewissensfoltern indem sie mir das Leben gab. Dies Tuch und mit

ihm die Erinnerung an die Gefahren der Unschuld ist mein ganzes Erbe!"

Während dieser kurzen Erzählung überzog eine graue Todtenfarbe des Generals braunes Antlitz. Fast unvernehmlich stammelte er die Worte: „wie ist das Tuch gezeichnet?" H. S. v. J." sagte Lottchen, „mit der Jahrzahl 1792" „und der Name Ihrer Mutter — ?" „Marie Fernau."

Da verhüllte er sein Antlitz in den Kaftan und heulte aus hohler Brust: „du bist meine Tochter!"

Begehret nicht, Schwestern, daß ich euch schildern soll was nun vorging — Lottchens Freudentaumel — der Kampf ihres Vaters zwischen Reue, Scham und Liebe — Eduards sprachloses Erstaunen. Seit vielen Jahren zum Erstenmal weinte der General von Inselberg heisse bittere Thränen, die nach und nach, durch seiner Tochter Liebkosungen versüßt, in sanfte, unaussprechliche Wehmuth verschmolzen. Mit verwandeltem Herzen drückte er Lottchen nun an seine Brust und streckte den Arm nach Eduard aus. Der rohe Mann, der

so oft an einer leitenden Vorsehung spottend gezweifelt hatte, beugte sich nun zerknirscht im Staube und betete an.

Stunden waren wie Augenblicke vorüber geflohen — der Tag graute — Lottchen erinnerte sich zuerst der Angst, die ihre gute Mutter um sie leiden würde. Zwischen dem Vater und dem Geliebten eilte sie mit freudetrunkenem Herzen zurück in das Schloß, wo Frau von Wöhrlen die beweinte Tochter als durch ihren Bruder gerettet empfing; was ihr gedroht, blieb schonend ihr und allen verschwiegen. Die plötzliche Feuersbrunst galt für zufällig. Nur die frohe, durch mich bewirkte Entdeckung wurde der staunenden Gesellschaft mitgetheilt und in deren Mitte Lottchens Verlobung mit Eduard gefeiert.

Seit jenem Tage wurde ich still und mit Ehrfurcht im Schranke bewahrt, nur noch Einmal hervorgezogen, als der König einen Deserteur begnadigte, der schon auf dem Richtplatz kniete um erschossen zu werden. Eduard erhielt den Auftrag, ihm Gnade anzukündigen und in der Hand des Keuchenden flatterte ich dem Richtplatz

zu, wo, von ferne mich erblickend, die zum Anschlag fertigen Grenadiere schnell und fröhlich die Gewehre schulterten. Das war die letzte Begebenheit in meinem abentheuerlichen Leben. Seitdem habe ich still unter euch der ehrenvollen Ruhe genossen, allein noch oft, beim Oeffnen unseres Schrankes, mich an der Heiterkeit meiner, durch mich beglückten, Gebieterin ergötzt.

Kotzebue.

Geistesbildung in einen Johann verlieben könne! — Doch er kannte die Weiber. — Johann war ein hübscher, schlanker Pursche; er wußte, was das vermag; die Antwort war passend, und seine Zweifel über die Aechtheit verschwanden, um — einer ganz andern Empfindung Platz zu machen.

Leutenant v. F. — war jung, feurig, empfänglich. Das Bild, welches ihm Johann von den Augen, der Gestalt, u. s. w. seines Gretchens entworfen, hatte ihn schon interessirt. Dieser Brief vollendete die Eroberung. Ein so reizendes, so geistvolles Mädchen! — Kurz der Lieutenant ward ernstlich verliebt, und der Nebenbuhler seines Johann. Entfernen durfte er sich nicht vom Regiment. Johann war natürlich über die Beantwortung dieses Briefes, noch mehr als vorhin verlegen; der Lieutenant kam ihm wieder zu Hülfe, benutzte dies, um Gretchen immer in Johanns Namen die schmeichelhaftesten, zärtlichsten und glühendsten Sachen zu sagen, und erhielt von Fräulein Malchen in Gretchens Namen, eben so zärtliche Antworten.

Ohngefehr 8 Monate wurde diese Korrespondenz regelmäßig fortgesetzt.

Die Absicht des Lieutenants war, nach Endigung des Feldzugs, das reizende, geistvolle Gretchen aufzusuchen, die Täuschung zu entdecken, sich als den wahren Korrespondenten zu nennen, und unter Begünstigung dieses Umstandes — ihr Herz zu erobern. Denn daß sie ihn seinem Johann vorziehen würde, bezweifelte er nicht; und diesen hoffte er für Gretchens Verlust anderweit zu entschädigen.

Der Feldzug endete. Der Lieutenant nahm Urlaub; ließ aber unter allerlei Vorwand seinen Johann noch beim Regiment zurück und eilte auf das Städtchen zu, wo die geliebte Korrespondentin wohnte.

Er begriff wohl, daß um seine Plane zu verfolgen, und Gretchen zu sehen, er sich mit seiner Feindin mindestens zum Schein aussöhnen, und diese besuchen müsse. Die Leidenschaft die er für jenes Mädchen gefaßt hatte, überwand seinen Widerwillen.

Da es ihm, nach einer so langen Vernachläßigung, an Vorwand zum Besuch fehlte, so wählte er vor der Hand den: für seinen Johann um Gretchen anzuhalten. In der Folge sollten denn erst seine Entwürfe sich entwickeln.

Der Lieutenant läßt sich durch einen fremden Bedienten melden. — Gretchen trauerte über die getäuschte Hoffnung des Wiedersehens ihres Geliebten, und verschloß sich in ihre Kammer. — Der Lieutenant ward angenommen, und erschien.

Wie erstaunte er, in seiner Feindin, ein holdes, höchstinteressantes, schlankes Mädchen, mit schwarzen Augen und Wangen, schönen, schwarzen Haaren zu finden! — Die von Prozessen unzertrennliche widrige Empfindung, von Advokaten und Uebelgesinnten, Verwaltern und Sachwaltern genährt, hatte ihm seine Kousine stets nur im tiefen Schatten gezeigt.

Der Lieutenant stammelte einige Entschuldigungen über sein bisheriges Benehmen, und Amalie riß ihn durch die freundlichste und herzlichste Aeußerungen aus seiner Verlegenheit.

Schon war des Lieutenants Neigung für Gretchen etwas erschüttert; doch die Neugierde siegte. Er brachte also die Anwerbung für seinen Johann vor, konnte aber nicht umhin, bei dieser Gelegenheit sich in Lobsprüchen über den seltenen Geist eines solchen Kammermädchens zu ergießen, sein

Erstaunen darüber zu bezeichnen, und zugleich der Fräulein über ihre Erziehung ein Kompliment zu machen. Amalie erkundigte sich, woher denn ihr Vetter mit Gretchens Bildung so bekannt sei? und erfuhr nun das Geheimniß der Korrespondenz.

Lächelnd gab das Fräulein nun ihrem Vetter das Kompliment zurück, und bezeichnete ihr Erstaunen, daß es ihm gelungen sei, einen Bauernjungen, bis auf diesen Grad von Bildung zu heben, den seine Briefe an Gretchen verriethen, als deren Vertraute sie sich bekannte. —

Von Erklärung zu Erklärung brach denn endlich das volle Licht hervor.

Amalie und der Lieutenant gewahrten, daß sie es waren, die unter Johann und Gretchens Namen bisher die zärtliche Korrespondenz geführt hatten. Leicht war nun die Bahn zur Verbindung ihrer Herzen.

Des Lieutenants leichtsinnige Neigung für Gretchen wandelte sich schnell in die zarteste und reinste Liebe für seine schöne Freundin. Er sank zu ihren Füßen; er flehte um Verzeihung und Liebe — und ward erhört!

Nun wurde Gretchen gerufen. Ihre rothgeweinten Augen erhielten neuen Glanz. Der treue Fourierschütz wurde schleunig vom Regiment gerufen; und die zwei glückliche korrespondirende Paare, feierten an Einem Tage ihre Verbindung!

Julius v. Soden.

# Moral beim Trinken.

Auch der Schenktisch predigt Lehren,
Aber Niemand will sie hören. —
Ich, wofern ich recht vernommen,
Hörte so, zu meinem Frommen:

Wie die Flaschen sind versiegelt
Sei dein wallend Herz gezügelt!
Nur im trauten Freundeskreise
Oeffne beide froh und weise!

Wie die Zecher Wein erheben,
Der das Herz beschwingt mit Leben;
Also werden dich auch loben
Deren Seele du gehoben.

Wie sich schnell die Flasche leeret
Die der Trinker Zuspruch ehret;
Also wird die Kraft dir schwinden
Wenn dich Träge wacker finden.

Wie die leere Flasche wieder
Stracks vergessen sinkt darnieder,
Wirst auch du vergessen liegen
Wenn die Kräfte dir versiegen.

Dennoch, wie für unsre Freuden
Still du siehst die Flasche leiden,
So für Andre wirke Gutes
Dulde Böses gleichen Muthes.

J. R. Wyß.

# Die Lerche und die Nachtigall.

## Parabel.

(Fragment aus einer St. Johannisfestrede.)

---

Es ist uns allen gegenwärtig, daß die älteste Sprache der Menschen, so wie ihre erste Schrift Bilder gewesen seien. Sie herrschen noch fort und fort in Schrift und Sprache; obgleich jetzt durch den erweiterten Kreis abstrakter Ideen, welchen Worte des sinnlichen Ausdruckes zur Bezeichnung geliehen wurden; durch das unabwendbare Wirken des Menschengeistes in der Zeit auf alles, womit er in Berührung geräth von einer Seite, und durch Abkürzung und Vermischung der Zeichen von der andern Seite, die Bildersprache und Bilderschrift oft nur dem schärfer geübten Auge des Alterthumsforschers da noch erklärbar bleibt, wo der Uneingeweihete nur willkührliche Töne und willkührliche Schriftkaraktere zu sehen vermag. — Und wieviel ist selbst dem Forscher, vielleicht auf ewig, dennoch stumm und unsichtbar geworden! — So bewacht noch immer eine unerbittliche Sphinx

die egyptische Hieroglyphik. Keinem der das Licht Suchenden reichte sie noch den Schlüssel des Epopten. Das Studium der sogenannten Grundsprachen, deren Wurzeln man im Orient gräbt, führt ganz unverkennbar auf Uranfänge, auf Grundlaute, wovon jene Wurzeln wieder nur Zweigspitzen bildeten. Aber der Baum ist versunken, mit jener Vorschöpfung, deren Trümmer die lebende Generation manchmal noch staunend und zweifelnd an die Oberfläche der Erde steigen sieht, wenn sie der Wogensturm des Ozeans, oder ein furchtbares Kontinentalphänomen, oder die stille arbeitende Natur, aus den Gräbern von tausendmal tausend Jahren emporhebt.

Es gibt dagegen auch einen großen herrlichen Bilderkreis, der nie altert, nie untergeht; der eben so sehr von Uranfang war und ewig wird sein, solange Menschen leben, als er immer verstanden und empfunden werden wird. Ich meine jene Bilder, welche unsere Seele, aus einwohnendem Grundtriebe, als Vehikel ihrer lebendigsten Ideen und Empfindungen erzeugt, und welche die Quelle sind, woraus jene Bilder in Wörtern und Wendungen der Sprache, und in den Zeichen der Schrift flossen, und die wir mit dem Na-

men des Gleichnisses, der Parabel, der Mythe bezeichnen. Die Jugendperiode der Völker, als die Fantasiereichste, liebt und schafft sie am glücklichsten; die Wahrheit kleidet sich am gefälligsten in dies Gewand für den exoterischen Lehrling, und verhüllte sich in dasselbe, da wo es oft Bedürfniß sein mochte, im esoterischen Heiligthume. — Eine Zahl tiefer und klarer Gedanken, goldner Sprüche, sind uns in dieser Gestalt aus dem Jugendlande der Menschheit, dem Orient und Griechenland zugewandert, und ich bin gewiß, noch manche stehen in den Hieroglyphen, wirklich nicht aufgeschrieben, sondern abgebildet, wie freilich eine unvollkommne Malerkunst Gegenstände — hier das Gedankenbild — abmalen kann.

Aus jenem reichen Bilderkreise der Parabel gebe ich hier eine Zeichnung, deren Deutung wohl jedem beschauenden Leser leicht sein wird.

---

### Die Lerche und die Nachtigall.

Es schoß der junge Tag seinen Flammenpfeil auf der Berge Spitzen, die Schöpfung erwachte zum großen Halleluja, und von allem was da

lebet, schwang sich zuerst rein und leicht die Lerche empor, und tauchte auf in die Stralen des Frührothes. Höher schwingt sie sich, und badet ihr Gefieder im Sonnenäther, und gießt ihre schwellenden, schmetternden Töne in die offenen Räume des Himmels, daß sie herabklingen zu den horchenden Söhnen der Erde wie Engelstimmen. Die Höhen und das Freie sind der harmlosen Sängerin Sphäre, das Licht sucht sie, und das Auge der Menschen fürchtet sie nicht, und das Geräusch und Treiben der Erde störet sie nicht in ihrem Gesange. — Mit Wohlgefallen sieht ihr ein Wanderer nach in ihrem Tanz in den Lüften, und im nahen Busche erblickt er zugleich die Nachtigall, scheu und stumm im Dunkel der Zweige sich bergend. — Sag an, spricht er ihr zu, was weilest du immer im Dunkel, warum flötet dein tonreiches schmelzendes Lied nur bei Nacht? Du scheuest wohl das Licht, und bauest deinen Beifall auf die magische Kraft des Verborgenen? Sieh die heitere Schwester, wie sie emporschwebt; es wird Licht, und sie ist seine Verkünderin. Hervor, ihr nach! oder gestehe, dein Weigern erregt Mistrauen. —

Und es versetzte darauf Philomele: Freund! lä-

ſtre mich nicht, wenn du mein Weſen nicht kennſt, nicht faſſeſt. Wohl kenn' ich den Flug der tonbegabten Schweſter, wie er ſie drängt zum Glanze des Tages, und freue mich deſſen, wenn ihr die größere Zahl beifällig horcht. Mir aber vergönne darum doch meinen Geſang im ſchirmenden geheimnißreichen Dunkel der Nacht; mir leuchtet ein Licht, was nicht mit Aufgang und Niedergang beginnt und endet; mich wärmt ein ſanft loderndes Feuer. Ich verlange nicht, daß mir die größere Zahl horche, die in jener Zeit kein Ohr mehr hat, wo mein Geſang am mächtigſten feurigſten ſtrömt; die ſchläft und träumt, wenn meine Arbeiten beginnen, und ich meine begeiſternden Töne dichte. Ich bin nicht gemacht, der Herold des mühevollen irdiſchen Tagewerkes zu ſein, und der Menge Glocke zu werden zu ihrem Gebete. — Aber ich erfreue mich des kleinen ſinnigen Kreiſes, den ich in das magiſche Dunkel ziehe; ich begrüße entzückt den ſtillen Abendwaller, welcher der Laſt des Tages entflohen, den Frieden ſucht und die Freiheit, wo die Menge nicht hauſt, und ſein Herz aufſchließen möchte den unverhaltenen Gefühlen. Und alle, die ſich da begegnen auf dieſem Gange zu mir, und die

sich geräuschlos vereinen um mich, die fühlen sich besser in diesen Momenten, und tragen den schönen Nachklang in ihrer Brust hinüber zum aufsteigenden Tag, wo auch Ihnen meine Schwester ruft. — Darum habe nicht Arges daran, Wanderer, wenn ich im Verborgenen lebe fort und fort. — Also sprach Philomele.

Friederich.

---

# Parabeln.

## 1. Der Thau.

Nieder sinket der Thau, bevor der Osten sich röthet.
Morgenröthe, du bist Hoffnung des kommenden Tags!
— Thränen sind Thau. Wenn auf den belasteten Busen sie fallen,
Löst sich der Kummer, und sanft stralet die Hoffnung ins Herz.

## 2. Männlichkeit.

Wie die Tulpe sich sorgsam schließt vor dem nahenden Regen,
So verwahre der Mann weise sich vor der Gefahr.
Wie der Eichbaum steht in des Blitzes Feuerumarmung,
Also bestehe den Kampf kühn und kräftig der Held.

Burckhardt.

# Erinnerung.

Am 6 Januar 1807.

Meiner Kindheit frühe Zeit,
Die so harmlos mir verflogen,
Wie hat sich dein Bild so weit
Schon im Hintergrund gezogen!
Bist verschwunden wie ein Traum;
Die Erinnerung faßt dich kaum.

An den Strand des *) Corentain
Sucht' ich Muscheln mir und Steine;
Irrend durch den Palmenhain
Fürchtet' ich der Schlangen keine.
Zwischen Feldern voller Mais
Brannt' die Sonne mir nicht heiß.

Mancher Negerknabe war
Kindlichliebend mir ergeben,
Und mit dieser kleinen Schaar
Führt' ich ein vergnügtes Leben.
Jeder Tag verfloß so leicht,
Wie ein Morgentraum entweicht.

---

*) Ein Fluß an der Kolonie Hoop in Surinam.

Nur wenn Regen wochenlang
  Von den Dächern niederströmte,
Und mir fast im Zimmer bang,
  Der ich sonst mich immer grämte;
Und ich dachte sorgenvoll,
  Ob es nie sich enden soll?

Aber, wenn der Dunst zerrann,
  Wenn der Aether blau sich malte,
Und mit neuer Heitre dann
  Reiner wieder mich umstralte;
O! wie sprang ich rasch hinaus,
  Floh das enge, dumpfe Haus.

Perlend prangte Hain und Flur,
  Und erwacht zu frohem Leben
War aufs neue die Natur,
  Neue Freuden mir zu geben.
Süßer Wohlgeruch entfloß
  Dem erfrischten Laubgesproß.

Blühend stand der Kokosbaum,
  Und die duft'ge Apfelsine.
Unter ihrer Zweige Raum,
  Schwärmten Kolibri und Biene;
Und umher mit Lustgeschrei
  Flog der bunte Papagei.

Hurtig ward ein Pfeil geschnitzt,
Und gekrümmt der starre Bogen;
Dann die Waffe scharf gespitzt,
Und die Senne straf gezogen;
Und die Luft durchschoß in Eil
Der davon geschnellte Pfeil.

Und ein muntrer Jüngling war,
Der in dieser Kunst mich übte,
Den aus der Indianer Schaar
Ich vor allen andern liebte:
Innig waren wir vereint,
Bernhard war mein trauter Freund.

Lebst du noch, den ich als Kind
Schon im Jünglingsalter kannte?
Siebzehn Jahr' entflohn geschwind,
Seit mich mein Geschick verbannte.
O, wo bist du? Zeig' dich mir!
Oft noch sehn' ich mich nach dir.

Deckt dich schon der Erde Schoos?
Löst dich von des Jenseits Rande
Nicht des Freundes Rufen los?
Soll ich, fern vom Vaterlande,
Wo so milde Lüfte wehn,
Bernhard, nie dich wiedersehn?

Gern noch Einmal zög' ich hin,
Nach dem theuren Vaterlande.
Ach, es war so schön darin! —
Trüg' doch übers Weltmeers Strande
Mich der Vögel Wanderzug,
Schnell, wie mein Gedankenflug!

Burckhardt.

---

# Ein Gesicht.

Ich hub meine Augen auf, und sahe eine weite Ebene, in deren Mitte sich ein Hügel erhob, dessen Haupt mit Myrthen und Zitronen-Bäumen gekrönet war. Anfangs schien mir diese anmuthige Gegend unbewohnt zu sein: Ich sah aber bald eine schöne Gestalt, von mehr als menschlicher Bildung, im Begleite vieler jungen Knaben von freien lustigen Geberden, über das Feld gegen den Hügel zu herabkommen. —

Der Geist sagte mir, daß der Name dieser Nymphe Seele sei. Man halte davor, sie sei von ätherischem Stamme, ob es gleich nicht völlig bekannt sei, warum der König der überirdischen Gegenden sie in die Unterwelt verwiesen habe. Gemeiniglich glaubt man, daß nicht sowohl ein vorhergehendes Verbrechen, als vielmehr eine geheime Absicht des Königs Ursach sei.

Unter diesen Gesprächen war die Seele näher herbeigekommen, und ich konnte nun sie selbst, und ihr Gefolge besser betrachten. Mich

däuchte in ihrem Gesicht ein gewisses Erstaunen über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen, und eine zweifelhafte Verwirrung zu sehen, als ob sie weder ihren Augen, noch den Gegenständen, von denen sie umringt war, traute. Die Knaben, welche sie begleiteten, werden Begierden genannt. Sie trugen eine Miene der Einfalt und Leichtgläubigkeit, welche mehr auf Gutmüthigkeit als Unverständigkeit zu deuten schienen. Sie waren liebenswürdig gebildet, doch däuchte mich, als ob ich etwas sehr leichtsinniges in ihrem hüpfenden Gange, und ihren herumschiessenden Blicken wahrnähme. Ich sahe, daß die Seele oft ihre Augen gen Himmel wandte; und es schien denn aus ihrem Lächeln, und aus einem stillen Seufzer, der ihr entfloh, als ob sie sich wieder an die Gegend, wo sie hergekommen war, erinnerte. —

Nicht weit von dem Orte, wo sie sich befand, war eine kleine Höhe, mit den angenehmsten Blumen bedeckt. Auf der Höhe stand ein mit Rosen bestreutes Lager, auf dem eine Frau von einer feinen, obgleich allzuweichlicher und frechen Gestalt, saß, welche sich Glückseligkeit nennen läßt, in der Sprache der Himmelsbewohner

aber heißt sie die Thorheit. Sie war von einer Menge Sylphen und Sylphiden umgeben, die von so mannigfaltiger Bildung waren, als die Blume in den königlichen Gärten. Ihr Name ist Freuden. Sie sind alle Kinder der Thorheit, welche sie in heimlichen Umarmungen mit verschiedenen Vätern gezeuget hat. — Diese Freuden, die gleich den Mücken an einem Sommerabend untereinander wimmelten, machten mit ihren Flügeln eine Art Musik, welche die Seele auf einmal von ihrem Staunen erweckte. Die Begierden waren schon, sobald sie die schönen Freuden erblickt hatten, auf sie zugeeilet. Sie umarmten einander mit so großer Heftigkeit, daß es schien, als ob sie in eins verschmelzen wollten.

Die Seele schien anfangs zweifelhaft, wo sie hingehen sollte? Sie horchte mit heimlichem Vergnügen dem lockenden Getöne der Freuden zu; sie wollte zu ihnen gehen, aber sie wich immer wieder ab. Da ich mich über die schlangenförmige Bewegung verwunderte, sah ich einen kleinen Knaben mit goldnen Flügeln, in der Gestalt eines blühenden Engels, welcher sie, so oft sie zu dem Hügel der Freuden abwich, mit einem Flügel berührte, worauf sie sogleich wieder in

die vorige Bahn zurückzitterte. Ich bat meinen Schutzgeist, mir dieses zu erklären. Er sagte: daß du die Seele so oft nach der Seite abweichen siehest, wo sie die Freuden mit ihrem Gesange einladen, ist eine Wirkung der dunkeln Empfindung, die ihr von ihrem ehemaligen Stande zurückgeblieben ist.

Ehemals lebte sie als eine Schwester der Engel in den ätherischen Gegenden. Ungeachtet sie nun bei ihrer Verweisung vom Himmel aus dem Flusse der Vergessenheit trinken mußte, welcher die Kraft hat, die Erinnerung des vergangenen Lebens aus dem Gemüthe zu wischen, so sind ihr doch noch einige Eindrücke und Neigungen von ihrem angebornen Zustande zurückgeblieben, welche sich bei jeder Gelegenheit äussern. Ein jeder Schimmer, ein jedes Getöne setzt sie in Bewegung und zieht sie mit einer heimlichen Gewalt an sich. Sowohl die reizende Gestalt jener bunten Freuden, als das liebliche Geräusch ihrer bunten Flügel bemeistert sich ihrer mit einer Stärke, der sie nicht widerstehen könnte, wenn nicht der Instinkt, dieser ätherische Knabe, der immer um sie schwebet, ob sie ihn gleich nie sieht, sie von Zeit zu Zeit zurücktriebe, indem er sie mit

der äussersten Spitze seiner magischen Flügel berührt. Es ist nicht ausgemacht, was diesen jungen Engel bewogen hat, die Himmelsluft zu verlassen, und der Seele so treu nachzufolgen. Einige glauben, daß es aus natürlicher Anmuthung zu der Seele geschehe; mir ist es wahrscheinlicher, daß er ihr von dem Könige der Geister zugegeben worden, damit er sie auf den einzigen Weg bringe, auf welchem sie zu ihrer verlornen Hoheit und Glückseligkeit zurückkommen kann; dennoch ist er zu schwach, sie von den mächtigen Lockungen der Freuden abzuhalten. Du siehst, daß sie dem bezauberten Hügel immer näher kommt; jetzt ist sie gefangen; der Instinkt schüttelt die Flügel umsonst; die Freuden binden sie mit Blumenkränzen, sie umwinden sie ganz, und ziehen sie in den Arm der Thorheit. —

Indem ich diese Szene mit Aufmerksamkeit betrachtete, sah ich eine wundersame Verwirrung unter den Begierden und Freuden entstehen. Diese, welche jenen vor etlichen Minuten so reizend vorgekommen waren, daß sie sie mit der feurigsten Inbrunst umarmten, verwandelten sich jetzt in ihren Armen in die abscheulichsten Gespenster und Gestalten. Die Begierden bebten mit

Unmuth von ihren Lieblingen. Aber kaum hatten sie sich aus ihren garstigen Umarmungen losgemacht, erschienen die kleinen Zauberinnen wieder in ihrer vorigen Pracht. Die Begierden wurden aufs neue angereizt, sich mit ihnen zu vereinigen, aber sie wurden eben so sehr getäuscht als zuvor. Einige Freuden stellten sich spröde und flohen vor den nacheilenden Begierden; andere verfolgten diejenigen, die vor ihnen flohen. Dieses Lärmen weckte endlich die Seele auf, die neben der Thorheit auf einem Rosenbette eingeschlummert war. Sie wollte sich erheben, und ihre Begierden zusammenrufen; aber die Thorheit, welche den Arm fest um ihren Leib geschlungen hielt, war ihr zu stark. Sie konnte sich nicht losmachen, zumal da ein Weib von plumper Bildung, die man Gewohnheit nennt, sie mit neuen und stärkern Banden an das Lager der falschen Glückseligkeit fest machte. Unterdessen hatten sich die Begierden durch ihre beständige, aber vergebliche Bemühung so sehr ermüdet, daß sie ganz entkräftet niedersanken und einschlummerten.

Während der allgemeinen Stille, die jetzt auf ein so grosses Getümmel folgte, hörte die Seele von ferne ein Getöne, von dem sie auf eine so

süsse und zugleich mächtige Weise ergriffen wurde, daß sie sich eine starke Bewegung gab, die blumigten Fesseln zu zerreissen, womit sie gebunden war. Ich sah auch, daß der Knabe mit den goldenen Flügeln, den ich lange nicht mehr bemerkt hatte, wieder um sie schwebte, als ob er ihr mit seinen ätherischen Flügeln Muth und Stärke zufächeln wollte. Sie riß sich in der That los, und weckte ihre Begierden auf, um den holden Wohllauten mit einander nachzueilen. Sie würde aber schwerlich so bald und so leicht aus dem bezauberten Gebiete der Thorheit hinweg gekommen sein, wenn sich nicht eine Frau von ernsthaftem Ansehen zu ihr gefunden hätte, die man Ueberlegung nennt. Die Ueberlegung hatte eine Brille in der Hand, die sie der Seele lieh. Sie befahl ihr erstlich, die Thorheit und ihre Töchter damit anzusehen, welche ihr aber so häßlich vorkamen, daß sie die Augen wegwenden mußte. Dann befahl sie ihr, vor sich hinaus zu sehen, und da entdeckte die Seele auf weit entlegenem Berge eine Gestalt von erhabenem und himmlischem Ansehen. Sie betrachtete sie lange: es war ihr, als wenn sie sich erinnerte, ehemals etwas Aehnliches gesehen zu

haben. Sie eilte nunmehr wie mit geflügelten Füßen, vom Instinkt begleitet, nach der glücklichen Gegend, wo sie die schöne Gestalt gesehen hatte, von welcher her auch die lieblichen Himmelstöne hallten, die sie zuweilen stärker, zuweilen aber fast gar nicht vernahm. Ihre Gefährten schwebten ungeduldig voran, und schienen durch eine geheime Ahnung zum Voraus zu empfinden, daß das Leere, das sie in sich empfanden, bald ausgefüllt werden sollte.

Ich sah auch, wie sie endlich den Fuß des Berges erreichten, wo sie still hielten, sich ein wenig zu erholen; denn der Berg schien ihnen sehr schwer zu ersteigen. Ich wurde aber bald einer weiblichen Gestalt von gesunder und starker Leibesbeschaffenheit und einer sehr sanften und anmuthigen Gesichtsbildung gewahr, die zu ihr herunter stieg. Sie nannte sich Mäßigkeit, zuweilen heißt sie auch Geduld. Sie erbot sich, die Seele an ihrem Arm auf den Gipfel des Berges zu führen. Was die Begierden betrifft, waren einige so leicht auf den Füßen, und so ungeduldig nach der Schönheit, von der sie zwar nur eine dunkle Vorempfindung hatten, daß sie ohne Führer, ob sie gleich nicht selten aus-

gleiteten, den obern Theil des Berges erreichten. Andere, welche etwas träger waren, nahm der Instinkt auf seine Flügel, und brachte sie also sicher auf den Gipfel.

Jetzt war es mir, als wenn ich selbst durch eine unmerkliche geschwinde Bewegung auf die Stirne dieses Berges gebracht würde, damit ich Alles sehen könnte, was ferner mit der Seele, gegen die ich eine zärtliche Zuneigung empfand, sich zutragen würde.

Ich sah nun eine große Ebene, an der einen Seite von hohen Zedern umringt, an den übrigen offen, und mit allerlei gesunden und wohlriechenden Pflanzen bedeckt; die Luft, die man hier athmete, hatte die Eigenschaft, alle Wesen zu veredeln. Man schien sich selbst leichter und ätherisch zu werden. Aber eine entzückende Erscheinung zog bald meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Ich sah die Gottheit dieses Ortes, eine himmlische Gestalt, aus dem Zedernhaine hervorgehen; eben diejenige, welche die Seele durch das wunderbare Glas der Ueberlegung von ferne gesehen hatte. Wenn man sie gesehen hat, so kann man nichts anderes schön heißen, als sie. Aber es ist unmöglich, sie denen genugsam zu

beschreiben, die sie nicht selbst gesehen haben. Sie trug ein goldenes Stirnband, auf welchem in der himmlischen Sprache ihr Name geschrieben stand, den nur die Unsterblichen nennen können; bei den Menschen aber heißt sie die Tugend. Zu ihrer Linken gieng eine Nymphe, gleich einem Mädchen in der vollen Blüthe der Schönheit, aber von einer so untadelichen und glänzenden Schönheit, daß ich sie für die Bürgerin einer höhern Welt gehalten hätte. Mein Ausleger sagte mir, daß sie Harmonie heiße, und daß die goldene Laute, die an ihrer weißen Schulter hienge, eben dieselbe sei, womit sie die Gestirne und Welten in richtige Bewegungen und Kreisläufe gezogen, und welche den allgemeinen Lobgesang beherrscht habe, den die neugebildete Schöpfung dem Herrn der Wesen gebracht. Ungeachtet sie jetzt nicht spielte, floß doch noch ein sich sanft verlierendes liebliches Getöne um sie her, gleich dem milden Glanz, den die untergegangene Sonne auf den westlichen Bergen zurückläßt, wenn er sich allgemach unter die Flügel der Nacht verbirgt.

Als die Seele die himmlische Tugend nahen sah, eilte sie in Entzückung, sich zu ihren Füßen

zu werfen und ihre Knie zu umarmen. Jetzt empfand sie zum erstenmale, seitdem sie in den irdischen Gegenden gewallt, etwas, das jener Seligkeit glich, die sie unter den Engeln unvermischt genossen hatte, und sie glaubte in dem Antlitze der Tugend Züge zu finden, die dem ewigen Schönen auch eigen seien, so sie ehemals angebetet hatte. Ich sah auf dem Angesicht der Seele eine Zufriedenheit schimmern, die nur aus einer Glückseligkeit entspringen kann, die ganz und gar unserer Natur angemessen ist. Ich sah auch, wie die Begierden ganz erstaunt am Boden klebten, und die Augen nicht von der göttlichen Majestät der Tugend und der unwiderstehlichen Anmuth der Harmonie verwenden konnten. Aber sobald diese ihre Laute hervornahm und einen Gesang begann, der die ganze Natur zu vergeistigen schien, schwebten die Begierden auf, und machten, mit den Armen in einen Kreis geschlungen, einen sphärischen Tanz um die Tugend, gleich dem Tanze, den die Welten um die königliche Sonne halten.

Diese sanfte und wohlgemessene Bewegung wiegte sie in eine Wollust, dergleichen sie nie empfunden hatten. Aber noch wunderbarer und

für mein Auge entzückender war, daß jede Begierde, indem sie sich solchergestalt um die Tugend, als ihren Mittelpunkt, herum bewegte, wie in einem Spiegel die Gestalt desselben auffaßte und eine nachgebildete Tugend, und zwar jede auf eine ihr eigene Weise, zu werden schien. Man hätte sie für eine Schaar von Kindern einer Mutter gehalten, von denen jedes ein Nachbild der Mutter scheint, obgleich keines dem andern völlig ähnlich ist.

# Die Mücken.

In der Abendsonne Glanz
Halten wir den Reihentanz;
Schweben fröhlich auf und nieder,
Baden unsre zarten Glieder
In der goldnen Aetherluft,
Süß durchweht von Blumenduft;
Grüßen deinen letzten Strahl,
Sonne, noch viel tausendmal!
Und der Tänze, die wir weben,
Wenn wir um die Zinnen schweben,
Staunt der Mensch, und sieht mit Neid
Unsre reine Fröhlichkeit.

O ihr Menschen! Klebt denn nimmer
Aechter Freude Rosenschimmer
Euch auf wolkenloser Stirn?
Grübelt nicht, und seid nicht Thoren!
Denn ihr findet nicht im Hirn,
Was ihr aus dem Herzen habt verloren.

Ewig der Begierden Raub,
Klebt ihr fest am Erdenstaub.
Schwingt euch auf zur Aetherklarheit!
Lernet da die große Wahrheit:
Werth hat nur der Augenblick,
Den ihr selber euch gegeben.
Denn das Leben ist kein Glück,
Sondern nur ein frohes Leben!

Burckhardt.

# Weiblicher Heldenmuth.

Die Vertheidigungen des Berges von Souly gegen Ali Pachas Uebermacht, List und Treulosigkeiten (wovon man die ausführlichern Nachrichten in Etons Ueberblick über das osmanische Reich findet) dürfen wohl mit der herrlichen Vertheidigung der Messenier oder jeder Gegenwehr eines freien Volks gegen Unterdrücker verglichen werden. Denn jedes freie Volk, welches, von dem Gefühl der Freiheit beseelt, dieselbe als höchstes Gut retten will, hat in Bedrängnissen Wunder der Tapferkeit verrichtet; und wenn wir die Thaten jedes Einzelnen wüßten, die er in solchen Verhältnissen ausgeführt hat, so würden wir darin den Beweis finden, daß der Einzelne nur da Werth hat, wo er denselben fühlt, oder Gelegenheit haben kann, ihn gelten zu machen.

Nicht blos den Männern, sondern — wie es in jedem freien Staat sein soll — auch den Weibern brannte der Muth, ihre freie Unabhängigkeit gegen den grausamen Pacha durch Kampf

zu retten. Sie strengten jede Kraft an, um ihre Männer, Väter, Brüder thätig zu unterstützen. Indeß die Männer stritten, trugen sie Waffenvorräthe und Lebensmittel an die gefährlichsten Posten; waren, wo die Feinde die Höhen erstürmen wollten, auf den Felsenspitzen bei gewaltigen Steinhaufen versammelt, um sie bei gelegener Zeit herunterrollen zu lassen; und nicht selten mengten sich die beherztesten unter die kühnen Schaaren, welche die verschüchterten Gegner unversehens bedrängten. Die Namen mehrerer solcher Heldinnen sind aufbewahrt, wie z. B. der Moschon, Chaido und andrer.

Eine der muthvollsten war Demetrias. Zugleich mit dem heiligen Feuer für Freiheit durchglühte sie die Flamme der Liebe zu einem der edelsten Jünglinge ihres Volkes. Und wenn schon da, wo jedes einzeln die Brust mit Hochsinn erfüllt, der Mensch zu den edelsten und glänzendsten Thaten gehoben wird, was muß nicht alsdann gedeihen, wenn beide mächtig in uns walten und die Verhältnisse sich also fügen, daß sich die schönsten Gelegenheiten darbieten, auszuführen, wozu sie beseelen?

Ignotaki, der Geliebte der edeln Mitrias,

war vornehmlich einer der Jünglinge, die sich im Kampfe stets dahin drängten, wo er am hitzigsten, sein Ausgang am bedeutendsten war. Manchmal hatte er sich mit den auserlesenen Gefährten seines Ruhmes und seiner Kühnheit verbunden, um von ihren Felsen und Höhen herab feindliche Haufen bei nächtlicher Weile zu überfallen. Selten kamen sie zurück ohne Beute, nie ohne viele ihrer Feinde niedergemezelt zu haben. Mitrias, ohne dies, wie die meisten Souliotinnen, in Waffen treflich geübt und zu dem Hochgefühl entflammt, womit bedrängte Freiheit und Nähe des Geliebten begeistert, folgte meistens, in Männertracht, dem herrlichen Jünglinge; andern unerkannt, bisweilen auch ihm verborgen, in Kühnheit und Tapferkeit von den Gefährten in nichts verschieden. Wie schlug ihr dann nicht das Herz, an Inotaki's Seite siegerfüllt zu den harrenden Eltern zurückkehren zu können!

In den letzten Zeiten des Kampfes, da das muthige Völkchen auf die oberste Spitze des Berges (Tripa genannt) beschränkt war, und Mangel an jeglichem Bedürfniß zu den gewagtesten Streichen veranlaßte, wußte man, daß an dem Fuße der Berge von Souly gegen Parga hin,

ein Transport von Lebensmitteln, wohl bewacht, zum türkischen Lager ziehe. Man glaubte mit erneuerter Kraft noch lange Widerstand leisten zu können, wenn man sich seiner bemächtigen könnte. Die Häupter machten es den Entschlossensten kund und forderten sie auf gegen diesen Zug etwas zu wagen. Schnell geschah eine Verbindung der muthvollsten Krieger. Inotaki war einer der ersten. Sie waren unüberwindlich und unzertrennlich, wie einst die heilige Schaar von Theben. Mitrias hatte es vernommen und schloß sich der Heldenschaar an.

Es war eine Nacht, in welcher der Mond bald aus reiner Blaue des Himmels, bald durch vorüberziehende Wolken mit trügerischem Lichte schimmerte. Sie mußten eine ziemliche Strecke weit hinunter steigen, bis sie zu der Stelle kamen, wo der Wagestreich sollte ausgeführt werden. Die Türken waren gegen das Ende dieses Krieges, da sie nicht mehr von Ali Pacha, sondern von seinem Sohn Mouctar Pacha angeführt wurden, besser auf ihrer Hut und in allem thätiger. Die andern mußten sich deswegen auf lebhaftere Gegenwehr gefaßt machen. Es war Kampf der Ueberlegenheit an Kraft und des

freien Willens gegen die Ueberlegenheit an Zahl. Manche der Feinde fielen, ohne daß sie dem kleinen fest verbundenen Häuflein etwas anhaben konnten. Doch gelang es jenen, während des Gefechts den größten Theil ihrer Lebensmittel in Sicherheit zu bringen. Nur ein kleiner Theil wurde erbeutet und, da weiter nichts mehr zu gewinnen war, der siegreiche Rückmarsch nach der Tripa angetreten. Eine kurze Strecke weit folgten die Feinde. Viele derselben fanden den Tod.

Inotaki verfolgte zwei, die heftiger andrangen als die übrigen. Bei dem verführerischen Zwielicht des Mondes sah er Lage und Geländ nicht deutlich genug, und das hitzige Gefecht ließ zu sorgsamer Wahrnehmung keinen Augenblick übrig. Muth kann nicht von ängstlicher Umsicht begleitet sein. — Plötzlich verschwand er. Mitrias, die nie aus seiner Nähe wich, sah, daß er über einen kleinen Felsen heruntergestürzt seie, wo sich eine dichtere Schaar des feindlichen Haufens befand. Eilends rief sie die Gefährten herbei, und zugleich war sie behend über die Klippe herunter.

Der Fall hatte Inotaki nichts geschadet.

Aber die Feinde drängten sich so plötzlich um und über den Helden her, daß es ihm unter ihrem Eindringen kaum möglich war, sich aufzuraffen. Um ihn erhob sich ein zweiter heftigerer Kampf. Jnotaki in der Mitte der Feinde, seine Genossen rings um sie her, versuchend ihn zu retten. Der Jüngling stritt wie ein Löwe. Keiner konnte sich seiner Person nähern. Lanze, Pistolen, alles war in Kurzem zertrümmrt, das Schwerdt beinahe gebrochen. Die edle Mitrias that Wunder der Tapferkeit, und es wäre ihr vielleicht gelungen, den Jüngling zu retten, wenn ihn nicht der feindliche Haufe immer dichter umschlossen hätte und Jnotaki durch die außerordentliche Anstrengung erschöpft worden wäre. Er fiel, von zahlreichen Wunden bedeckt.

Damit war aber der Kampf noch nicht zu Ende. Die Gefährten, und vor Allen Mitrias, wollten den Leichnam des Helden in ihrer Gewalt haben, damit er nicht durch die Rachgier grausamer Feinde entehrt, sondern unter den Seinigen christlich begraben werden möchte. Dieses war bald erstritten. Die Türken hielten nicht mehr lange Stand. Nach ihrer Flucht hoben Jnotaki's Gefährten den Leichnam auf und trugen ihn heim.

Der Schmerz des Mädchens war groß. Einige Tage weinte sie, wie unter den souliotischen Weibern Sitte war, um den Gefallenen: Sobald diese Tage vorbei waren, sann sie auf Rache. Ihre Kampflust war durch den Verlust größer geworden; ihre Kühnheit gieng in Frechheit, ihre Tapferkeit gleichsam in Raserei über. Wenn sie das Leben noch wünschte, so geschah es nur, um den Geliebten schrecklich an den Feinden zu rächen. So dieses geschehen sein würde, mochte sie gerne fallen, damit ihr Geist mit dem des Jünglings fortan unzertrennlich verbunden bliebe. Auch schien sie den Tod unter den feindlichen Haufen zu suchen.

Glücklich für Mitrias, daß sie beim Mondlicht denjenigen erkannt hatte, der zuerst jenen Streich gegen den Helden führte, von dem er zu Boden sank. Er war ein benachbarter Aya, tapfer und furchtlos, vor den Meisten des feindlichen Heeres ausgezeichnet. Unter Allen suchte Mitrias ihn auf in der Stunde des Kampfes, dahin, wo er war, eilte sie, wenn die Feinde den Angriff wagten; sie brach durch die Schaaren, unbekümmert, ob die Gefährten folgten, wenn sie ihn erblickte; hingerissen von Lust, mit ihm den

blutigen Kampf zu beginnen, ob es ihr gelingen möchte, ihn dem geschiedenen Geist des Geliebten zu opfern oder im Gefecht für Freiheit und Rache von dem gleichen Arm zu fallen, der dem edelsten Jüngling ihres Stammes den Tod gegeben.

Noch eine Zeitlang vergieng selten ein Tag, an dem nicht Nekereien, oft hitzige Kämpfe vorgefallen waren. Selten vermißte man die edle Mitrias unter denen, welche von Heldenfeuer durchglüht dem Feinde entgegen standen. Die Haufen der Gefallenen bezeichneten immer die Stätte, wo sie gestritten.

Einigemal glaubte sie den Aya zu erblicken, welcher das Feuer ihrer Liebe und ihres Muthes empfinden sollte. Ein paarmal täuschte sie sich, und einige andremale wollte es ihrer hartnäckigsten Anstrengung nicht gelingen, zu ihm hindurchzudringen. Endlich ward sie ihn ansichtig, unfern an der Stelle, an welcher ihr der Geliebte entrissen worden war. Der Ort, die lebhafte Vorstellung, von dem was sie damals empfunden, Liebe, Freiheitsgefühl, Erbitterung, alles bestimmte sie auf einmal unwiderstehlicher, so daß sie aus den Reihen hervorstürzte, sich Bahn errang durch den feindlichen Haufen, und fürchter-

lich eindrang auf den Gegenstand ihres Hasses und ihrer Rache.

Ihr Eindringen war das Zeichen zum allgemeinen Handgemenge. Alles schien wie Raufen der Kinder, gegen den wüthenden Kampf, der an jener Stelle gekämpft wurde, wo die Heldin mit dem Aya zusammentraf. Der Aya vermeinte, es wäre ein schöner Knabe, der ihn so hartnäckig angreife, und suchte durch alle seine Bewegungen mehr sich zu schützen und den Gegner zu bedrängen, als ihm aufs Leben zu gehen; denn er hätte ihn gerne gefangen genommen. Mitrias achtete alles dessen nicht; im Gegentheil wurde sie nur immer hitziger, je mehrere ihrer Streiche ohne Erfolg waren, und wie sehr ihr der Aya rief, sich zu ergeben, so stritt sie hartnäckiger fort, ohne nur darauf zu hören.

Alle kleinen Verletzungen der feindlichen Streiche schien sie gar nicht zu fühlen; sie wurde gleich dem reißenden Wild, das vom Geschoß des Jägers getroffen ist, dadurch wüthender. Endlich sank sie von einem betäubenden Schlag zu Boden und damit war der Kampf geendet.

Der Aya ließ den vermeintlichen Knaben in sein Gezelt bringen, befahl, daß man ihn

besorge, damit er genese und freute sich zum voraus der schönen Beute. Noch größer war seine Freude mit Erstaunen gemischt, als man ihm verkündete, der Gefangene seie ein Mädchen. Er wollte sich schämen, daß ihm ein Mädchen so lange Widerstand geleistet, und wiewohl ihm der Heldenmuth der Souliotinnen in den Thaten einer Moschon und Chaido kund geworden war, glaubte er doch, daß Mitrias alle weit übertreffe.

Von ihrer Schönheit ward er beim ersten Anblick bezaubert. Er bestimmte sie sogleich für seinen Harem. Aber wie konnte das Mädchen von Souly Gefallen haben, an einem Türken, dem Feinde ihres Glaubens und der Freiheit ihres Volkes? Wie konnte Mitrias die Rache an dem Mörder ihres Jnotakis vergessen? Zwar befand sie sich in der Gewalt desselben, durch ihre übergroße Anstrengung erschöpft, von Wunden geschwächt, von Feinden bewacht. Wenn ihr die Erhaltung des Lebens willkomm' war, so geschah es nur, um ausführen zu können, das, worin noch ihr einziger Wunsch bestand.

Klugheit und List mußten zu dem helfen, was der Tapferkeit mißlungen. Das Mädchen stellte

sich bald gehorsam, zutraulich und freundlich gegen den wilden gehaßten Krieger. Sie wußte alle die fesselnden Kunstgriffe aufzubieten, wodurch Schönheit und Anmuth die Gemüther gewinnen und so selten des Zwecks verfehlen. Es ward ihr nicht schwer das zuvorkommende Herz des Aya's einzunehmen; die vielfachsten Bande knüpften ihn an sie und alle Besorgniß war über ihrem Benehmen geschwunden.

Eines Tages — da durch den Verfolg der Zeit und die sorgsame Wartung Mitrias wieder zu ihrer vorigen Kraft gelangt war, und der Aya wohl gelaunt in seinem Garten mit ihr scherzte — sagte er unter andern auch, wie verschieden von jetzt sie damals gewesen, als sie die Seinige geworden.

„Leid um meinen Geliebten", gab sie ihm zur Antwort, „hat mich zu jener Zeit veranlaßt den Tod zu suchen, da er mich aber geflohen und ich nun in deiner Gewalt so wohl bin, was sollte ich mich ferner grämen? Ich glaube mich damals in einem fieberhaften Zustand befunden zu haben, denn jetzt bin ich gewiß nicht stärker als ein andres Mädchen, im Gegentheil haben mich

meine Wunden gänzlich erschöpft. Wenn du mir deinen Säbel gäbest, ich zweifle, ob ich die Rinde eines Baumes durchzuhauen vermöchte."

Scherzend setzte sie hinzu: „ich will es gleich versuchen", und griff damit nach dem Säbel, der dem Aya zur Seite hieng. Absichtlich stellte sie sich recht schwach und mädchenhaft solches Werkzeug zu führen. Der Aya schaute mit einem gewissen sorglosen Behagen auf ihre kraftlosen Streiche. In einer kleinen Weile ersah sie aber den schicklichsten Augenblick, rief die schlummernde Kraft hervor, führte den Säbel geschickt wie vormals, und hieb auf den verhaßten Mann ein. Er wollte sich mit der Scheide vertheidigen, aber schon der erste Hieb machte ihn wanken, worauf ihn alsbald ein zweiter zur Erde streckte, und sich sofort der Haß des Mädchens gegen den, der den Geliebten getödtet und Vaterland und Stamm zerstören geholfen, in mördrischer Verstümmelung seines Körpers erkühlte.

Mitrias konnte nicht entfliehen. Auch hatte sie weiter kein Verlangen hiezu. Die Diener des Aya's kamen herbei, als sie noch ihre Hiebe und Stiche gegen den Leichnam fort-

setzte. Sie fielen über das heldenmüthige Mädchen und tödteten dasselbe nach kurzer aber verzweiflungsvoller Gegenwehr.

F. Hurter.

## Weih-Gesang.

Festlich prangt dir der erkorne
Myrtumkränzte Weih-Altar,
Afrodite! Schaumgeborne,
Mit dem goldgelockten Haar!
Mit des Weihrauchs Säule wallend,
Auf zur Aetherwölbung schwebt
Der Gesang, der, wiederhallend,
Rings der Hörer Brust durchbebt.

Goldnes Chierweines Sprenge
Opfern wir mit reinem Sinn.
Gläubig fleht des Volkes Menge
Auf zu dir, o Königin!
Ha! Sie schwebt herab zum Feste,
Aus dem Haus des ew'gen Zeus.
Auch die Chariten als Gäste
Nahen lächelnd unserm Kreis.

Hoch willkommen, wo die Freude,
Wo der Unschuld Frieden weilt;
Wo die Hand der Liebe heute
Ihren Seegen ausgetheilt!

Ach! Geheilt sind alle Schmerzen;
Wieder kam die goldne Zeit.
Ein Gefühl belebt die Herzen,
Eine hohe Seeligkeit.

Aus der Jungfrau Feuerblicken,
Lächelnd überirrdisch-schön,
Stralt das himmlische Entzücken,
Wahrhaft sich geliebt zu sehn.
Von dem nieempfundnen Triebe,
Der ihn hebt zu Götterlust,
Im Gefühl der ersten Liebe,
Wallt des Jünglings frohe Brust.

Afrodite! o wie segnet
Deine Ankunft Flur und Hain!
Seelig ist, wem du begegnet!
Seelig ists ein Mensch zu sein!
Denn der Götter sel'ge Nähe
Ist der treuen Liebe Lohn.
Zu des Halbgotts schöner Höhe
Schwebt empor der Erde Sohn.

Burckhardt.

# Kaiser Joseph der zweite.

Beim Ausbruch des Türkenkriegs im J. 1788 reiste Kaiser Joseph nach dem berühmten Gnadenorte Mariazell. Der Pöbel sah dies für eine Wallfahrt an, und als der Kaiser dieses vernahm, sagte er zu einem seiner Vertrauten: „Die „Leute irren sich, Wallfahrt ist es keine, aber „Sorge für die schönen Steine und die großen „silbernen Kannen. Denn, wie ich in der erbau„lichen Kronik von Mariazell lese, so kamen die „Türken auch einmal hieher, um diese Kirche zu „plündern, da sie aber vor das Gnadenbild tra„ten, wurden sie blind. Ich fürchte, daß die „Türken jetzt mit bessern Augen kommen möchten.“

# Anekdoten.

## Der musikalische Sonderling.

Der königl. preuss. Kammerherr, Ch. Ernst Baron von Bagge, lebte um das Jahr 1783 in Paris. Er war einer der eifrigsten und freigebigsten Dilettanten, die es nur je gegeben hat. In Paris erinnert man sich noch der glänzenden und vortreflichen Konzerte, die in seinem Hause (place des victoires) gegeben wurden. Der Mann war ganz originel und burlesk in allem was er that. Er wollte es erzwingen, Violin-Konzerte und Symphonien zu schreiben; er spielte sehr mittelmäßig Bratsche und noch viel schlechter Violin; er hatte aber die Thorheit sich für einen grossen Virtuosen gerade auf diesem Instrumente zu halten. Er behauptete sogar, er habe eine neue Methode, die Violin ganz vollkommen zu spielen, erfunden. Vermuthlich deswegen beehren ihn die Herausgeber des Dictionnaire historique des musiciéns (Paris bei Valade 1810 u. 1811, zwei Bände in groß 8.), mit dem ganz neuen

aber sonderbaren Prädikat: le francaleu du violon, das nicht leicht ins Deutsche übersetzt werden kann. Bagges ganzes Dichten und Trachten ging dahin, eine neue, und, wie er sagte, noch weit höhere Schule, als die des Corelli, Vivaldi, Pugniani, zu bilden. Gehts nicht mit vielen neuern so? — Die ersten Künstler Frankreichs, Deutschlands und Italiens hatten die Gefälligkeit, sich in dem, was er seine eigenen Grundsätze nannte, unterrichten zu lassen, und Viotti, dem er eine Wohnung in seinem Hause einräumte, nahm förmlich bei ihm Stunde. Das Spaßhafteste bei der Sache war, daß der seltsame Lehrer dem Schüler für jede Lektion einen Louisdor bezahlte. Wie schwer mag es eben bisweilen Viotti'n geworden sein, ernsthaft dabei zu bleiben; denn nie hat wohl ein Baron schrecklicher grimmassirt, als dieser, sobald er die Geige ansetzte und den Bogen ergriff. Sein Gesicht, seine Muskeln, sein ganzer Körper waren in der peinlichsten Spannung, und wenn er beim Spielen feurig wurde, so kamen Töne zum Vorschein, die mit den Klagen eines Katers zu verwechseln waren, welches übrigens bei Musikliebhabern nichts seltenes ist.

Er gab nie ein Konzert, ohne daß er ein Violin-Solo herausgekratzt hätte; und doch war es sehr gefährlich dabei zu lachen, weil er sogleich in Feuer und Flammen war und den Lachern ohne Umstände die Thüre wies.

Der Baron von Bagge war sehr reich und verwendete jährlich 50,000 Livres auf seine Konzerte. Er war seit langer Zeit von seiner Gemahlin geschieden und lebte in stetem Prozeß mit ihr. Sie lebte in einem Kloster und machte große Forderungen an ihren Gemahl. Nach vielen Jahren verliert der Baron seinen Prozeß. Sein Advokat kömmt und will ihm dies traurige Ereigniß ankündigen, da er eben ein Violinsolo von seiner Komposition, das er in seinem Konzert zu spielen gedenkt, in Gegenwart mehrerer Musiker wiederholt. Der Advokat tritt zu ihm, redet ihn an: „Herr Baron, ich bringe Ihnen eine traurige „Nachricht, Sie haben ihren Prozeß verloren „und sind zu Kosten und Schadenersatz verur„theilt.“ — „Na“, antwortete der Baron, „sehen „Sie was Sie machen? da hab' ich falsch einge„setzt! Meine Herren, wenn sie erlauben, fang' „ich das Solo noch einmal an!“

Dieser Zug hätte recht gut in Champia's

allerliebster Melomanie aufgeführt werden können. Ohngeachtet dieser und hundert anderer Lächerlichkeiten, war dieser Sonderling doch nur für seine eigenen Kompositionen und sein Violinspielen blind. Denn übrigens war er ein wahrer Kenner und der wärmste Beschützer aller guten Musik und Künstler. Bei ihm ließen sich die größten Sängerinnen und Virtuosen hören, ehe sie öffentlich auftragten, wie z. B. eine Todi und Mara oder wie die Herren Viotti, Giornovichi, Kreutzer, Dupact, Tomsons, Punto, Ozy, Devienne, Besozzi u. s. w.

Kaiser Joseph der zweite sagte einstens, vermuthlich im Scherze, zu ihm: „Baron, nie hört ich jemals jemand so gut Violin spielen, wie Sie.“ —

Der Baron Bagge ließ sich malen. In der Hand hält er eine Violine, als eines seiner schönsten Attribute, das er mit innerer Selbstzufriedenheit betrachtet. Folgendes Quatrain las' man am Fuß desselben

Du Dieu de l'harmonie adorateur fidèle,
Son zèle impétueux ne saurait l'arrêter:
Dans l'art du violon il n'a point de modèle,
Et personne Jamais n'osera l'imiter.

Nach einigen soll dieser seltsame Mensch, der vermuthlich dachte, „es ist besser ein schlechtes Original sein, als eine gute Kopie“, in Paris, nach andern aber um das Jahr 1792 in Berlin gestorben sein.

---

### Wortspiel.

Der berühmte Doktor Jonathan Swift, satyrischen Andenkens, war in einer Gesellschaft, wo eine Dame mit ihrem weiten Staatskleide von Mantuaner Taft, eine Cremoneser-Geige auf die Erde warf und zerbrach. Swift rief sogleich die Worte Virgils aus: Mantua vae miserae nimium vicina Cremonae! (ah Mantua — daß du dem unglücklichen Cremona allzunahe kommen mußtest!

---

### Guter Gewinn.

Bei einer Vorstellung von Glucks Alceste rief ein kritischer Kammerjunker d'Alemberten zu: „Mein Gott, was für Musik! Ich sag' Ihnen, die le Vasseur (eine damals berühmte Sängerin) singt falsch! Es zerfleischt mir die Ohren!“

„Nun, wenn Sie dann ein paar andere bekommen, so können Sie sehr wohl damit zufrieden sein" – antwortete d'Alembert. Dies treffliche Wort könnte man jetzt manchem Kritikus erwiedern! –

---

### Katzen-Konzert.

Im J. 1789 gab in London ein aus Spanien (?) kommender Venetianer, Konzerte mit eilf Katzen. Er hatte seine musikalischen Konsorten Jahre lang im Singen (?) geübt. Jede hatte ihre besondere Stimme, trat auf einen Wink von ihm richtig ein, und hielt ziemlich genau Takt. Da man jetzt oft über Mangel an Sängern und Sängerinnen klagen hört, so könnte man vielleicht in diesem Jahrhundert der Surrogate auch die Katzen wieder in Konzerte und Kirchen zum Singen brauchen.

---

### Der Kanzelredner Bourdaloue.

Der Jesuit Harrouis erzählt folgende Anekdote von seinem Mitbruder, dem berühmten Kanzelredner Bourdaloue: „Als der Pater Bourdaloue

zu Rouen predigte, liefen alle Handwerksleute von ihren Werkstätten, um ihn zu hören; die Krämer verließen ihre Buden; die Advokaten die Gerichtshöfe; die Aerzte ihre Kranken; — als ich aber", so sagt der Pater Harrouis mit seltener Offenherzigkeit von sich selbst, „ein Jahr hernach daselbst die Kanzel bestieg, trat alles wieder ins gewöhnliche Gleis, kein Mensch ließ sich wegen meiner in seinen Berufsgeschäften stören."

---

### Der französische Abraham a Sancta Clara.

Ein Bischof von Belley hielt einsmal am Weihnachtsfeste eine Predigt, in welcher man, unter andern, folgende originelle Stelle bemerkte: „Hört auf, ihr Quacksalber, eure Destillationen zu rühmen, die ihr so große Massen fast zu „nichts reduzirt; denn hier ist die Gottheit in der „Menschheit verwandelt, und sozusagen in dem „Körper eines kleinen Kindes alambiquirt und „quintessenzirt. Welche ausserordentliche Alchimie! „Seht hier die Iliade der Gottheit in der Muschel der Menschheit; seht hier den Ozean in „einer Nuß! Seht hier die Perle der Menschheit

„in dem Rad der Sterblichkeit! Bewundert diese „winzige Säuere, welche den Teig des Evange„liums aufschwellen wird; seht hier dieses Senf„korn u. s. w.“ —

---

## Der verliebte Dichter.

Im dreizehnten Jahrhundert lebte im mittägigen Frankreich ein Dichter, Namens Peter von Rüere. Das blinde Glück hatte ihn blos mit einer Portion Genie und einem leeren Adelsdiplom ausgestattet, so daß er eben so dürftig war, als jetzt viele seiner Kollegen. Nichts desto weniger verliebte sich der arme Leyermann zum Sterben, wie das übrigens noch stets an der Tagesordnung ist, in die bezaubernden Reitze einer neapolitanischen Dame hohen Ranges, aus dem Geschlechte der Caracciole, die damals zu Aix in der Provence hausten. Zerlumpt und hülflos konnte er lange bei seiner Göttin keinen Eingang finden, deren Stolz eines dürftigen Ritters ehrfurchtsvolle Huldigung kränkte. Vermuthlich trug damals, so wie jetzt, das Dichterhandwerk wenig Geld ein, denn Peter von Rüere mußte zu einer List seine Zuflucht nehmen, um sich einige Hülfs-

mittel zu erwerben. Er borgte eines Pilgers Kutte, und als ein solcher vermummt, begab er sich in eine nicht weit von Aix gelegene Kirche, wo er um die Erlaubniß bat, predigen zu dürfen. Sie ward ihm auch sogleich willig ertheilt, weil damals die Pilger allgemeiner verehrt wurden, als in diesen prosaischen Zeiten, wo man unter der Firma eines Stärkezuckermachers seines Glückes sicherer wäre. Allein Kleider machen ja Leute. Hätte der gottselige Steuer-Einnehmer Rabener nicht schon eine gelehrte Abhandlung über diesen alten Text geschrieben, so würde mich wahrlich leicht die Versuchung angewandelt haben, einen neuen Kommentar dazu abzufassen.

Doch nun wieder auf unsern Dichter zu kommen, so bestieg derselbe ungesäumt die Kanzel, und stimmte eines seiner zärtlichsten Liebes-Lieder an, dessen sich einer unserer jüngsten Naturdichter nicht zu schämen hätte. Alle Zuhörer irrten in der Deutung des Liedes und bewunderten blos seine gottesfürchtige Salbung; denn treuherzig hielten sie den Singsang für ein eifriges Gebet an die heilige Jungfrau, in welchem der neue Apostel seine frommen Gefühle mit mehr Feuer ausdrückte, als es die andern Prediger vom gewöhnlichen

Schlag zu thun pflegten. Um das Volk in seinem gläubigen Wahn zu erhalten, welches zu allen Zeiten eine Kunst war, deklamirte der Dichter zu guter Letzt noch einige Stellen aus seiner Uebersetzung der sieben Buß-Psalmen. Kaum hatte er geendet, so ertheilte er der Versammlung den Segen und schritt demuthsvoll durch die Menge bis zur Kirchenthüre. Die zufriedenen Zuhörer folgten ihm auf dem Fuße nach, und nun füllte sich sogleich, nach damaliger Mode, des Pseudo-Pilgers Hut mit Gold- und Silber-Münzen. Das theure Pfand der Zufriedenheit seines Auditoriums inbrünstig an sein Herz drückend, schlich der Verliebte mit der Mine eines Heiligen davon und erreichte glücklich die Stadt Aix, wo er sich ohne Säumniß in die schönsten Gällakleider warf. Diesen Reitzen konnte die vergötterte Dame nicht widerstehen. Sie empfing den Ritter mit liebevoller Huld. Wie nun das schöne Geschlecht schon seit Eva's Zeiten gern vom Aeussersten zum Aeussersten übergeht, überhäufte nachher Donna Caracciole den Musen-Sohn so mit ihren Gunstbezeugungen und Wohlthaten, daß sein Glück und sein Ruhm von ihrer Liebe ganz verdunkelt wurden. Nach dem Zeugniß des berühmten Lügners No-

stradamus soll Peter von Rüere in den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts gestorben sein.

---

## Symbolische Tändelei.

Zwei muntere, geistvolle Jünglinge aus dem schönen Jauner-Thale, im süd-östlichen Theile des Kantons Freiburg, deren Anlagen durch eine sorgfältigere Erziehung entwickelt worden waren, als es sonst in solchen Alpen-Ländchen zu geschehen pflegt, machten sich im Sommer des Jahrs 1794 den Spaß und behingen ihre silbernen Uhrketten mit Hammer, Kelle und Winkelmaß. Einer ihrer Schulkameraden merkte sogleich diese ungewöhnlichen Zeichen, und nun wurden die Kellenträger mit Fragen überhäuft, die sie geheimnißvoll beantworteten, ohne an die Folgen zu denken. Aus angebornem Vorwitz wollte der Fragende noch mehr wissen, drang also immer mehr in sie, und nun vernahm er, zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß sie beide Mitglieder des berühmten Freimaurer-Ordens seien. Dieser stellte sich jetzt, als wolle er sich auch einweihen lassen. Die arglosen Jünglinge erzählten

ihm also ohne heel alles was sie wußten und nicht waßten. Wie das zu geschehen pflegt, den andern Tag erzählte sich Alt und Jung im Ländchen, zwar nicht ohne bedenkliche Mine und mit Hinzufügung manchen bedenklichen Umstandes, die beiden Jünglinge, die Hammer, Kelle und Winkelmaß an ihren Uhrketten trügen, seien Freimaurer. Das machte sehr großes Aufsehen, denn damals fürchteten sich noch die alten Weiber und dergleichen vor den Namen der Freimaurer; warum? — ja das wußten sie selbst nicht. Man fand es übrigens ganz natürlich, und viele gaben vor, diese Entdeckung längst schon gemacht zu haben, weil, sagten sie, die beiden Jünglinge viele freigeisterische Bücher lesen, wofür man in beliebter frommer Einfalt Gellerts, Rabeners, Geßner's und dergleichen Schriften hielt. Kurz vorher hatte der Ortspfarrer, der ein eifriger Aszet war, bei ihnen ein Heft von einer damaligen Monatsschrift, „französische Staatsanzeigen“ betitelt, gefunden und zur Hand genommen, die nach seiner beschränkten Meinung verderbliche Grundsätze enthielt. Er berichtete also diese wichtige Entdeckung sogleich an die betreffende geistliche Behörde, und ermangelte nicht,

aus christlicher Liebe, des Hammers, der Kelle und des Winkelmaßes zu erwähnen. Die geistliche Behörde setzte davon ihrer Seits die Regierung in Kenntniß, denn diese räudigen Schaafe hätten sonst die ganze Heerde anstecken können. Nach ein paar Wochen erhielt der Ortsvorgesetzte vom Landvogt den gemessensten Befehl, die Wohnung der beiden Jünglinge genau auszusuchen und alle gefährliche und freigeisterische Bücher in Beschlag zu nehmen, welches er auch sehr förmlich und sehr pünktlich vollzog. Zugleich wurde den bestürzten Jünglingen der Text gelesen und ihnen die ernstliche Warnung und Ermahnung ertheilt, keine schlechten Bücher mehr in Umlauf zu setzen und keine ominösen Symbole mehr zu tragen. So endigte sich diese possierliche Geschichte, welche neuerdings beweist, daß es mit Blinden nicht gut zu spielen ist.

---

## Das Portrait.

Der berühmte Schauspieler Garrik, hatte bekanntlich von der Mutter-Natur eine so biegsame Gesichtsbildung erhalten, daß er, unabhängig von Kunst und Fleiß, mit denselben jeden

Karakter annehmen und ausdrücken konnte. Ein artiges Frauenzimmer, welches diese besondere Gabe des Mimikers kannte, kömmt zu ihm und bittet ihn, ihr das Portrait eines englischen Herrn zu verschaffen, der sie liebe, der sich aber einer Grille wegen nicht wolle malen lassen. Garrik schreitet ans Werk, er studirt des Lords Gesichtszüge, und macht sich dieselben so zu eigen, daß der Maler nach dieser geborgten Physiognomie ein dem Lord sehr ähnliches Bild verfertigen kann. Man denke sich nun die Bestürzung des englischen Sonderlings, als er sein Portrait sah, da er es nicht begreifen konnte, wie man es angefangen, ihn so zum Sprechen ähnlich, ohne sein Wissen und Willen, abzukonterfeyen. Es ist wirklich sehr Schade, daß es nicht recht viele Garriks in der Welt giebt, sie könnten sich bei den verliebten Schönen manchen blanken Thaler verdienen mit ihrem gefälligen Gesichte; oft wäre die Kopie vielleicht mehr werth, als das Original.

---

### Heinrich der vierte und seine Finanzräthe.

In dem Kriege gegen Spanien brauchte Heinrich der vierte, König von Frankreich, acht-

malhunderttausend Thaler zur Belagerung von Arras. Er bat seine Finanzräthe darum, wie ein Armer den Reichen um Brod bittet, und konnte sie doch nicht erhalten. Sein Ober-Finanz-Aufseher, der im Jahr 1524 starb, hinterließ ein Vermögen von vier Millionen; dem Staate aber eine Schuld von achthundert Millionen Livres. In dieser Lage schrieb der gute König seinem treuen Sully, der die Einrichtung der Finanzverwaltung nicht gebilliget hatte: „Ich bin den „Feinden ganz nahe, und habe sozusagen kein „Pferd, worauf ich fechten könnte; meine Hemder „sind auch ganz zerrissen, meine Brustlatzen zer„lumpt, und seit zwei Tagen speise ich bald bei „diesem, bald bei jenem, weil meine Leute mei„nen Tisch nicht mehr besorgen können.“ Unterdessen hielten sich seine Finanzräthe in Paris einen verschwenderischen Tisch und ihr Aufwand spottete des allgemeinen Elends.

---

### Die edle Obstkrämerin.

Frau Meuthe hatte vor zwanzig Jahren ihre kleine Obstbude am Eingang des Louvre aufgeschlagen. Sie war Mutter von achtzehn Kin-

dern, deren noch zehn lebten. Ihr Mann, schon 62 Jahre alt, war Miethskutscher. Sein geringer Erwerb, vereint mit dem, was ihr kleiner Kram abwarf, nährte die zahlreiche Familie. Man kann leicht denken, daß sie nicht in Ueberfluß schwamm.

Frau Meuthe hatte auch eine Schwester mit fünf Kindern, die durch eine ausschweifende Lebensart etwas Vermögen gesammelt hatte. Drei von den Kindern waren schon gestorben; das vierte folgte den Fußstapfen seiner Mutter und wurde eingesperrt. Nur das fünfte war noch übrig, als die Mutter an einer schweren Krankheit starb, und auf dem Todbette eine wohlhabende Beckersfrau zu ihrer einzigen Erbin einsetzte; vermuthlich weil ihre wackere Schwester sie oft vergebens ermahnt hatte, ihr zügelloses Leben zu bessern.

Freilich hätte Frau Meuthe gern ihrer eigenen dürftigen Familie die Erbschaft zugewandt. Sie glaubte, als die einzige Schwester der verstorbenen, ein unstreitiges Recht darauf zu haben, und ging deshalb zu einem Advokaten, dem sie die Sache vorlegte. Von diesem hörte sie aber, daß gegen das ungerechte Testament nichts, gar nichts zu machen sei. Sie hielt in diesem Augen-

blicke die nachgebliebene Waise, ein Kind von fünf Jahren, bei der Hand: „Nun wohl", sagte sie bewegt, indem sie das Kind umarmte, „so „nehme ich wenigstens das arme kleine Geschöpf „zu mir. Diese Erbschaft wird man mir nicht „streitig machen. Ich kenne die harte Beckersfrau, „sie würde den armen Wurm ins Spital schicken, „und ich kann mich nicht entschließen, das Kind „meiner einzigen Schwester seinem Schicksal zu „überlassen."

Der erstaunte Advokat stellte ihr vor, daß sie selbst zehn Kinder zu ernähren habe. „Wie?" sagte sie mit edlem Unwillen, „dies hülflose Ge„schöpf hat nicht begehrt auf die Welt zu kommen; „so muß es denn wohl ernährt werden, und Gott „wird mir beistehen." — Damit ging sie fort, und die Waise war von dieser Stunde an ihr eigenes Kind, ob sie gleich selbst das neunzehnte Kind in ihrem Schooße trug.

Diese edle Handluug blieb nicht verborgen. Am 22 Februar 1783 gab die Freimaurer Loge de la Candeur zu Paris ein herrliches Fest, an dem mehr als 140 Personen beiderlei Geschlechts Theil nahmen. Nach den gebräuchlichen Ceremonien rollte ein Vorhang im Hintergrunde des Saales

auf, und man erblickte auf einem reich verzierten Throne die edle Obstverkäuferin, umgeben von ihren zehn Kindern, das eilfte Angenommene zu ihren Füßen. Die ganze Familie war auf Kosten der Loge neu gekleidet.

Der Meister vom Stuhl trat auf und erzählte mit einfachen, aber um so rührendern Worten, die schöne That des braven Weibes. Drei Damen vom ersten Range näherten sich ihr; die erste setzte ihr eine Bürgerkrone auf das Haupt; die zweite überreichte ihr eine Geldbörse, und die dritte einen Korb mit Kinderzeug für das neunzehnte Kind, welches sie erwartete. Hierauf nahm die Loge feierlich die kleine Waise an Kindesstatt an, und verbürgte sich für deren Erziehung und Versorgung. Frau Meuthe suchte ihre edle Scham zu verbergen. Alle Umstehenden vergossen süße Thränen.

F. K.

---

# Die Linde zu Freiburg in der Schweiz.

Nicht weit vom Rathhause, in der Mitte der Stadt, steht zu Freiburg eine große, schattichte Linde, über deren Alter man nicht einig ist; denn einige behaupten, sie sei schon eine Zeitgenossin der alten Burg der Herzoge von Zähringen gewesen, von welchen Berchtold IV. im J. 1178 die Stadt erbauen ließ; andere hingegen leiten ihren Ursprung von der für die Schweizer glorreichen Schlacht bei Murten her, die bekanntlich am 22 Juni 1476 einen glänzenden Sieg über Karl von Burgund erfochten, zu dessen Andenken sie die unter Wilhelm von Affry zurückkehrenden sieggekrönten Freiburger pflanzten. Obschon weder das eine noch das andere geschichtlich erwiesen ist, so wollen wir doch der gemüthlichen Sage glauben.

Unter diesem merkwürdigen Baume versammelte sich vor Alters alle Sonnabende das sogenannte Lindengericht, um die Streitigkeiten der Landleute zu schlichten, die den Markt besuch-

ten. Glückliche Zeiten, wo man keiner Advokaten und Prokuratoren bedurfte, um sich aus dem Labyrinthe der Gesetze herauszufinden.

Vor geraumen Jahren, als die Linde für und für abstand, wurde an einem Dreikönigsfeste aus Versehen eine brennende Granate in den hohlen Stamm derselben geworfen, die darin zerplatzte und sie in Brand steckte. Sogleich eilten die Freiburger mit allen ihren Löschanstalten herbei, um den ehrwürdigen Baum vor dem gänzlichen Untergang zu retten. Das Feuer wurde auch eilig gedämpft, dabei aber eine beträchtliche Menge Wasser in den hohlen Baum gegossen. Am darauf folgenden Frühling begann er frische Reiser und Aeste zu treiben, so daß ihm dieser Zufall wieder jugendliche Kraft gab.

Die Linde fand an Joseph Michaud, einem damals geschätzten Professor der Rhetorik am Kollegium zu Sankt Michael, einen Sänger, der am 23 Brachmonat 1776, als am ersten Tag ihres vierten Jahrhunderts, ihr zu Ehren, Verse in anakreontischem Silbenmaaß dichtete, in welchen freilich mehr guter Wille, als Poesie herrscht, die zu Freiburg bei B. L. Piller, in 12. S. 10. gedruckt wurden.

Dieß der Eingang:

O angenehme Linde!
Du alte Zierde Freiburgs,
Und immer neue Zierde!
Heut forderst du ein Liedchen u. s. w.

Zu seiner Entschuldigung sagt der Dichter, vermuthlich der herkömmlichen Form wegen:

Doch, Denkmal unsrer Freiheit!
Verschone mich im Liedchen.
Mit Sklaverei des Reimes;
Ich will dich frei besingen,
Und mich der Freiheit freuen.

Nun folgt das bekannte historische, wo es unter anderm von der Schlacht bei Murten heißt:

Die Schweizer waren Sieger,
Und Sieger für die Freiheit.

Weiter unten werden der Linde vielfache Vorzüge und Annehmlichkeiten geschildert.

In heitern Frühlingsstunden,
In schwülen Sommerstagen,
Wie manche weise Häupter,
Und Stützen selbst des Staates,
Beschirmst du nicht, o Linde! u. s. w.

Jetzt folgen einige Anspielungen auf die Pflastertreter aller Zeiten, welche unter der Linde-

Schatten die peinigende Langeweile zu vertreiben suchen; in diesem Sinne sagt der Dichter:

So hilfst du liebreich allen,
Und leidst geduldig alle,
Wie es die Lehrer müssen.

Da ehemals alle Gesetze der Regierung, und alle, sowohl gerichtliche als polizeiliche Lokal-Verfügungen in eigner dazu eingerichteten Tafeln an die Pfeiler der Linde öffentlich angeschlagen wurden, so sagt der Sänger von denselben:

Sogar auch die Orakel
Des nahen Themistempels,
Die Ruh und Ordnung schaffen
Und Recht und Freiheit schützen,
Sind bei dir in Verwahrung,
Und stehen in deinem Schutze.

Zum Schlusse folgen, wie es sich geziemt, in drei Stanzen fromme Wünsche, wovon ich zur Probe die zweite aushebe;

O Denkmal unsrer Freiheit,
Des allerbesten Erbes,
Das unsere tapfern Ahnen,
Uns freudig hinterließen!
O möchtest du doch allen,
Die unter deinen Armen
Im Schooß der Freiheit ruhen,
Die Freiheit schätzen lehren.

Ein vor mehreren Jahren zu Freiburg verstorbener Arzt, Namens Bouquet, hatte sich die Linde als das Thema eines makrobiotischen Spruches gewählt, welcher also lautet: „habilliez vous, „quand le tilleul se deshabille, et attendez qu'il „s'habille, pour vous deshabiller." („Kleide dich, wenn die Linde sich entblättert, entkleide dich aber erst, wenn sie blättert.")

Als die französischen Truppen am 5 Merz des Jahrs 1798 in die Stadt drangen, wurde sogleich ein Freiheitsbaum, reichlich mit Symbolen verbrämt, auf der Linde-Gipfel gepflanzt; anfangs Weinmonats 1802 beim Einrücken der eidgenössischen Truppen aber wieder abgehoben und durch die Stadtfahne ersetzt. Da im darauf folgenden Wintermonat die im Jahr 1799 ernannte Munizipalität durch den damaligen Regierungsstatthalter Gapani, Namens des helvetischen Vollziehungsraths, abgesetzt ward, so entstand wegen der Wiederherstellung des abgenommenen Freiheitsbaumes, zwischen der neuen und alten Munizipal-Behörde, ein merkwürdiger Briefwechsel, worin derbe Wahrheiten mit Witz und Laune übertüncht, wie bittere Pillen mit Flittergold, und beißende Persönlichkeiten, die nur ein Lokal-Interesse ha-

ben, wechselseitig nicht gespart wurden, deswegen man sie hier nur anführt, zumal sie vollständig in den Nummern 1 und 6 des Nouvelliste Vaudois, vom Jahr 1803, Lausanne bei Henri Vincent, abgedruckt sind, wo sie nachgelesen werden können.

In grammatikalischer Hinsicht muß noch bemerkt werden, daß die Freiburger den französischen Namen des Baumes in la tille förmlich verwandelt haben, so daß eigentlich le tilleul hier als ein Sprachschnitzer gilt.

Den Armen-Sündern wird nach dem peinlichen Rytus der Halsgerichts-Ordnung Kaiser Karls des fünften, die in Freiburg noch einen Schlupfwinkel gefunden hat, stets noch mit vielen Förmlichkeiten durch eine Magistrats-Person unter der Linden der Stab gebrochen.

Was für Abentheuer dieser merkwürdige Baum, den man seit dem Jahr 1803 ohne Symbole in seiner Eigenthümlichkeit prangen läßt, noch zu bestehen haben wird, wird die Zukunft lehren, wenn sie anders ein zweiter Holzhauser nicht vorhersagt.

S. K.

# Die
# Brieftasche.

---

Der Abend war lieblich und kühl; die Sonne sank eben hinter den waldigen Hügeln hinab, ihr lieblicher Nachglanz zog in lichten Rosenwölkchen am heitern Himmel hin, und spiegelte sich auf der Silberfläche des Teiches und im kristallnen Bache. Eingekerkert im Bauer an den Fenstern der nahen Gartenhäuser fühlte manche Nachtigall die Schönheit des Abends, und sang in schmelzenden Tönen das Lied der Sehnsucht nach Freiheit und Liebe. Erquickende Lüfte säuselten um die blühenden Gesträuche, Wohlgerüche strömten von den frischgemähten Wiesen und aus den Blumenkelchen der nahen Gärten. Der schöne Abend hatte auch Walling ins Freie gelockt; von den Geschäften des Tages sich zu erholen und sich die Wolken des Grames von der Stirne zu verscheuchen, wollte er nach einem nahegelegenen Vorwerke gehen, wo er Bekannte zu treffen hoffte. Langsam und in sich gekehrt, in bittersüße Rückerinnerungen verloren, wandelte er durch die dunkelnde Akazienallee, nur selten richtete sich sein

Blick auf die reizende Abendlandschaft umher, denn wenn das Herz trauert, dann lockt vergebens die Freude.

Auf einmal wurde Walling aus seinen Träumereien durch eine zarte Stimme geweckt, die athemlos hinter ihm herrief: „Halten Sie! Halten Sie!

Walling stand stille und sah zurück. Ein Knabe von sechs bis sieben Jahren, eben nicht vornehm aber anständig gekleidet, sprang ihm entgegen und fragte ihn keuchend;

„Haben Sie nichts verloren, lieber Herr?“—

Walling griff nach seiner Uhr, durchsuchte seine Taschen und vermißte nichts.

„Hast du vielleicht etwas gefunden, Kleiner?“ so fragte er den Knaben.

„Ja, da sehen Sie nur die schöne Brieftasche — sagte der harmlose Kleine — aber, weil sie Ihnen nicht gehört, so gebe ich sie nicht her. Schade nur, daß ich das Schlößchen nicht aufbringe, ich möchte doch sehen was darin ist.“

„Komm, liebes Kind,“ erwiederte Walling lächelnd, „ich begleite dich zu deinen Eltern, damit wir den rechtmäßigen Eigenthümer bald

ausmitteln können. Denn ohne Nachfrage möchtest du sie doch nicht behalten? Nicht wahr?

„Bewahre der Himmel, das wäre ja so gut als gestohlen, und das thut der kleine Karl in seinem Leben nicht! Kommen Sie nur mit, die Mutter wird ohnedieß einwenig schmollen, daß ich so lange weg blieb."

Sie gingen. Die Wohnung des Kleinen war in einem nahegelegenen Garten. Walling fand Wohlgefallen an dem heitern, fröhlichen Kinde, das ihm, während sie gingen, mit zutraulicher Offenheit erzählte: seine Mutter wäre erst vor wenigen Wochen mit ihm hieher gezogen, weil ihre beschränkten Umstände nach dem Tode des Vaters den Aufenthalt in der theuren Residenz nicht mehr erlaubt hätten. „Ich wäre freilich lieber dort geblieben, sagte Karl, denn dort hatt' ich Kameraden die Menge und hier hab' ich noch gar keinen. Ach, lieber Herr, es ist hart, sehr hart, wenn ein Vater stirbt, dann hört das Einkommen auf, und, wie die Mutter sagt, wenn die Besoldung schon knapp war, dann ist die Pension noch sch[illegible]ler. Mein Vater war Rath, und eben als [illegible] besser bekommen sollte, da starb er.

Thränen flossen von den Wangen des Klein[illegible]

der wehmüthig Wallings Hand ergriffen hatte. Walling tröstete ihn freundlich und so kamen sie zu dem Gärtnerhause.

„Kommst du endlich, kleiner Schwärmer, wo hast du dich so lange herumgetrieben?“ so sagte eine angenehme freundliche Frau, noch in Trauerkleidern, zu dem Knaben, der lächelnd in ihre Arme hüpfte. Jetzt erblickte sie den Mann, der noch in der Thüre stand. Beide standen einige Augenblicke etwas betroffen und überrascht; jedem dünkte, das andere schon irgendwo gesehen zu haben. Die Räthin faßte sich jedoch schnell wieder:

„Mein Herr, was verschaft mir noch so spät die Ehre Ihres Besuches?“ fragte sie.

„Ihr Kleiner, Madame, fand in der Allee eine Brieftasche. Das ehrliche Kind, das mich wenige Schritte vor sich hergehen sah, glaubte in mir den rechten Besitzer zu finden und lief mir eilends nach; allein, da ich nichts vermißte, so begleitete ich den Kleinen nach Hause, um —

„Wo hast du denn deinen Fund, Karl?“

„Hier, liebe Mutter,“ rief Karl und bot die ...eftasche hin. „Aber du wirst sie nicht öffnen ...nnen!“

Die Räthin drückte behutsam an dem silbernen Schlößchen und öffnete.

„Ey, dein Fund ist nicht klein" — sagte sie, indem ihr Wechsel und Banknoten aus der Brieftasche entgegen blickten. Sie öffnete ein anderes Fach, und Walling stand wie vom Blitze berührt, als er hier Briefe und Schriften einer ihm wohlbekannten Hand erblickte, und — was ihn noch mehr als alles überraschte, war — ein Mignaturgemälde in einem goldnen Medaillon gefaßt, auf der Rückseite war ein Namenszug von Gold, den Walling nur zu gut zu deuten wußte.

Die Räthin war nicht weniger verlegen als er; doch die natürliche Gewandtheit des Weibes brachte sie schnell wieder in ihre Rolle zurück. — Freundlich sagte sie zu Walling:

„Wir scheinen beide die Person zu kennen, der die Brieftasche gehören möchte; lassen Sie uns eilen, den Fund an seinen wahren Besitzer zurückzubringen. Sie können dies leichter als ich, da ich hier fast niemanden kenne. Nehmen Sie das Ganze zu sich, und suchen Sie noch heute in den Gasthäusern oder sonst wo; morgen erwarte ich Sie wieder."

Walling weigerte sich standhaft, die Brieftasche

anzunehmen. Endlich brachte er es dahin, daß sie in den Händen der Räthin blieb, allein diese bestund darauf, daß er den ganzen Fund mit seinem Pettschafte versiegeln mußte. Er wollte durchaus nicht daran, aber da half keine Gegenvorstellung. Die Amtsräthin schlug ein Papier um die Brieftasche, Karl brachte Siegellack und Licht, Walling drückte sein Siegel auf, nahm seinen Hut und empfahl sich.

„Sehen Sie einmal" — rief Karl, als Walling schon vor der Thüre war — „da ist das Gemälde noch aussen geblieben."

„Wie? was?" — rief die Räthin — „da müssen wir das Siegel wieder abnehmen, damit alles beisammen ist."

Walling gab dies nicht zu. „Sollte es in Ihren Händen nicht sicher genug sein?" sagte er. Sie stritten noch eine Weile, endlich erwiederte die Räthin:

„Ich sollte denken, der Medaillon ist am besten in Ihrer Hand; vielleicht führt er Sie noch schneller und sicherer an den wahren Eigenthümer unsers Fundes." Wallings Hand sträubte sich gegen die Annahme, aber sein Herz stimmte für dieselbe. Er gab endlich dem Zureden nach,

steckte den Medaillon in die Tasche und kehrte langsam nach der Stadt zurück.

---

„Hat sich denn alles heute gegen mich verschworen, meine, nach so manchen Stürmen mühsam erkünstelte Ruhe mir wieder zu rauben?“ — so sagte Walling, als er wieder im Freien war und im schwachen Schimmer des aufgehenden Mondes die holden Züge des Gemäldes betrachtete. — „Dieses Bild und die Räthin, welche quälende Erinnerungen an eine jugendliche Verirrung rufen sie vor meine Seele, wie reißen sie die kaum vernarbten Wunden meines Herzens wieder auf, und foltern mich aufs neue mit den Schlangengeißeln der Reue! — Albertine! ich hoffte durch die Entbehrung meines höchsten Lebensglückes, — ich hoffte durch die Qualen der bittersten Reue gebüßt und deinen Schatten versöhnt zu haben; aber jetzt, jetzt reißt dein Bild alle Wunden wieder auf und erfüllt mich mit brennendem Schmerze! Ist denn dein Schatten so unversöhnlich, daß er nach Jahren noch mit mir zürnt? — Haben auch die Verklärten noch Groll?“ —

Mit zerrißnem Herzen und mit gesenktem Blicke ging er dem Thore zu; die feierliche Stille des Abends löste seinen flammenden Schmerz in tiefe Wehmuth auf; eine heiße Thräne fiel auf die Hand, die das geliebte Bild bald an die bebenden Lippen, bald an das hochklopfende Herz drückte.

Schon war er nahe am Thore, da weckten ihn die Töne eines Posthorns aus seiner Betäubung. Ein Postillion kam langsam aus der Stadt geritten und blies die Melodie: Nun ruhen alle Wälder. — Walling blieb stehen, die Brieftasche fiel ihm ein.

Wohinaus Schwager? fragte er.

Zurück, auf die Station nach Breitenwalde. Es wird freilich spät werden, denn die Schimmel sind müde. Ich mußte einen alten Herrn mit zwei Damen hereinfahren, da mußten die Gaule tüchtig auftreten. Je nun, sie können jetzt ausruhen, und mein Trinkgeld war auch mehr als gut. Gott befohlen, Herr!

Der Schwager ritt weiter. „Wo sind die Fremden abgestiegen?“ rief ihm Walling nach, den schnell eine Ahnung ergriff.

„In der Krone“, antwortete der Schwager,

ohne sich umzusehen, setzte sein Horn an den Mund und zog blasend seine Straße.

Wallings Brust wogte von den mannigfaltigsten Gefühlen. „Wie wenn zufällig“ — so dachte er — „Albertinens Oheim, der unerbittlich stolze Graf von Felsenau mit seiner Tochter hier durchreiste, — wenn Emma, Albertinens Herzensfreundin, die Erbin ihrer Geheimnisse, das Bild mit der Brieftasche verloren hätte? — Gott! wie würde der Mörder ihrer theuren Jugendgespielin vor ihre Augen treten, und das Bild des traurigen Opfers einer unglücklichen Stunde ihr ausliefern können? — Nein, sehen kann, sehen darf ich sie nicht, aber das Verlorne soll sie zurück erhalten, und dann, unglücklicher Redenheim, dann fort aus der Gegend, wo dich der Name Walling nicht mehr verbergen wird; fort, wohin die rächende Nemesis dich schleudert!

---

Zwar etwas gefaßter und ruhiger, aber dennoch in einer düstern, schwermüthigen Stimmung ging Walling in die Krone. Er durfte nicht besorgen, daß man in seiner jetzigen abgehärmten Gestalt, in dem schlichten, braunen Oberrocke,

und den abgestutzten, ungepuderten Haaren unter dem runden Hute, den reichen, fröhlichen August von Redenheim erkennen würde. Sein Blick, jetzt matt und erloschen von Kummer und Thränen, flammte nicht mehr heiter und kühn jedem Gegenstande entgegen; seine Wangen sonst roth und voll, waren jetzt eingefallen und bleich; seine Stirne hatte der Gram, nicht die Hand der Zeit gefurcht; denn, nichts verzehrt die Kraft des Lebens schneller, nichts nagt verderbender an der Blüthe der Gesundheit, als Kummer und Reue. Bewußtsein guter Thaten ist stärkend und milde, wie der erquickende Abendthau, der sanfte Kühlung verbreitet, jede Blume verschönert, ihren Wohlgeruch erhöht, und mit seinen Perlen stille Heiterkeit und Frieden des Himmels auf die Gefilde verbreitet. Aber das verletzte Bewußtsein gleicht dem Gifthauche des arabischen Glutwindes, der jede Blume versengt und tödtet, die Quellen des Lebens und der Freude vertrocknet und alles um sich her zur öden Steppe verwandelt. — Armer Redenheim, dein Bewußtsein war nicht rein; eine unglückliche Uebereilung hatte den Frieden aus deiner Seele verscheucht, darum fühltest du so furchtbar die Qualen der Reue; denn, je edler

ein Herz ist, desto tiefer empfindet es die Schwere seiner Verschuldung.

Natur und Glück hatten für August von Redenheim alles gethan und mit ihren besten Geschenken ihn ausgestattet. Eine edle, schlanke Gestalt, blühende Gesundheit, ein heller offener Sinn für das Wahre und ein für das Schöne und Gute warm fühlendes Herz — dies war Augusts Aussteuer von der Natur: Abkunft aus einem altadelichen Geschlechte, herrliche Rittergüter und ein großes Vermögen, waren die zweideutigen Geschenke der Glücksgöttin. Früh schon hatte er seine Eltern verloren; seine Mutter starb, indem sie ihm das Leben gab; sein Vater, ein leidenschaftlicher Kriegsmann, war auf dem Schlachtfelde gefallen. Eine edle Wittwe, seine Tante, gleich gebildet am Geiste wie am Herzen, sorgte für seine Erziehung, und der Jüngling hatte das Glück, das nicht jedem jungen und reichen Edelmanne zu Theil wird, redliche, gewissenhafte Lehrer und treue Freunde zu finden. — Gebildet am Geiste und mit unverdorbenem Herzen verließ er die Akademie, machte einige Reisen und lebte dann auf seinen Gütern im Kreise weniger Freunde. Oft drang die gute, nun hochbejahrte Tante in

ihn, sich unter den Fräulein des Landes eine Lebensgefährtin zu suchen; aber die ehrwürdige Matrone sah ihren letzten Wunsch nicht mehr erfüllt, sie starb und Augusts Stündchen hatte noch nicht geschlagen.

Aber jetzt schlug es. August hatte einige Geschäfte in der Residenz abzuthun, und beschloß einige Tage daselbst zuzubringen. Es war gerade in der Charwoche, wo alle Theater geschlossen waren und alle öffentlichen und lauten Vergnügungen ruhten. Am Charfreitage wurde Abends in der Hofkapelle Ramlers Tod Jesu nach Graun's unsterblicher Komposition aufgeführt. Redenheim hatte eine Eintrittskarte erhalten, und hier sah er die junge Gräfin Albertine von Felsenau, die mit einer Verwandtin in die Kapelle gekommen war. Der einfache Umstand, daß die Damen etwas zu spät kamen, als die Sitze schon alle besetzt waren, gab die erste Veranlaßung zur Bekanntschaft. August mittelte den beiden noch ein Plätzchen aus und blieb in ihrer Nähe. Im Gespräche während der Zwischenräume entfaltete Albertine so viel reinen Sinn und tiefes Zartgefühl, daß August mächtig ergriffen wurde. Nie gekannte süße Gefühle erwachten in seiner Brust, und sein

reines kindliches Herz öffnete sich den zarten Regungen der heiligsten Liebe. Daß am Ostermontage ein glänzender Ball war, auf welchem August Albertine wieder fand, mit ihr im leichtgeflügelten Tanze durch die Reihen dahin flog, und die Holde in seinen Armen am hochklopfenden Herzen hielt, daß er, gelehnt in ein Fenster des Saales, mit ihr in den glänzenden Vollmond hinaufblickte; — dies war nur noch mehr Nahrung für seine glühende Liebe. Auch Albertinens schöne Seele fand reines herzliches Wohlgefallen an dem edeln gebildeten Jünglinge, und mit jedem Tage — die beiden mochten sich sehen oder nicht sehen — sproßte die himmlische Blume unschuldiger, reiner Liebe höher empor.

August war auf seine Güter zurückgekehrt, und der Frühling schmückte die erwachende Erde mit dem köstlichsten Brautgewande. Da kam auch Albertine auf das Land, in Redenheims Nähe. Einst trafen sie sich auf dem Gute eines Freundes und Nachbars Augusts. Die Tafel, die bis zum Aufgang der Sterne gewährt hatte, wurde aufgehoben, die Gesellschaft zerstreute sich; einige, besonders die jüngern Glieder derselben, gingen noch in den Garten. Redenheim bot Albertinen

den Arm und wandelte in stillem Entzücken an ihrer Seite durch die dunkeln Gänge hin. —

Sie hatten sich, ohne bemerkt zu werden, von der übrigen Gesellschaft entfernt und standen am Ufer eines Weihers, auf dessen silberner Fläche ein zweiter Himmel voll Sterne lag; die Nachtigall flötete in den nahen Gebüschen und der Abendwind rauschte in den Zweigen der Erlen und in dem Schilfkranze des Weihers. — Aber die beiden achteten nicht des Himmels voll blitzender Sterne, denn in ihre Brust hatte der Himmel der Seligen sich herabgesenkt; sie hörten nicht der Nachtigall schmelzende Töne, nicht den leise rauschenden Abendwind und das sanfte Murmeln der Wellen, denn reinere Harmonien bebten und hallten von den Saiten des Herzens voll namenloser Wonne. — Der edle, tugendhafte Jüngling, der die Geliebte seiner Seele zum erstenmale mit wonnezitternden Armen umschlingt, — die holde Jungfrau, die die hocherröthende Wange und das Auge mit der Perle des heiligsten Gefühles an des Erwählten hochklopfender Brust verbirgt; — wahrlich die Glücklichen haben einen Blick in den Himmel gethan, und das verlorene Paradies wieder gefunden! —

„In stilles Entzücken versunken, standen die Liebenden am Ufer des Weihers. Noch hatte es nicht vom vollen, von wonneüberfliessenden Herzen sich los gewunden, das süße Geständniß der Liebe, der Gegenliebe. Da breitete August die Arme aus, er umschlang die Inniggeliebte und sagte leise und bebend: Wie theuer bist du diesem Herzen, Albertine!“ — Und sie sank schweigend in seine Arme, und ihre glühende Wange ruhte an seinem hochklopfenden Herzen, und von ihren bebenden Lippen hallte, leise und sanft, wie Harmonikatöne: „Auf ewig dein!“ — Da drückte August die Holde fester an sein Herz, und in schweigender Umarmung schlossen sie das Bündniß ewiger Treue. — Und der Himmel voll Sterne spiegelte sich klarer in der kristallnen Flut, und die Nachtigall schlug weichere, süßere Töne, und der Abendwind rauschte in den Zweigen der Erlen und in dem Schilfkranze des Weihers lieblicher als Aeolsharfen.

Aber die Liebenden sahen die dunkle, schwarze Wolke nicht, die drohend über ihren Häuptern schwebte. Sie hatten, im Taumel ihres Glückes, den stolzen, rauhen Grafen Otto von Felsenau, Albertinens Oheim und Vormund, der überdieß

mit Redenheims Vater in beständiger Uneinigkeit gelebt hatte, entweder gänzlich vergessen, oder sie hofften — denn der Hoffnung der ersten Liebe sind ja Riesengebirge nur Maulwürfshügel — ihn durch Vorstellungen und Bitten zu gewinnen. Allein sie gründeten das Gebäude ihres Glückes auf Flugsand, und ihre süßen Erwartungen zerflossen wie Seifenblasenschimmer.

Redenheim wendete sich bald nach dem schönen Abende, an welchem Albertine ihm ihr Herz geschenkt hatte, an den Grafen Otto und bat ihn um seine Einwilligung. Allein Otto war kalt wie Marmor; nicht die dringenden Bitten Redenheims, nicht Albertinens fließende Thränen konnten ihn erweichen; selbst Emma's, der geliebten Tochter, herzliche Fürsprache vermochte nichts über den starren unbeugsamen Sinn des Grafen, er blieb unerschütterlich bei seinem Entschlusse.

Einst war Redenheim selbst nach Ringersdorf, dem Landsitze des Grafen Otto, gekommen, um den letzten Versuch auf den Unerweichlichen zu machen. Emma selbst hatte sich viel davon versprochen und Redenheim ermuntert, das Schreiben zu unterlassen, denn — sagte sie — wer blos schreibt wo er sprechen könnte, den blendet des

andern Anblick, und er giebt ihm Zeit und Gelegenheit, auch bei der gerechtesten Sache von der Welt, tausend Ausflüchte zu suchen, und was in wenigen Minuten abgemacht werden könnte, eine Reihe von Jahren hindurch herumzuziehen.“ — Redenheim erschien also in Ringersdorf; Emma's Liebkosungen und Bitten, Albertinens Thränen waren die treuesten Rechtsfreunde, die je eine gute Sache finden kann; allein Otto widerstand jeder Bitte, und als endlich die fröhliche Emma dem Vater um den Hals fiel, und lachend sagte: „Aber, Väterchen, warum sträubst du dich gar so lange, mein Tinchen glücklich zu machen? da zog der Graf sich schnell aus der Umarmung seiner Tochter, und sagte stolz und kalt:

Ich will nicht der erste Felsenau sein, der andere, als gräfliche Reiser auf seinen Stammbaum pfropft; — ich kenne wohl Fürstinnen in meinem Geschlechte, aber keine Frauen von —

„Ich will mich in den Grafenstand erheben lassen“ — erwiederte August — „meine Güter, mein Vermögen sind groß genug dazu.“ —

„Ein Graf und ein Bischof soll kein Neuling sein! Aus der Sache wird nichts; Gott befohlen Herr von Redenheim!“ So sprach der Uebermü-

thige; er verließ das Zimmer und reiste noch denselben Tag mit Albertinen und Emma auf ein entfernteres Gut.

Nun war August entfernter von dem Ziele seines Glückes als jemals; er bot umsonst alle seine Freunde auf, sich für ihn bei dem stolzen Grafen zu verwenden; allein der Unerbittliche blieb unerschütterlich bei dem Entschlusse, den unschuldigen Sohn den ganzen Haß empfinden zu lassen, der noch in seiner Brust gegen den längst verstorbenen Vater kochte. Der Himmel der Liebenden war mit finstern, schwarzen Wolken umhangen.

August von Redenheim ließ kein Mittel unversucht, sich auch an Albertinens neuem Aufenthalte Zutritt zu verschaffen, und endlich gelang es seinen rastlosen Bemühungen, die Inniggeliebte zu sehen und zu sprechen. Eine stille einsame Buchenlaube, am Ende des weitläuftigen Parks, war die stille Freistätte der Liebenden. Hieher kam Redenheim in der schlichten Kleidung des Weidmannes, zu Fuße, ohne alle Begleitung; hieher schlich sich Albertine mit einem Buche in der Hand, und hier fühlten sie das Glück schuldloser Liebe. Oft sahen und sprachen sich hier die Liebenden, und mit jedem Wiedersehen wuchs

die Sehnsucht nach gänzlicher Vereinigung höher empor. Lange schon kämpfte Redenheim mit dem Entschlusse, Albertinen mit Gewalt aus den Händen des grausamen Onkels zu reißen und sie zu entführen; allein die tugendhafte Albertine verabscheute jedes unerlaubte Mittel, sie hoffte noch immer auf mildere Gesinnungen des Grafen, und besänftigte mit freundlichen Worten die stürmische Heftigkeit des Geliebten.

So strich der Sommer, so schwand der Herbst unter eiteln Hoffnungen vorüber; der Nord entlaubte den Park, und Schnee und Eis verschloß die stille Freistätte der Liebenden. Der Graf kehrte in die Residenz zurück; auch Redenheim begab sich dahin, voll süßer Hoffnung, hier Albertinen zu finden, und durch mächtigere Fürsprache den Oheim zu erweichen. Einst sah er Albertinen auf einem Maskenballe; in der bescheidenen Maske einer frommen Pilgerin trat sie an Emma's Seite in den Saal; August erkannte sie an dem blitzenden, seelenvollen Auge, an dem leichten, schwebenden Gange. Der Graf war nicht mitgekommen, einer seiner Freunde hatte die Damen eingeführt. Die Liebenden hielten sich um so sicherer; August, als Einsiedler gekleidet, forderte Alber-

tinen zum Tanze und schwebte mit ihr durch die bunten Reihen hinab. Sie setzten sich dann zusammen in eine Ecke des Saales, und sprachen in seligem Entzücken von ihren Hoffnungen, von ihrer Liebe. Aber das Auge eines Verräthers belauerte sie; der Sekretär des Grafen erkannte den Einsiedler, und den folgenden Morgen erfuhr der Graf Augusts Zusammentreffen mit Albertinen. Das arme Mädchen hatte ein hartes Verhör zu bestehen, das sich mit den bittersten Vorwürfen und mit den furchtbarsten Drohungen endigte.

Augusts Freunde waren nicht unthätig geblieben, selbst der Minister, der den jungen Mann achtete und liebte, verwendete sich für ihn; allein auch er bekam eine abschlägige Antwort, und jeder fernere Versuch erbitterte den störrischen Eigensinn des Grafen nur noch mehr; er wurde hart gegen Albertinen und mißhandelte sie im ungerechten Zorne. Nur unter seinen Augen und in seiner Gesellschaft durfte sie das Haus verlassen, selbst Emma's Thränen und Bitten vermochten nichts; Albertine wurde enger eingeschlossen als eine Nonne, und Redenheim wurde auf allen Schritten von Spionen des Grafen verfolgt. Otto weidete sich an der Qual des liebenden Jüng-

lings, und indem er seiner Rache dies grausame Opfer brachte, war es ihm gleichgültig, daß Albertinens Herz darüber brach. Er würde das Glück seiner Tochter aufgeopfert haben für diesen Preis, so tief hatte sich der Haß gegen Redenheims Vater in sein unversöhnliches Herz eingewurzelt.

Da kam der Frühling wieder, und umarmte im Blumengewande die harrende Erde. Und die Vögel sangen und nisteten wieder in den Zweigen des Parks, und die Buchenlaube kleidete sich wieder in neues Grün, und in ihrem schützenden Schatten sanken die Liebenden sich wieder in die Arme. Vergessen war Leiden und Sorge, denn sie hatten sich wieder gefunden, und die treuen Herzen schlugen wieder liebend aneinander. August, durchglüht von Sehnsucht und Liebe, erneuerte seinen Vorschlag, Albertinen zu befreien, und das liebende, von einem hartherzigen Oheim gedrückte Mädchen vermochte den dringenden Bitten, den fließenden Thränen des Theuern, nicht länger zu widerstehen; zitternd willigte sie, nach einem langen Kampfe mit ihren edlern Gefühlen, ein und versprach ihm zu folgen.

Der Strahl der innigsten Freude leuchtete aus

Redenheims Blicken, als das lange ersehnte Ja! von Albertinens bebenden Lippen leise sich los gewunden hatte. Mit stürmender Eile riß er aus ihren Armen sich los und kehrte auf seine Güter zurück, um alle Anstalten zu treffen, Albertinen bald seine Gattin nennen zu dürfen. Er versah sich mit großen Summen in Wechseln und Banknoten, und übergab die nähere Aufsicht über seine Güter seinem Herzensfreunde, Franz von Langen, dem jedes Geheimniß seiner Brust enthüllt war, und nahm nur seinen treuen Jakob mit sich. Die Grenze war von Felsenau's Gute nicht weit und konnte durch den Wald hinter dem Parke in wenigen Stunden erreicht werden. Hier sollte Priesterhand die Liebenden auf ewig vereinen, und dann hofften sie entweder den Oheim zu versöhnen, wenn die Sache nicht anders als gewaltsam mehr geändert werden könnte, oder Albertine bedurfte bei [illegible]venheims Vermögen seiner nicht mehr.

Alles war angeordnet; vier leichtfüßige Renner schnaubten vor dem Wagen hinter dem gräflichen Park; hell und voll war der Mond aufgegangen, die Stille des Grabes lag auf der Gegend umher, und August harrte mit ungeduldigem Herz-

klopfen in der Buchenlaube. Der Oheim war mit Emma bei einem benachbarten Edelmanne zum Besuche; alles begünstigte die Flucht, und die Liebenden hatten die froheste Hoffnung ihres nahen Glückes. Die Mitternacht nahte heran und August harrte noch immer mit glühender Sehnsucht. Jetzt hörte er Fußtritte, und Albertine, von ihrem Mädchen begleitet, erschien in der Buchenlaube. Bebend sank sie in Augusts Arme, er umschlug sie mit der Gewalt der Liebe und führte sie an den Wagen. Sie setzten sich ein; Augusts Brust wallte hoch auf von überschwenglicher Freude, Albertinens Pulse wechselten fieberhaft zwischen Wonne und Schmerzgefühl. Jakob lenkte die flüchtigen Rosse und bald hatten sie die gräflichen Güter im Rücken.

Der Mond ging unter, der Morgen graute, und sie waren über der Grenze.

„Wir sind geborgen“, rief August, Albertinen fester in seine Arme schließend, „nun bist du mein auf ewig! Forthin tritt kein grausamer Stolz, kein unersättlicher Rachedurst, unserm Glücke in den Weg; die Liebe heiligt den Schritt, den furchtbare Härte uns abnöthigte, und forthin scheidet uns nichts als der Tod.“

Albertine drückte ihm still und innig die Hand. Ihre Thränen flossen unaufhaltsam, ihr Herz war gepreßt von bangen, wehmüthigen Gefühlen. August bot die ganze Beredsamkeit der Liebe auf, das theure Mädchen zu beruhigen und ihre Besorgnisse zu heben. „Heute noch“ — sprach er — „soll Priesterhand uns auf ewig vereinen.“

Sie erreichten das erste Dorf über der Grenze und stiegen im Wirthshause ab. Redenheim eilte sogleich zum Pfarrer, um die Trauung zu veranstalten. Allein die Landesgesetze verboten jede Trauung ohne vorhergegangenes Aufgebot und ohne obrigkeitliche Bewilligung. Der gewissenhafte Pfarrer lehnte daher das Gesuch gänzlich ab; Redenheim bot viel; er versprach eine einträglichere Stelle auf seinen Gütern; allein er vermochte durchaus nichts über den festen Mann.

Unmuthig kehrte Redenheim nach dem Wirthshause zurück. Welch ein Anblick wartete seiner, als er die Thüre öffnete. Albertine lag ohnmächtig in den Armen ihres zitternden Mädchens, und vor ihr stand — fluchend und drohend — Graf Felsenau, ihr Oheim.

„Ha! — rief Felsenau, glühend von Zorn und Grimm, dem eintretenden Redenheim entgegen: — Wo ist deine Ritterehre? Verführer!

Redenheim stand, wie vom Blitze berührt, betäubt und sprachlos; er wollte dem Grafen sich nähern und ihn besänftigen; aber dieser kehrte ihm höhnisch den Rücken zu, und sagte stolz und kalt:

„Wir haben nichts miteinander gemein, mein Herr. Diese hier — indem er die drohende Hand nach Albertinen ausstreckte — mag im Kloster büßen und ihre Schande beweinen, und Sie können mit meiner Verachtung hingehen, wohin Sie wollen.“

Jetzt erwachte Redenheim aus seiner Betäubung, überwältigt von Grimm und Schmerzgefühl zog er den Degen und rief:

„Nur für mein Herzblut verkaufe ich diese Hand.“ — Er ging auf den Grafen ein. —

Albertine warf sich zwischen den Oheim und den Geliebten auf die Kniee; ihr Mädchen kreischte laut.

„Elender!“ knirschte der Graf und wich mit seinem Degen den Angriffen Redenheims aus, den Zorn und Verzweiflung blind machten. — „Warte! zeichnen will ich dich doch!“ er stieß und August sank blutend zu Boden.

Albertine wurde halb leblos in des Onkels

Wagen geschleppt und mußte mit ihm zurückkehren.

Da lag nun der arme August, verlassen und gefährlich verwundet. Graf Otto hatte weislich die Entführung seiner Nichte an die Regierung berichtet und der Wirth wurde durch Geld zum Schweigen gebracht. Der arme Verwundete hatte keinen Trost, keine Aussicht, Albertinen je wieder die Seinige zu nennen. Oft wollte er den Verband von seiner Wunde reißen, um sein qualvolles Leben auszubluten, — allein sein treuer Jakob hinderte ihn daran, und suchte alles auf, seinen armen, guten Herrn zu beruhigen.

Allein umsonst; ein Brief von Franz v. Langen schlug alle Hoffnungen nieder. Langen meldete mit wenigen Worten: er könne sich mit der Aufsicht über Redenheims Güter nicht länger befassen, weil eine neue Anstellung ihn in die Residenz rufe. In einer Nachschrift fügte er ganz kurz hinzu: Albertine sei, auf Befehl ihres Oheims, in ein ihm unbekanntes Kloster am Rheine gebracht worden.

Der arme Redenheim wußte nicht, ob er seinen eigenen Augen trauen dürfte, als er Langens Brief las und wieder las. Sein Zorn löste sich

bald in Wehmuth auf, und er klagte sich laut als Albertinens Mörder an, weil er sie zu dem unseligen Schritte, mit ihm zu entfliehen, verleitet hatte. Er weinte die bittersten Thränen, er schrieb an Langen und beschwor ihn, sich nach Albertinens Aufenthalt zu erkundigen, um die Unglückliche dem Tode, in dessen Arme Gram und Kummer sie stürzen mußten, zu entreißen. Aber Langen ertheilte die kurze Antwort: daß er in seinen gegenwärtigen geschäftevollen Verhältnissen gar sehr bitten müsse, von dergleichen Aufträgen verschont zu bleiben.

Jetzt fiel es von Redenheims Augen, wie Schuppen; dem Betrogenen ging ein schreckliches Licht auf. Es war ihm bisher unbegreiflich geblieben, wie Graf Felsenau die unter so günstigen Umständen unternommene Flucht so schnell entdecken und vereiteln konnte. Aber jetzt stand plötzlich alles deutlich und hell vor seinem Blicke, es war, als ob die Wände ihm zuriefen: „Langen ist dein Verräther"!

Und so war es auch; dem feilen Eigennutze, der stolzen Selbstsucht ist nichts heilig; sie zerreißt gleichgültig die festesten Bande und gründet mit kaltem Lächeln das Gebäude ihres Glückes auf

die Trümmer der Wohlfahrt des Herzensfreundes. — Langen stammte aus einem sehr alten, aber verarmten Geschlechte; sein Stand verschaffte ihm überall Zutritt; Talente, Witz und ein gefälliges Aeusseres machten ihn überall willkommen. Seine Offenheit, seine Dienstfertigkeit gewannen ihm überall Freunde, und er schien so ganz Freund, er rieth und half wo er konnte, und man sah ihn nie fröhlicher, als wenn er jemanden etwas Angenehmes erzeigen konnte. Allein er war jedermanns Freund, und wußte sich, so lange es seinen Vortheil galt, so fein zu benehmen, daß niemand auch nur den leisesten Argwohn auf seinen Karakter werfen konnte. Er machte Bekanntschaft mit Redenheim, und bald waren sie die innigsten Freunde. August schloß ihm sein ganzes Herz auf; er entdeckte ihm seine Liebe zu Albertinen, und vertraute ihm sogar seinen Entschluß, die Geliebte aus der Gewalt des hartherzigen Onkels zu befreien.

Langen hatte versprochen, seinem Freunde behülflich zu sein und er schien es auch; allein, er war nicht nur Redenheims Freund, sondern auch des Grafen von Felsenau, und was noch mehr war als dies, er liebte — so sehr er es auch vor

aller Augen zu verbergen wußte — er liebte Albertinen selbst. Zwar konnte er es kaum ahnden, daß der reiche, stolze Graf von Felsenau die Hand seiner Nichte dem armen von Langen bewilligen würde; zwar hatte er wohl gemerkt, wie sehr Albertinens Gesinnungen den Wünschen Redenheims entsprachen; allein, er rechnete auf eine Anstellung am Hofe und hoffte durch Rang und Einfluß den Oheim zu gewinnen; daher suchte er den Plan seines Freundes, indem er ihn zu begünstigen schien, heimlich zu vereiteln und die Liebenden auf immer zu trennen.

Er entdeckte dem Grafen von Felsenau Augusts Entschluß an demselben Abende, wo er ausgeführt werden sollte; daher konnte Felsenau fast zu gleicher Zeit auf einem andern Wege das Grenzdorf erreichen und seine Maasregeln treffen, während August sich so nahe am Ziele seiner süßesten Wünsche glaubte.

Die Worte des Oheims „Albertine mag im Kloster büßen“ und Langens flüchtige Nachschrift, sie wäre in ein Kloster am Rheine gebracht worden, erhielten in Augusts trüben Sinne den schwachen Hoffnungsschimmer ihren Aufenthalt zu entdecken. Zermalmt von Reue über den küh-

nen Gewaltschritt, und gequält von den Leiden unglücklicher Liebe, entschloß er sich zu einer Reise nach dem Rheine. Aber umsonst opferte er Zeit, Geld, Ruhe, alles auf; umsonst durchzog er die Gegend und steuerte nach jedem Frauenkloster hin; umsonst wagte er Sicherheit und Leben, es war ihm unmöglich, den Ort zu entdecken, wo das traurige Opfer seines zu raschen Entschlusses in öder Verlassenheit schmachtete. Er versank in den düstersten Trübsinn; und nicht die paradiesischen Gefilde am Rheinstrome, nicht die gutmüthige Theilnahme seines treuen Jakobs konnte ihn aufheitern; überall stand Karolinens bleiche Gestalt im schwarzen Nonnengewande, mit dem thränennassen Schleier vor seinen Blicken; ach! er sah in quälenden Träumen, wie sie, die vom Mehlthau versengte Rose, langsam dahin welkte, wie sie, auf der einsamen Zelle, ihr qualvolles Schicksal mit blutigen Thränen bejammerte und ihn als den Urheber ihrer Leiden anklagte! — Darum schlich sein Leben öde und freudenleer dahin; er versank in stilles Hinbrüten und in dumpfe Gefühllosigkeit gegen alles, was ihn umgab.

Einst wandelte er traurig und einsam an dem

Ufer des herrlichen Stromes, sein Auge ruhte auf den majestätischen Felsen mit ihren Schlössern, auf den freundlichen Hügeln mit ihren Traubengeländen und auf den lachenden Wiesen umher, aber alle die Reize, welche hier die Natur aus ihrem unerschöpflichen Füllhorne über die Gefilde ausgoß, rührten ihn nicht, denn für den Unglücklichen kleidet sich alles in die Farbe seines Grames. — Jetzt weckte ihn ein fern herschallender, munterer Gesang aus seinem Trübsinne; er blickte nach der Gegend, aus welcher der Schall kam. Ein Nachen glitt auf dem Strome herab, und die fröhlichen Ruderer kürzten sich mit Gesängen die beschwerliche Arbeit. Der Nachen fuhr dicht am Ufer vorüber, Redenheim wollte sich eben entfernen, als eine Stimme ihm nachrief:

„Bist du's, oder bist du's nicht?"

Redenheim blickte nach dem Nachen, und siehe da, es war sein Jugendfreund Borner, der ihm zugerufen hatte.

Der Nachen landete bei dem nächsten Dorfe und die Freunde lagen sich in den Armen.

Borner brachte lindernden Balsam für die brennenden Wunden seines Freundes, denn er brachte Nachricht von Albertinen. Die Thränen des un-

glücklichen Mädchens und Emma's herzliche Fürbitten, hatten doch das harte Herz des Grafen von Felsenau in so weit erweicht, daß Albertine nicht den Schleier nehmen mußte. Allein vor den Augen des Oheims durfte sie doch nicht bleiben, sondern sie wurde zu einer Verwandtin auf ein einsames, abgelegenes Walddorf gebracht; zugleich mußte sie dem Oheim schwören, nie Redenheim von ihrem Aufenthalte Nachricht zu ertheilen, und im Falle daß er ihn sonst auf irgend eine Weise entdeckte, niemals ihm Gehör zu geben, sondern jeden seiner Anträge und Briefe zurückzuweisen. Die letzten, harten Bedingungen wußte Freund Borner nicht. Kein Mensch war daher glücklicher als Redenheim, da ihn aufs neue die Hoffnung, Albertine wieder zu finden, anlächelte. Der trübe, gesenkte Blick hob und erheiterte sich wieder, neue Lebenskraft und Lebenslust strömte durch sein ganzes Wesen, und sein Herz hob sich schneller bewegt von Hoffnung und Freude. Er beschloß in die Gegend zu gehen, wo Albertine sich aufhielt. Schnell waren die Postpferde bestellt und der Wagen rollte fort.

Während der Reise wechselten mannigfaltige Empfindungen in Redenheims Seele. Je näher

er dem Orte kam, desto mehr wankte sein Entschluß, Albertinen abermal heimlich zu befreien. „Willst du“ — so fragte er sich selbst — „Vergehen auf Vergehen häufen? Willst du Albertinen auch noch den Schatten von Freiheit rauben, der ihr jetzt noch blieb, und sie, die deinem Herzen so unendlich theuer ist, zum zweitenmale elend machen? Nein! das seie ferne! Ich will den Frieden der Unglücklichen nicht wieder trüben. An den Oheim will ich mich noch einmal wenden, und ist der Hartherzige nicht zu erweichen, dann lebe wohl, Albertine, lebe wohl für die Erde, jenseits, wo keine Leidenschaft, kein Vorurtheil die Herzen der Liebenden gewaltsam trennt, dort sehen wir uns wieder!“

Das Schreiben an den Onkel wurde abgeschickt. So reuevoll und demüthig, so herzlich bittend sich Redenheim an den Grafen von Felsenau gewendet hatte, so kalt und hart blieb der Oheim, denn nicht Albertinens Thränen, nicht Emma's Fürbitte konnten die Eisrinde zertheilen, die Haß und Stolz um sein Herz gelegt hatten. — „Da lies“ — sagte Redenheim mit einem Blicke voll Grimm und Verzweiflung zu Borner'n, der sich jetzt beständig bei ihm aufhielt; — Borner las

eine, in den stolzesten Ausdrücken und mit dem bittersten Hohne abgefaßte Antwort, von der Hand eines Sekretärs geschrieben und vom Grafen blos unterzeichnet; dabei war die Weisung, daß künftig jeder Brief uneröffnet zurückgesendet werden würde.

Vergebens wandte der treue Borner alles an, seinen unglücklichen Freund zu beruhigen und aufzuheitern. Redenheim versank immer tiefer in jene dumpfe Gleichgültigkeit, in jene kalte Gefühllosigkeit, die nur eine schmale Grenze vom Wahnsinne scheidet. Er fiel in eine Krankheit, die ihn dem Rande des Grabes nahe brachte; doch die unverderbte Jugendkraft kam der Kunst des Arztes zu Hülfe; er genas wieder, aber die stille Trauer seiner Seele blieb. Borner rieth ihm, die Stadt, wo sie eben sich aufhielten, zu verlassen und vielleicht sein wundes Herz in den paradiesischen Gefilden der Schweiz und Italiens zu heilen. Redenheim willigte ein und die Reise wurde angetreten.

In einer schönen Sommernacht fuhren sie auf ein Dörfchen zu, aus welchem ihnen ein ungewöhnlicher Fackelglanz entgegen strahlte. Sie kamen näher, und dumpfe Todesgesänge hallten

ihnen entgegen. — „Wohl dir“, seufzte Redenheim, „wohl dir, dem diese friedlichen Gesänge schallen; du hast überwunden alle Drangsale des Weltgewirres. Deine Wunden sind verblutet und deine Thränen versiegt. Die mütterliche Erde umfängt dich mit schweigender Ruhe und über deinem Staube ist Friede. — O daß sie mich hintrügen, daß auch mein gebrochenes Herz im langen Schlafe Frieden finden möchte!“

Redenheim und Borner folgten dem Leichenzuge nach dem Kirchhofe. Sie traten zum Grabe. Der Sarg wurde eben wieder verschlossen und in die Tiefe hinabgesenkt. Eine bejahrte Dame in tiefer Trauer rang lautschluchzend die Hände an der Gruft, neben ihr stand, still vor sich hinweinend, ein junges Frauenzimmer. Eben nahm sie das Thränentuch vom Gesichte, als Redenheim sie mit banger Ahndung ins Auge gefaßt hatte. Es war Emma, Felsenau's Tochter! Wie vom Blitze getroffen, sank der unglückliche August in Borners Arme, mit dem lauten, schmerzvollen Ausrufe: Albertine! Albertine!

Borner brachte seinen Freund mit Mühe in den Wagen zurück und fuhr mit ihm auf das nächste Dorf. Redenheim war in der fürchterlich-

sten Stimmung, als er aus der ersten Betäubung erwachte. Ueberall stand Albertinens bleiche Todtengestalt vor seinen Blicken, er klagte sich laut als den grausamen Zerstörer ihrer Jugendblüthe, als ihren Mörder an, denn der Fieberkranke gab keiner andern Vorstellung in seiner Seele Raum, als daß der Gram über ihre unglückliche Liebe Albertinen getödtet habe. Borner, dem es noch ungewiß war, ob die Leichenbegleitung, der sie so zufällig begegneten, wirklich Albertinen galt, suchte seinen Freund darauf aufmerksam zu machen; allein Redenheim gefiel sich zu sehr in seinem Schmerz, und er blieb unerschütterlich bei dem Gedanken, Albertine sei ein Opfer des Stolzes und der unglücklichen Liebe geworden. Selbst der zweifelnde Borner wurde anderes Sinnes, als ein Brief den Emma an Redenheim sandte, die Sache ins Klare setzte. Emma schrieb:

„Der Zufall, Herr Baron, führte Sie gestern „zu einer Szene, die, was ich fast wegen Ihres „plötzlichen Erscheinens in einer so abgelegenen „Gegend vermuthen möchte, jeden Versuch Al„bertinen in Ihre Hände zu bekommen, vereiteln „muß. Sie ist jetzt über alle Gewalt erhaben. „Gönnen Sie ihr die langersehnte Ruhe, welche

„die Gute, über deren Leiden mein Herz blutet, „so sehr bedurfte. Heilig sei Ihnen der Auftrag, „den Ihre Freundin mir für Sie ertheilte: for„schen Sie nicht über Albertinens letzte Schick„sale nach, sondern sehen Sie mit Ergebung und „Hoffnung der Stunde entgegen, wo Sie sich „ohne Trennung wieder finden werden.“

Emma, Gräfin von Felsenau.

„Nein, ich will, ich darf nicht forschen, theure, vollendete Albertine“, rief Redenheim vom tiefsten Schmerz zerrissen aus und erhob den Blick zu den Wolken, die schwarz und trübe, wie die Stimmung seiner Seele, über ihm hingen. — „Nein ich will nicht forschen; lange schon schilderte mir mein marterndes Bewußtsein die Qualen deines edeln treuen Herzens, die Qualen, die nur die Hand des Todes enden konnte, und deren Ursache mein tollkühnes Wagestück war. Ja, ich will stille sein und harren, bis auch mir bald, vielleicht sehr bald, der Friedensbote erscheint, der mich mit dir über den Sternen auf ewig vereinigt.“ — Redenheims tiefe Beklemmung löste sich in einen milden Thränenstrom auf, und Borner weinte mit ihm; gewiß ein

kräftigerer Trost, als die erbaulichste Trostrede; denn nichts erleichtert das wundgedrückte, schmerzbeladene Herz besser und sicherer, als inniges Mitgefühl und herzliche Freundestheilnahme; die Thräne des Freundes bei unserm Schmerze ist lindernd und heilend, wie der Balsam für die offene Wunde.

Borner drang auf baldige Abreise aus der Gegend, wo sein Freund alles verloren hatte; er hoffte durch die Zeit und durch Zerstreuung auf Reisen die tiefe Schwermuth aufzuheitern, in welche Redenheim versunken war. Aber dieser blieb in sich verschlossen und war still und lenksam wie ein Kind; nur mit seinem Grame beschäftigt, war er kalt und abgestorben gegen alles was ihn umgab; er hatte seinen Schmerz so lieb gewonnen, daß ihm alles zuwider schien, was ihn auch nur auf Augenblicke davon abziehen konnte. Wäre Borner nicht ein sehr edler Mann gewesen, er hätte seinen Freund zum armen Manne machen können, da jetzt alles durch seine Hände ging und Redenheim in seiner dumpfen Gleichgültigkeit ihm alle Rechnungen mit seinen Beamten und Pächtern überlassen hatte. Allein Borner war zwar arm, aber sehr edel. Zufrieden bei seinem

Freunde, ein reichliches Auskommen und die Erfüllung seines Lieblingswunsches, zu reisen, gefunden zu haben, besorgte er Redenheims Angelegenheiten mit der gewissenhaftesten Freundestreue, so daß nicht nur nichts veruntreut, sondern manche Summe erspart und zurückgelegt wurde.

Die beiden Freunde waren in Italien; aber Hesperiens milderer Himmel und seine lachenden Gefilde verscheuchten den Schmerz und die Sehnsucht nicht aus Redenheims Brust. Sie kamen nach Florenz, und von allen dort aufgehäuften Schätzen der Kunst sprach ihn einzig die Gruppe der Niobe an; der ungeheure Schmerz einer Mutter, die alles was ihr lieb war, verloren hatte, entsprach seiner tiefen Empfindung, denn auch er hatte alles verloren. Sie waren in Rom, wo über und unter der Erde die klassische Vorwelt den Pilger anspricht und sein Herz zu großen Empfindungen hebt. Redenheim stand mit seinem Freunde auf dem Monte Cavo, von dessen Spitze der trunkene Blick das majestätische Rom und die ganze klassische Gegend bis an die Mündung der Tiber überschaut; allein sein Auge blieb düster und trübe, als sähe er von einem Hügel auf das Dörfchen

und den Kirchhof hinab, wo Albertine schlummerte. Sie gingen nach dem Belvedere; Redenheim ging kalt an dem herrlichen Apoll vorüber, aber Laokoons Gruppe beschäftigte lange seine Aufmerksamkeit. Der grimmige Schmerz, der sich in der ganzen Haltung des von Schlangen umwundenen Vaters aussprach, die krampfhafte Anstrengung mit der er den Ungeheuern entgegen kämpfte und doch erliegen mußte, gab seinem eigenen Schmerze Nahrung. „Sieh“, rief er Borner zu, „so packt das Gewissen den Menschen wie ungeheure giftige Schlangen, so muß er kämpfen und dulden, bis er unter den martervollsten Bissen erliegt; so nagen die Nattern der Reue an meinem Herzen, so zerfleischt die Erinnerung an einen unbesonnenen Schritt, der Albertinens Mord auf meine Seele lud, mein ganzes Wesen, und nie werd' ich sie abschütteln diese Schlangen, bis ich unter ihren Bissen erliege und langsam verblute.“ —

Mit Entsetzen hörte Borner die Aeusserungen seines Freundes, denn so tief hatte der Gram noch nie seine Seele umnachtet, so gewaltig hatte der Dämon des Trübsinnes ihn noch nie gefesselt. Redenheim blieb blind gegen alle Reize der Natur und der Kunst; die herrliche Beleuchtung der

Peterskirche und die reizvollen Umgebungen Tivoli's ließen ihn gleich kalt; er athmete nur für seinen Schmerz, und liebte nur, was seinem Kummer Nahrung gab.

Borner führte seinen trauernden Freund nach der Schweiz, und hier in dieser stillen Freistätte der Ruhe und des Glückes fielen allmählich einzelne Lichtstrahlen in seine umnachtete Seele. Die entzückenden Gegenden dieses Landes, der Blick auf so manches paradiesische Gefilde, die reine stärkende Bergluft, die stille Patriarcheneinfalt der Bewohner, besonders der kleinern Kantone, damals noch unerschüttert von den Stürmen der Revolution und unentweiht von des Krieges blutigen Greueln, — dies alles gab dem tiefbetrübten Redenheim allmählich eine sanftere und ruhigere Stimmung. Er gedachte seiner vollendeten Albertine mit stiller Ergebung und Hoffnung; nur das Bewußtsein, ihr Loos durch seinen übereilten Entschluß so traurig gemacht zu haben, störte noch manchmal den mühsam errungenen Frieden seiner Seele.

Einst an einem herlichen Morgen standen die beiden Freunde am Ufer des Zürchersee's. Noch war die Königin des Tages nicht in ihrer vollen

Pracht heraufgestiegen; aber die Gipfel der schneebedeckten Berge umher erglänzten wie flammende Opferaltäre vom Golde des Frühroths. Ein weisser Nebel bedeckte, wie die Wolken den Himmel, den See, und alle Farben des Regenbogens zitterten in den aufsteigenden Dünsten. Jetzt zerriß die Sonne mit Siegerkühnheit den letzten Schleier und strömte die Fülle ihres Lichtes auf die Gefilde herab. Da erloschen die Opferflammen auf den Gipfeln der Berge, deren schneeweiße Scheitel jetzt in des Himmels reinen Azur sich tauchten; da entflohen die Nebel vom spiegelklaren See; manches Schifflein durchschnitt mit hellem Ruderschlage die Flut, und mit dem Morgenliede der Vögel in den Hainen und Gärten umher vereinte sich der Schiffenden froher Gesang. Von den fernen Alpen her ertönten die Glocken der Heerden und des Hirten weitschallendes Horn, und in den Weinbergen ließ schon der frohe Gesang einzelner Winzer und Winzerinnen sich hören, die, hoffend auf eine reichliche Lese, vom frühen Morgen bis in die Nacht der Rebstöcke pflegten. Als ob plötzlich der Vorhang vor einer Zauberbühne aufgezogen würde, so traten mit dem Aufgange der Sonne die himmlischen Umgebungen des See's

aus dem Nebelschleier hervor, und was das trunkene, von Reiz zu Reiz irrende Auge über und um sich gewahrte, das sah es in magischer Beleuchtung zittern in dem Spiegel der Wellen.

Beide Freunde standen in stilles Entzücken verloren am Ufer des Sees, und schweigend genossen sie die Fülle der Reitze der schönen Gegend, die im goldnen Strahle der Frühlingssonne sich vor ihren bezauberten Blicken entfaltete. Redenheims Blicke streiften heiter umher, denn seine Seele war heiter, der Friede der Natur hatte sich in sein Herz ergossen, der Schwermuth drückende Last war abgewälzt von seiner Brust, und leichter und froher wallte sein Blut durch die Adern hin. — „Borner", so sagte er ruhig zu seinem noch tief in das Anschauen der himmlischen Reize verlorenen Begleiter: „Borner, ich fühle die entzückende Anmuth, welche rings umher aus der wiedererwachenden Natur uns anlacht, aber meine Seele ist bei der Trauten, deren Grab nun der alles bekränzende Frühling mit jungem Grün und düftenden Veilchen schmückt. Borner, was denkst du, wenn ich meiner Albertine, an dem Orte, wo ihre Hülle schläft, ein Denkmal stiftete? Ich hoffe, Graf Felsenau würde dem trauernden Ge-

liebten diese Bitte nicht versagen; sein Haß wird doch durch Albertinens Tod endlich getilgt sein.“

„Ich zweifle“ — erwiederte Botner — „er würde sonst nicht kalt gesehen haben, wie der Unglücklichen das Herz brach.“

„Ein Versuch sei gewagt; findet mein Wunsch kein Gehör bei dem Hartherzigen, nun so mag es immerhin unterbleiben; hier, in meinem Herzen, vermag keine Zeit und keine Gewalt, Albertinens Denkmal zu zerstören.“

Redenheim wandte sich an den Grafen; er schrieb ihm in dem sanften, herzlichen Tone, der dem Gemüthe besonders eigen ist, dessen Wünsche und Hoffnungen nicht mehr an die Erde gefesselt sind; er bat den Stolzen mit rührender Herzlichkeit nochmals um Vergebung wegen seines voreiligen, so tief bereuten Schrittes, und fügte dann die Bitte bei, in Waldheim, wo Albertinens Hülle schlummerte, eine Schule stiften und ein Kapital aussetzen zu dürfen, wovon jährlich zwei arme aber tugendhafte Mädchen auf den gräflichen Gütern ausgestattet werden könnten. Der Name des Stifters sollte verborgen bleiben, und Frau von Lautern, die Anverwandtin, in deren Hause Albertine vollendete, als Stifterin erschei-

nen. — Der Brief wurde abgeschickt; Redenheim und Borner verließen bald darauf die Schweiz und gingen nach M**, wo sie lange, aber wie es schien vergeblich, auf Antwort warteten. Diese neue, augenscheinliche Härte des Grafen machte einen höchstwidrigen und unangenehmen Eindruck auf Redenheim, und Freund Borner mußte alles aufbieten, um zu verhindern, daß der Tiefgekränkte nicht wieder in seinen vorigen schwarzen Trübsinn zurück fiel, denn die Ruhe, welche Helvetiens anmuthsvolle Gefilde in seine Brust gezaubert hatten, wurde mit jedem Tage der verzögerten Antwort mächtig erschüttert.

Graf Otto von Felsenau war nicht wenig durch Redenheims Brief überrascht; denn er, dessen Herz die Gewalt einer treuen, reinen Liebe nie empfunden hatte, war längst der Meinung, Redenheim hätte seine Nichte, seitdem ihm die kalte abschlägige Antwort zugesendet worden wäre, vergessen, und treibe sich auf Reisen und im Weltgewühle herum, um, nach der Sitte vieler Adelichen der damaligen Zeit, den Schweiß seiner Bauern in fremden Ländern zu verprassen. Otto von Felsenau hatte schon öfters, wenn er Albertinens bleiches, abgehärmtes Gesicht erblickte,

oder wenn er von der stillen Trauer hörte, worin sie ihre freudenlosen Tage zu Waldheim verlebte, seine zu strenge Härte bereut, und Emma ließ keinen solchen Augenblick unbenutzt, um Redenheims und Albertinens Verbindung zu befördern; allein die Reue des Grafen war immer schneller wieder vorüber als ein heitrer Sonnenblick an einem trüben Herbsttage, und er wußte — wie es Leuten geht, die nicht gerne gut machen wollen — seine Härte durch mannigfaltige Scheingründe zu entschuldigen, und dagegen alle Schuld auf die beiden Liebenden zu wälzen.

Aber jetzt erweichte Redenheims Brief sein Herz; denn noch war nicht aller Sinn und jedes Gefühl für Edelmuth und Herzensgüte in seiner Brust erloschen und erstorben; Vorurtheile, Stolz und heftige Leidenschaften hatten eine Eisrinde um sein Herz gezogen, die jetzt an der Wärme besserer Gefühle endlich schmolz. Nur Redenheims unbedachtsamer Entschluß, Albertinen mit Gewalt zu befreien, und Langen's Verläumdungen hatten ihn so unerbittlich und grausam gemacht; den Haß gegen Redenheims Vater würden Albertinens Thränen, vereint mit Emma's Liebkosungen und Bitten, noch besänftiget und

entfernt haben, darum machte jetzt Redenheims Brief einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth. Freilich machte den Grafen auch das herannahende Alter und eine Krankheit, von der er eben erst wieder genesen war, weicher und milder, aber vor allem brachten ihn seine zerrütteten Vermögensumstände auf andere Gesinnungen. Sein Stolz, der es jedermann zuvorthun wollte; seine nimmersatte Liebe zu Glanz und Pracht hatten seine Kassen erschöpft und eine gewaltige Schuldenlast auf seine Güter gewälzt. Er fühlte, daß wenn er bald stürbe, seiner geliebten Emma wenig oder nichts übrig bleiben würde. Oft schon hatte dieser Gedanke tiefe Furchen auf seine Stirne gezogen und sein Vaterherz mit bangen Sorgen erfüllt; jetzt kam Redenheims Brief, und mit demselben glänzte den Grafen die Hoffnung einer bessern Zukunft an. Sein Auge wurde bei jeder Zeile heiterer, er hatte den Liebenden das Jawort aus vollem Herzen ertheilt, noch ehe er den Brief zu Ende gelesen hatte; ja er würde seine Emma in die Arme des reichen Redenheims geführt haben, wenn dieser ihre Hand verlangt hätte.

Der Graf ließ, sobald er den Brief nur flüchtig

durchgelesen hatte, seine Tochter rufen. Emma erschien. „Da lies“ — sagte der Graf, indem er ihr den Brief übergab. — „Aber sage mir doch, Mädchen, wie in aller Welt kam Redenheim zu der Nachricht, daß Albertine todt sei?“

Emma las, große Thränen rieselten, wie der Thau auf Rosenknospen, durch die seidenen Wimpern auf die Wangen herab, deren sanfte Glut die Freude erhöhte, denn in dem heitern, gütigen Blicke des Vaters las sie die schönsten Hoffnungen für das Glück ihrer Jugendgespielin.

„Wie in aller Welt kam er denn auf den Gedanken, daß Albertine todt sei?“ — fragte der Graf noch einmal — „er schreibt ja sogar, daß er ihrer Beerdigung beigewohnt habe.“

„Dazu“ — erwiederte Emma — „könnte vielleicht ihr Töchterchen die Veranlassung gegeben haben, lieber Vater. — Ich habe bisher nur nicht gewagt, Ihnen den Umstand zu erzählen, weil damals Ihr Zorn über Redenheim und Albertinen noch in zu hohe Flammen ausbrach. Jetzt sollen Sie das Ganze erfahren. Sie erinnern sich, daß vor etwa drei Jahren unsre gute Kusine Lautern zu Waldheim starb. Ich war bei ihrem Ende, bei ihrer Beerdigung. Der Leichenzug

war auf dem Kirchhofe angekommen, wir standen weinend um das frischbereitete Grab der verblühten Freundin; da kam Redenheim plötzlich mit einem Begleiter auf den Kirchhof. Wir hatten eben der guten Kusine den Kranz, der ihre Bahre schmückte, mit in den Sarg gegeben, als ich durch einen Seitenblick bemerkte, daß Redenheim ohnmächtig in die Arme seines Freundes sank. Mein Gefühl sagte mir, er ahnde Albertinen im Sarge, und sein unvermuthetes Erscheinen in dem abgelegenen Waldheim brachte mich auf den Gedanken, er könnte wohl einen zweiten Versuch wagen wollen, sich seiner Geliebten zu versichern. Um allen unangenehmen Folgen auszubeugen und Albertinens mühsam errungene Ruhe nicht wieder zu zerstören, bestärkte ich Redenheim durch ein paar Zeilen in seinem Wahne und verlangte, als Albertinens Vermächtniß an ihn, daß er sich um ihre letzten Schicksale nicht erkundigen sollte. Ich fürchtete Ihren Zorn und hoffte zugleich, Albertine würde vielleicht andern Bewerbungen eher Gehör geben, daher verschwieg ich auch ihr alles."

„Das hast du zwar klug, aber nicht ganz gut gemacht, meine Tochter" — erwiederte der Graf — „ich wollte es wäre nicht geschehen, doch weil es

einmal geschah, so sage ich dir kurz und gut: Wenn Redenheim Albertinens Hand noch will, so gebe ich meine Einwilligung und meinen Segen. Ich war freilich zu hart, das hat mir mein Gewissen schon gesagt, aber — die Entführungsgeschichte war doch ein gar zu häßliches Stückchen. — Doch dies ist vorüber, und ich überlasse es dir, zur Strafe oder zur Belohnung für deine Sorgfalt, die beiden Leutchen wieder zu vereinen."

Wer war froher als Emma, die nun einen kleinen Roman — ihre Lieblingssache — spielen konnte. Sie umarmte ihren Vater und eilte dann schnell fort, Albertinen ihr Glück zu verkünden.

Verloren im bangen Schmerzgefühle der hoffnungslosen Liebe saß Albertine in der einsamen Buchenlaube am Ende des Parks; ach sie liebte die Stätte, wo sie einst an Redenheims Seite so manche selige Stunde genoß; hier konnte sie ungestört von dem schönen Jünglinge träumen, den sie für treulos hielt, weil er nicht das geringste von sich hören ließ, und den sie immer noch liebte. Verwelkt waren die Rosen der Freude auf ihren Wangen, und aus dem trüben Auge blickte nur tiefer Gram und herznagende Sehnsucht. Eben saß sie in wehmüthige Rückerinnerungen verloren

in der einsamen Laube, und ihre Thränen flossen, als Emma, das blaue Auge vom Strahle der Freude verklärt, leicht und schnell wie Atalante durch die Buchenallee herab kam und dann mit lautem Entzücken in die Arme der Jugendgespielin sank.

Wer schildert den Uebergang von Schmerz zu Wonne in Albertinens Brust, als sie Emma's Nachrichten von Redenheim empfing; wie wallte ihr Herz hoch auf von Freude, als Emma alle ihre Zweifel besiegte und durch Redenheims Brief sie deutlich überzeugte. Zwar wurde sie ernstlich böse, als sie den Betrug erfuhr, den Emma ihrem Geliebten durch die Nachricht von ihrem Tode gespielt hatte; allein — was verzeiht nicht die glückliche Liebe — sie vergab der Jugendfreundin nicht nur aus voller Seele, sondern sie gewährte ihr auch gerne ihren Wunsch, die Szene des Wiedersehens veranstalten zu dürfen.

Der Graf bestätigte Albertinen Emma's Aeusserungen, und das liebende Mädchen sah mit Entzücken der Stunde entgegen, in der sie für lang[e] bittere Leiden belohnt werden sollte.

---

Redenheim ging still und in sich gekeh[rt, das] theure Bild der Geliebten in der Hand, [...]

Krone; er trat in das Gastzimmer, wo eben das Abendessen aufgetragen wurde. Er nahm Platz an der Wirthstafel und musterte mit seinen Augen die Gesellschaft. Da er unter der langen Reihe der Gäste kein bekanntes Gesicht erblickte, so wandte er sich an den Wirth mit der Frage, ob sonst keine Fremden heute hier abgestiegen wären?

Ein Graf Felsenau — erwiederte der Wirth — mit zwei Damen und Dienerschaft; sie speisen auf dem Zimmer.

So soll ich ihn also sehen, den Grausamen, der das Glück meines Lebens mordete und jede Blume der Freude auf meinem Lebenswege zertrat — dachte Redenheim. — Ja! er soll mich sehen, sehen soll er den Kummer in meinem Auge, und sich weiden an den Qualen, die seine Härte mir bereitete. Ich will meinen Fund ausliefern, und dann fort, fort in eine Gegend, wo mich nichts mehr an ihn und an mein Elend erinnern ...nn: Zurück dann in die Schweiz; an des ...hersee's lachenden Ufern will ich eine Hütte ...en, und ferne vom Gewühle der Welt ...nde entgegen harren, die mich auf ewig ...ner Frühvollendeten wieder vereinigt.

Er ließ sich als Walling bei dem Grafen melden und wurde sogleich angenommen.

Redenheim trat ins Zimmer, aber fast wäre er ohnmächtig wieder zurückgesunken, denn neben dem Grafen saß — das holde Gesicht mit dem Rosenschimmer der Freude und der Hoffnung übergossen — seine todtgeglaubte, heißbeweinte Albertine. Die Phantasie des Dichters und der Pinsel des Malers sind zu schwach, die Ebbe und Flut der Gefühle in den von Wonne überströmenden Herzen der Liebenden, der Langgetrennten zu schildern. Redenheim vermochte kein Wort aus dem geöffneten Munde hervorzubringen, der Medaillon, den er überreichen wollte, entfiel seinen Händen, er zitterte.

„Herr Baron von Redenheim" — begann endlich der Graf — „ich mag wohl vor einigen Jahren etwas zu hart gewesen sein; doch lassen Sie uns nun das Vergangene von beiden Seiten vergessen. Ich bin hieher gekommen, um wieder gut zu machen."

Albertinens Blicke hingen voll süßer, seliger Erwartung an den Augen des Geliebten, sie hörte seine Antwort, noch ehe er sie sprach; ihr eigenes Gefühl weissagte ihr die Stimmung seiner Seele.

Redenheim stand noch immer sprachlos in süßes Anschaun der Geliebten verloren, er sah nur die Holde im Verklärungsschimmer der Freude und der Liebe.

„Ich dächte" — fuhr der Graf nach einer Pause fort — „Sie könnten das Denkmal noch eine Weile unerrichtet lassen, denn meine Nichte, wie Sie hier durch den Augenschein sich überzeugen können, lebt noch frisch und gesund, und ihren vermeinten Tod hat niemand, als das lose Mädchen dort — indem er auf Emma zeigte — auf dem Gewissen."

Emma erklärte scherzend dem staunendeu Redenheim die Veranlassung und schloß mit den Worten: Damit Sie es nur wissen, mein Herr, die ganze Szene unsers Wiedersehens ist auch ein Stückchen von meiner Erfindung. — Ihr Brief an meinen Vater sagte uns Ihren Aufenthalt, und nun wollten wir die Antwort selbst bringen. Sie haben heute eine Brieftasche gefunden, oder vielmehr ein kleiner, freundlicher Knabe fand dieselbe? — Recht gut! Der Kleine verräth frühzeitig Talent zum Schauspieler, denn er hat seine Rolle meisterhaft gespielt. Und die Frau Räthin?

schien sie Ihnen denn gar nicht bekannt? Gewiß können Sie Albertinens Mädchen, die bei der fatalen Abreise aus der Buchenlaube zugegen war, noch nicht vergessen haben. Der Kleine ist ihr Stiefsohn, den ihr seliger Mann ihr zubrachte. Sie war meine Kundschafterin und bemerkte und berichtete mir Ihre Gemüthsstimmung. Sie haben meine Probe, ob Albertinens Andenken in Ihrem Herzen noch nicht erloschen sei, recht gut bestanden. Mein Romänchen gelang, und ich gratuliere von Herzen.

Redenheim empfing Albertinen aus den Händen des Grafen; und die Liebenden schwammen in einem Meere des Entzückens. Alle ihre bisherigen Leiden schienen ihnen nur ein schwüler Gewittertag, dem ein herrlicher, erquickender Abend folgte, gewesen zu sein. Sie hielten sich fest umschlungen, aus ihren Blicken leuchtete das Glück der belohnten Treue, und der versöhnte Graf blickte mit Wohlgefallen und Rührung auf die Liebenden.

Das Horn des Wächters verkündigte die Mitternachtstunde, als Redenheim endlich aus Albertinens Armen sich loswand und in seine Wohnung

zurückkehrte. Borner hatte voll ängstlicher Besorgniß auf seinen Freund gewartet und schon vor einer Stunde den Bedienten nach dem Vorwerke geschickt, wohin Redenheim zu gehen die Absicht hatte. Jetzt kam er endlich, und zwar mit freudeblitzenden Augen. Borner! rief er mit der Eile des entzückten Herzens: „Sie lebt! Sie ist da! Sie ist mein!“ Mehr vermochte er nicht zu sprechen und stürzte dann voll seligen Wonnegefühls in die offenen Arme seines Freundes.

Der treue Borner, der bisher Redenheims Leiden mit ausharrender Geduld und zarter Schonung getheilt hatte, nahm nun den wärmsten, herzlichsten Antheil an dem Glücke seines Freundes. Beide durchwachten die Nacht unter den fröhlichsten Gesprächen; im köstlichen Safte von Epernay tranken sie auf Albertinens Wohl; kein Schlaf kam in ihre Augen, denn die Freude wallte zu hoch auf in dem Busen des glücklichen Redenheims, und die Morgensonne fand die Freunde noch am Tische, beschäftigt mit Entwürfen und Plänen für die lachende Zukunft.

So bald es schicklich war, ging Redenheim wieder in die Krone und fand daselbst auch die

Räthin mit ihrem kleinen Schauspieler, den der wonnetrunkene Bräutigam für seine Mühe reichlich beschenkte. Es wurde beschlossen M** bald zu verlassen und die Verbindung der Liebenden auf Redenheims schönstem Gute zu feiern.

Er kam heran, der schöne wonnevolle Tag; als ob die Natur des Glückes der Liebenden sich freute, so herrschte Anmuth und Heiterkeit durch die Fluren und Haine. Im reinsten Goldglanze strahlte die Sonne von der unermeßlichen Azurfläche des Himmels herab; aus allen Gesträuchen und Bäumen ertönten Brautgesänge, und mit höherer Pracht funkelten die Blumen auf den Gartenbeeten und Wiesen; aber ein reinerer Himmel voll Anmuth und Freude erglänzte aus den Blicken der holden, glücklichen Braut, und schönere Rosen und Lilien blühten auf ihren Wangen. Einfach gekleidet, einen Mirtenkranz in den wehenden Locken, einen Strauß von Rosen und Lilien — die Blumen der Freude, der Unschuld und der Liebe — vor dem hochklopfenden Busen trat sie mit dem Einziggeliebten an den Traualtar, und der Segen des Himmels vereinigte zwei edle, treue Herzen, welche die widrigsten Stürme des

Geschickes nicht zu trennen vermochten. Sie waren reich durch ihre Liebe, und fanden das Glück, das ihre edeln Herzen verdienten. Der Graf sah mit jedem Tage mehr ein, wie viel Gutes er gestiftet hatte. Redenheim erfuhr den Zustand des gräflichen Vermögens, und durch Borners Sorgfalt und Treue gerieth er wieder in solche Umstände, daß er ruhig seinem Ende entgegen sehen konnte.

Redenheim stiftete mit freudigem Herzen noch am Vermählungstage die Schule zu Waldheim, und bestimmte das Kapital zur Aussteuer armer tugendhafter Mädchen, und löste so mit Wonnegefühl das Gelübde, das er unter Thränen der Wehmuth seiner todtgeglaubten Albertine gethan hatte. Er selbst führte mit seiner holden Gattin das erste Paar zum Altare, und als ihm von Albertinens Brust ein freundlicher Säugling entgegen lächelte, da wurde das Plätzchen um die schattige Buchenlaube in einen Tempel der Vesta, der Schutzgöttin des häuslichen Glückes umgeschaffen.

Die Räthin lebte bei Redenheim und Albertinen. Borner, der Redenheims Antrag, die Oberaufsicht über seine und die gräflichen Güter

zu übernehmen, mit Freuden annahm, fand immer mehr Gefallen an der jungen reizenden Wittwe, und ehe ein paar Monathe ins Land gingen, waren auch diese Beide ein glückliches Ehepaar. Und Emma, die fröhliche Emma? Je nun, vielleicht ein andermal von ihr!

Neuhofer.

# Das Gewitter.

Der Donner grollt, es wallt der Wolken Heer
Der Himmel ist umhüllt; und Winde leben;
Sie wogt die goldne Saat, der Aue grünes Meer;
Der Sänger Lied verstummt; es schweben
Im ungemeßnen Raum, der Schwalben Zug,
Des Sturmes Bothen; tauchen nieder
Zum wild bewegten See; und in beschwingtem
Flug
Durcheilen sie des Aethers Räume wieder.

Und der Sturm, der waltet im hohen First
Und mit unendlichem Toben
Durchsausend zerknikt er den Eichenwald,
Daß es schreckend, aus düsterer Bergschlucht
hallt,
Und mit Kraft von dem Starken gehoben
Reißt donnernd der lockere Abhang sich los
Und birget den Jäger in seinen Schoos;
Und der Waldstrom braust, und die Felsen
beben,

An der Klippe, schöllt drohend die Welle,
des Sees, —
Vor der Allmacht flieht zitternd das Leben!

Und lauter hallt des Sturms Harmonie,
Und Nacht umzieht das Firmament;
Des Blitzes Zucken nur erleuchtet sie
Die Erde, die des Vaters Macht erkennt.

Und hinunter sinkt rauschend des Regens Fluth
Und es funkelt des Strahles röthliche Gluth
Die Gipfel der Erde erbeben;
Und dort aus der Hütte im waldigen Moor
Schlägt flackernd, die Lohe zum Himmel
empor
Und Laute des Jammers ertönen.

Was that der Arme, der nun nackt und blos
Das kranke Weib und Kind an seiner Hand
Der Väter Hütte flieht, die graues Moos
Nothdürftig deckte?
Daß der Gottheit Flamme,
Das letzte Eigenthum, was sein auf Erde war,
Das letzte ihm, des Unglücks Sohn, entrissen;
Sind deine Wege nur des Schreckens Spur
O Gott? dann wehe mir, mein Glaube ist zer-
rissen!

Verstumme Erdensohn! Vermiß dich nicht
Den Ewigen in seinem Werk zu rügen;
Gerecht ist was er thut; denn weise nimmt,
Und gibt er, dieser fällt und der muß siegen;
Was einer hier verlor erhielten Tausende,
Auf Feld und Flur, sieh zu und falle nieder,
Erkenne dankend, seiner Weisheit Spur
Erhebe ehrfurchtsvoll, die Blicke wieder!
Siehst du den welken Halm, das welke Blatt?
Stolz hebt er sich, schön ziert's des Baumes Zweige;
Riechst du den süßen Duft der Blume, die
Die Glocke senkte? Kühner! Schweige!
Doch nein erhebe sie, die Stimme, die dir Gott,
Mit Kraft und Adel in den Mund gegeben;
Bewundere das Werk, das seine Hand erschuf,
Und hoher Dank wird deinem Mund entschweben;

Und der Sturm entweicht, und des Waldes Strom,
Wälzt stiller die getrübte Welle,
Und die Woge des Sees, bricht leiser sich
Und es spiegelt sich froh die Forelle;
Die verscheuchte Heerde versammelt sich wieder
Und lieblich erschallen des Hirten Lieder!

Die Nacht enteilt, die Wolken flieh'n
Die Sonne strahlt dem friedlichen Gefilde,
Der kleinen Sänger Chor, erklingt aus Wald
und Ried,
Zum Vater jubelnd auf, der milde
Erquickung ihnen gab; und still dankt die Natur
Dem weisen Schöpfer, der im Sturm der Elemente
Die Zügel kräftig hält; und Segen spendet! Ihm,
Der Welten schaffen kann und sie vernichten könnte!

S . . . r.

---

# Fragmente über die Kunst sich zu erheitern.

## 1.

Heiter nennen wir erstlich in der Sinnenwelt das Helle und Lichtgebende, das Beleuchtende oder Beleuchtete das uns Vergnügen macht, und darum rühmen wir heitere Farben, heitere Zimmer, eine heitere Luft und ähnliche Gegenstände. Von da tragen wir den Namen auf das Geistige, und sprechen von einem heitern Gemüth und von Heiterkeit der Laune, um eine Neigung zu bezeichnen, aus Allem Vergnügen zu schöpfen, überhaupt vergnügt zu sein, und allenfalls selbst wieder Vergnügen zu gewähren. Wie aber das Sinnlich-Heitere zwischen dem Dunkeln und dem Blendenden in der Mitte liegt, so das Geistig-Heitere zwischen dem Düstern, Betrübten oder Trübseligen und dem Entzücken. — Traurigkeit und

Trübsinn schwächen; das Entzücken überspannt die Heiterkeit aber ist gesund, ist stärkend, ist wohlthätig für Leib und Seele, und möchte leicht von innen heraus für den Menschen dasjenige sein, was von aussen ihm ein gemäßigter Himmelsstrich (zona temperata) ist, das beßte Klima nämlich für die Entwicklung des Kopfes und des Herzens, des Geistes und des Körpers. —,

---

2.

Sich erheitern, hieße also theils den Uebergang machen von Trübseligkeit und Düsternheit, oder auch von Unmuth, Gram, Besorgniß, Langerweile, und ähnlichen mehr oder minder drückenden und gleichsam verfinsternden Seelenzuständen, in das freundliche Gebiet der Heiterkeit, in die Stimmung zu Frohsinn und schuldlosem Lebensgenuß; — theils wäre das Erheitern auch die Fortsetzung, die Befestigung, die Erhöhung einer so angenehmen Seelenstimmung, und ein wahres Ansiedeln, ein Heimischwerden auf dem Gebiete der Heiterkeit.

---

3.

Wenn nun die Heiterkeit eine Hinneigung ist zum Vergnügen, so wird sich leicht zeigen lassen, daß sie selbst vergnügend sei. Sie besteht nämlich nicht in einem allgemeinen Triebe nach Wohlsein und nach Lust, denn sonst wären alle Menschen heiter; sie besteht vielmehr in einer Verbindung von Geneigtheit zum Vergnügen mit Fertigkeit es leicht, und überall, auch im Kleinsten und selbst im Widerwärtigen zu finden. Man kann allenfalls sagen, daß sie aus dem Grundtriebe des Menschen nach Wohlsein und Lust entspringe, aber sie ist nur ein abgeleitetes Bächlein, wie tausend andre, sie ist nicht der Hauptstrom selbst.

---

4.

Insonderheit aber ist sie sehr unterschieden von Leidenschaft und Begier, die mit Zurücksetzung der Vernunft, ohne Maas und Regel, ungestüm auf Genuß hinsteuern, und darob die Heiterkeit oft am tödlichsten verletzen. Mild und ruhig wandelt der heitere Sinn seine Bahn, er stürmt nicht auf ein einziges Ziel, ob dem er vergäße, was

sonst ihm erfreulich war; voll Liebe, voll Hoffnung, voll Frieden schreitet er fort wie ein Lustgänger, und wirft seinen Blick von dem entfernten, vielleicht dunkeln oder unerreichbaren Ende seines Pfades auf alle die Blumen, die am Wege steh'n, auf die Quellen, die zur Seite rieseln, auf die Früchte, die herunterhängen. Er empfängt und genießt so bereitwillig und so herzlich das Geringste, als ob Großes ihm gar nicht willkommener wäre. Er ist mit Einem Worte schon halb in den Armen des Glücks und des Ergötzens, weil er sie überall geöffnet sieht, und in sich die volle Schwungkraft fühlt hinein zu eilen, die weise Genügsamkeit nicht *mehr* zu verlangen, und die kluge Behendigkeit über Hindernisse wegzusetzen oder Störungen abzuhalten.

---

## 5.

Uz, ein allzuvergessener Dichter, hat eine Kunst gesungen, *stets fröhlich zu sein*. Diese Kunst indeß möchte leicht über die Kraft eines Menschen geh'n; und nicht einmal die Kunst immer *froh* zu sein, dürfte ganz in unserm Vermögen stehen. *Fröhlich* ist derjenige, dessen

Frohsein so groß und so lebhaft ist, daß es laut werden mag. Fröhlich ist das lachende Kind, das in Sprüngen sein jugendliches Spiel betreibt; fröhlich ist die singende und scherzende Gesellschaft von Freunden, die beim gemeinsamen Mahle sitzt. — Der Frohe ist stiller als der Fröhliche, aber man kann froh sein ohne heiter zu sein, obwohl der Heitere viel häufiger froh sein wird, als der Düstere. Froh sein ist ein vorübergehender Zustand; man ist froh, daß man ein Buch ausgelesen, daß man ein Geschäft beendigt, eine Gefahr überstanden, und doch kann der Geist noch durchaus befangen, durchaus umwölkt, und belastet von andern Vorstellungen durchaus seiner Heiterkeit beraubt erscheinen. Frohsein ist ein ruhiger Zustand des Vergnügens über ein gegenwärtiges Gut. Heiterkeit also kann eine vorherrschende Anlage, und ich möchte sagen ein Talent zum Frohsein genannt werden. Doch ist sie nicht blos Talent, nicht blos Naturgabe, sondern halb wenigstens ein Erzeugniß der Freiheit, ein Werk der Ausbildung, eine Frucht der Selbsterziehung und einer frühzeitigen zweckmäßigen Erziehung durch Andre.

6.

Zwar heißt es auch hier: wer da hat, dem wird gegeben werden. — Ist von Geburt an das Blut gesund und leicht, sind die Umgebungen lieblich, ist das Gemüth empfänglich und offen für das Angenehme; so wird ans dieser Fähigkeit zum Frohsein leicht eine Fertigkeit, und diese ist eben Heiterkeit Im Ganzen zwar scheinen die Kinder fast durchaus für die Heiterkeit gestimmt, und sind sie es nicht, so ist tausendmal Kränklichkeit, oder unrechte Behandlung die Ursache davon. Es ist auch natürlich, daß das Kind voll Heiterkeit sei. Mit tausend Sorgen noch unbekannt, in jugendlich frischer Lebenskraft, umgeben von einer Welt, die noch ungenossen, noch neu und reizend sich ihm vor Augen stellt, muß es überwiegend viel Lust empfinden, und sich immer neu ermuntert, immer neu veranlaßt sehen, wieder andre zu genießen.

---

7.

Doch die rosige Kinderwelt vergeht, sie wird mißfärbig und welk. Das Leben wird ernster,

es kommen Arbeiten und Geschäfte, es nahen Krankheit und Plagen, es drohet Kummer und Gram, es erwachen Begierden und Leidenschaften. Die kleinen harmlosen Gegenstände des mannigfaltigsten Vergnügens erscheinen eben klein und allmählig auch gehaltlos, armselig, unbedeutend. Man will das Große und Umfassende genießen, man strebt nach dem Glänzenden oder nach dem Nützlichen, man möchte die Lust in Maße (en gros) genießen, und nicht aus Schalen, aber aus Tonnen bedient sein. — Da ist's, wo zehntausendmal die Heiterkeit des Gemüthes für lang oder für immer verloren geht, da ist's, wo wir sie bewachen und bewahren sollten als das köstlichste Kleinod des Lebens.

---

8.

„Aber ist es denn möglich immer heiter zu sein? Ist das Leben denn ein Lustspiel? Ist nicht Ernst und Anstrengung, sind nicht Leiden und Sorgen unser tägliches Schicksal?“ — Wir haben schon bemerkt, daß es unmöglich sei, immer fröhlich zu sein; aber eine dauernde Heiterkeit scheint uns erreichbar auch für den Kranken, auch für den

Armen, für den Bedrängten, für den Verfolgten. Allerdings zwar ist sie schwer und allerdings entsteht sie und erhält sie sich fast nie von selber. Indeß wenn sie gesucht, wenn sie geschätzt, wenn sie nach ihrem Vollwerth erkannt und gehütet wird, so läßt sie auch willig sich finden, und ist dem Menschen eine holde, freundliche Begleiterin auf dem Lebenspfad, ist eine Trösterin, die für das Entbehren von tausend Glücksgütern ihn oft und vielfach schadlos hält.

---

## 9.

Nicht alle, nur einige, nur wenige und nur leicht erreichbare Mittel der Erheiterung, sollen hier aufgeführt werden. Eine Zeitschrift, die der Erheiterung gewidmet ist, muß von Pflicht und Rechtes wegen nicht durch That nur, sondern auch durch Rath, so viel sie vermag eine Pflegerin der Heiterkeit werden. Aber unmöglich kann sie die Mittel erschöpfen, die der überreichen Natur zu Gebote stehen, ihre Schooskinder, die Menschen, heiter und empfänglich zu Lebensgenuß ein- oder umzustimmen. Was also Natur-Anlage, was Temperament und Gesund-

heit, was Erziehung und Umstände thun, ein Gemüth zur Heiterkeit zu heben, das übergehen wir, und wünschen denjenigen Glück, die vom Himmel begünstigt in all jenen Stücken eine Grundlage des Frohsinns empfangen haben, die da lebenslang unerschütterlich steht. Wohl insbesondre denen, die das väterliche Haus eine Schule der Heiterkeit und des unschuldigen Lebensgenusses finden! — Wo Vater und Mutter, wo Brüder und Schwestern, wo Verwandte und Bediente das gewordene Kind mit Lächeln und Huld begrüßen; wo Vertrauen und Liebe walten, wo Thätigkeit und Fleiß regieren, wo Dienstfertigkeit und Offenheit herrschen, wo Geiz und Ehrsucht, wo Neid und Hoffarth ausgeschlossen sind; — o da blühet die Heiterkeit auf in dem jugendlichen Herzen, wie die Frühlingsrose! — da treibt sie Wurzeln in das Tiefste, da gedeiht sie in lieblicher Fülle und in hoher Vollkommenheit, da grünt sie bis in den spätesten Winter des Lebens, und oft bietet sie Kränze noch am Rande des Grabes, und in der bittersten Stunde des Scheidens! —

## 10.

Aber viel, unendlich viel hängt von der Willkühr eines jeden ab, daß er heiter und zur Fröhlichkeit gestimmt sei. Viel kömmt vorerst auf die Behandlung des Körpers an, und hier möge der Arzt, und mögen die zahlreichen Anweisungen zu gesunder Lebensweise und zur Verlängerung des Lebens berathen werden. Der Gesunde steht in den Vorhöfen der Heiterkeit, und ist mit Einem Schritte nur in ihrem Heiligthum, während der Kranke, der Schwache, der Gebrechliche noch unten am Berge seufzt, und vielleicht nie hinauf gelangt. Mäßigkeit in Speis' und Trank, in Schlaf und Arbeit, in Freuden und festlichen Vergnügen, öftere Bewegung, reine und freie Luft, fröhliche, gesunde, lichtvolle Wohnung, lebhaftes Gespräch, körperliche Spiele, Fahrten zu Wasser und zu Land, freie und schöne Aussichten, zwanglose Kleidung, Reinlichkeit und Entfernung von Weichlichkeit, — siehe da die körperlichen Mittel sein Gemüth zu erheitern, und das zerstreute Gewölk in der Ferne zu halten! — Nicht also Rausch und Taumel, nicht Opium oder Weingeist, nicht Bälle und Mahlzeiten sind Mit-

tel des Frohsinns. Ein Quell von Krankheiten vielmehr, oder doch ein überreizendes Gift für die Heiterkeit sind sie. Warum ist der Arm-Geborne so häufig doch heiter, und der Arm-Gewordne so gewöhnlich auch düster und trübsinnig? — Dem einen genügt lauteres Waßer, und er freut sich eines kühlen lebendigen Borns, der andre schmachtet nach köstlichem Wein und ist abgestumpft für das klare, geschmacklose Naturgetränk. — So in allem! Und wer nun weise berechnet, der zieht die vielen und dauerhaften, und nie zu bereuenden Genüsse des Kleinen, dem Genusse des Großen, des Ueberwältigenden, des Angreifenden und Erschöpfenden klüglich vor, und erhält seinen Leib in ersprießlichem Wohlsein, die Nerven ungeschwächt, das Blut in leichtem und geschmeidigem Umlauf, den Kopf endlich unbenebelt, und ist morgen wie heut', und heute wie gestern bereit jede Blume der Freude mit ungelähmter Hand sich zu pflücken und in den Kranz seines Lebens zu winden.

---

11.

Unter den geistigen Quellen der Heiterkeit verdient Religion und sittliche

Gesinnung unbestreitbar den Oberrang. — Sein Glück, seine Lust, seine Freude blind an das Irdische und Vergängliche zu hängen, droht der Heiterkeit unabläßig entweder Sorge und Beraubung oder selbst Untergang und Vernichtung. Aus dem Ewigen, Uebersinnlichen, Göttlichen allein fließt ungetrübte, nieversiegende Heiterkeit. Von der großen Freude hat es schon Seneca bemerkt, daß sie sehr etwas Ernstes sei (res est seria magnum gaudium); von der Heiterkeit gilt das nämliche, und vielleicht mehr, vielleicht tiefer und umfassender. Auch der Böse kann Freude haben, auch der Leichtsinnige, der Leere, der Gedankenlose, und am meisten haben sie, wenn sie des Ernstes sich entschlagen und nach Möglichkeit in der Lust sich vergessen, sich berauschen. Die Heiterkeit ist für die Dauer, und verträgt sich schön mit der vollsten Besonnenheit. — Aber sie fordert ein unumwölktes Gemüth, und freut sich nicht eines stechenden Sonnenblicks, der durch schwarze Gewitterwolken flüchtig herabdringt. Ein unumwölktes Gemüth aber findet sich bei der unschuldigen Jugend, und bei dem gereiftern Geiste der Gott vertraut und sich keines Bösen bewußt ist. Ohne den Glauben an Vorsehung und Un-

sterblichkeit, wo finden wir Trost, wo finden wir Gesetz, wo finden wir Ruh' und Frieden, wo befestigen wir unser Hoffen, wo gründen wir unsre Zuversicht? — In der seligen Ueberzeugung nur, daß ein guter und liebender Vater dem Schicksal unsers Lebens gebiete, und daß droben einst über dem Grabe, wenn auch hienieden nicht, jeder Mißklang sich löse, und ruhiges beglückendes Wirken unser Theil sein werde, — in so seliger Ueberzeugung nur, und in dem redlichen fleißigen Bestreben das Gute zu thun bis das Beßte von oben kömmt, — wie heiter, wie still, wie gefaßt wird jedes Leiden und jede Lebensnoth erduldet! und wie zufrieden wird jeder Tropfen der Freude dahingenommen, wenn nicht herzloser Zufall, sondern gütige Vatersorge dem durstenden Kind ihn dargereicht! — Frömmigkeit also und ein gutes Gewissen sind die Wurzel der Heiterkeit; aber Frömmelei und Aberglauben, und moralischer Kleinigkeitsgeist, der grübelt und brütet, wo gethan und gewirkt werden soll, das sind Mörder des Frohsinns und Diebe der Munterkeit.

---

12.

Mit einer sittlichen Gesinnung vereinigt sich eicht auch ein zweites und wichtiges Erforderniß

des Heiterseins: der Wille dazu. Man muß wenig beobachtet haben, wenn man nicht vielfach auf Menschen gestoßen, die recht mit Vorsatz oder doch ganz ohne Noth, aus schlaffer Gewohnheit, finster und mürrisch und übellaunig sind. Die Klasse der Selbstquäler und der Haustyrannen krankt häufig an diesem Uebel. Zuweilen ist es auch eine unselige Sucht sich wichtig und interessant zu machen, ein andermal ist es geheime Eitelkeit, oft ist es Neid über die Freudigkeit Andrer, manchmal Scheu vor Inkonsequenz, und fast am häufigsten Trägheit und Gedankenlosigkeit, was die Mißstimmung des Gemüthes in ihrem trübseligen Gang erhält. Da ruft Horaz sein sapere aude! wag' es gescheut zu sein! — Die Heiterkeit freut sich ob allem, sie tröstet sich bei allem, sie hoffet auf alles, sie begnügt sich mit allem, sie nützt und frommt zu allem, sie wird geliebt, gesucht, geschätzt, sie macht Freunde, sie weckt Gönner, sie lockt Gesellschafter; — und doch will der Düstere sein Hausgespenst, seinen feindseligen Dämon, der alles erschreckt, alles verjagt und alles verfinstert halsstarrig im Arm behalten, und ermattet und gequält damit fortkeuchen durch das Jammerthal seines verdunkelten Lebens! — Zwar

ja, heiter möchte man sein, aber nur nicht sich anstrengen, nur nicht denken, nur nicht lesen, nicht sich Zwang auflegen im Umgang mit Andern, nicht reisen, sich nicht bewegen, sein Herz an gar nichts hängen, nicht arbeiten, — und hoffentlich bald leben ohne zu athmen, und satt werden ohne zu essen!! So leider sind die Menschen! — Doch nur der Gleichgültige und der Unsittliche sind unverbesserlich so; der Fühlende und der Gute wachen auf und schwingen sich empor und gewinnen das Element der Tugend lieb, das in der Heiterkeit ausgegossen ist, und strengen sich an, daß sie Hütten bauen in seinem wohlthätigen Luftkreise, und sind selig darin.

---

## 13.

Vor allem aus, wem es Ernst ist, heiter zu sein, der lege sich Arbeit und Pflichten auf! Wer täglich sich fragen muß: was hab' ich genützt? ich bin eine müßige Erdenlast, und keine Hand wird sich kehren, ob ich sei oder nicht sei! Dem ist schwer zu helfen, daß er frohsinnig werde. — Nur nicht Arbeit unternommen, der unsre Kraft nicht gewachsen ist! Das Bewußtsein nicht zu

leisten, was man gesollt und was man kühnlich verheißen, ist erniedrigend, und vergiftet alle Heiterkeit tödtlich. Aber jeden Abend auf ein Tagewerk blicken, das mit Verstand und Redlichkeit abgethan worden, und sich sagen können: du hast mit Gottes Hülfe deinem Berufe genug gethan! und vielleicht sich bewußt sein, durch Rath und Trost, durch Unterstützung und Verwendung, durch Sanftmuth und Geduld, durch Freundschaft und Liebe, durch Schönes und Gutes, wie es auch heiße, Menschen erquickt, Herzen erlabt, Geister gestärkt, und entweder für jetzt oder für die Zukunft den Keim der Glückseligkeit für Hunderte, für Tausende gelegt zu haben; — das wahrlich, wenn irgend etwas, — das ist erheiternd, das ist erfreuend, daß ist ein Gewinn für das Frohsein, der unerschöpflich bleibt, und der sich oft noch verzinst, wenn jeder andere Schatz verloren ist, aus dem wir Heiterkeit und Lebensgenuß erwarten gekonnt.

---

## 14.

Ist die Arbeit abgethan, so empfangen uns Ruhe und Muße, und in ihrem Schoos ist es

ganz zunächst, wo wir Freude und Heiterkeit suchen. Wenn indeß unsre Arbeit nicht bildend war für uns selbst, wenn sie nicht gedient, uns weiser, fühlender, besser zu machen, so laßt uns doch ja die glückliche Muße benutzen, um eine flüchtige Stunde noch diesem edelsten Lebensgeschäfte zuzuwenden. Ertödende, geistlose und eintönige Arbeit verlangt zum Ersatz eher neue, wechselnde, geistreiche, als vollkommenes Müssigsein. Hier ist es, wo die Aufklärung unsers Verstandes und die Veredlung unsers Herzens, zwei reiche Quellen der Heiterkeit, mit dem glücklichsten Erfolg entweder eingeleitet oder fortgeführt werden. Und so vortrefflich hat die Natur uns bedacht, daß Wechsel der Beschäftigung uns Erholung und an sich selbst schon Erheiterung wird. Der Gelehrte findet in den Künsten, der Künstler in den Wissenschaften, der Praktiker in der Theorie, der Handwerker im Nachforschen oft einen unglaublichen Genuß, und spannt sich ab und erquickt sich, wo sein Nachbar sich müde gegangen. Ueberhaupt ist ächte Geistesbildung eine fruchtbare Mutter von Heiterkeit. Ein Verstand, der sich gewöhnt hat überall Plan und Ordnung, überall Gründe und Zwecke, überall

Gesetze und Zusammenhang aufzusuchen, und fertig ist, sie mit Leichtigkeit zu entdecken, findet auch überall ein angenehmes Spiel für seine Thätigkeit, und befördert durch den Erwerb von neuen Erkenntnissen unfehlbar die Zufriedenheit mit sich selbst und mit der Welt, die hinwieder Frohsinn und Heiterkeit erzeugt. So ist es ferner mit Witz und Einbildungskraft, so mit Geschmack und Gefühl! Diese Anlagen, diese Vermögen des Geistes, einmal aufgeweckt und auf das rechte Ziel gerichtet, sind reich an erheiternden Blumen und selbst an Früchten, die zur Verschönerung unsrer Lebensbahn sich lachend entgegen bieten. Vor allem jedoch ist es der Sinn für Kunst, dem zahllose und oft die vortrefflichsten Menschen unendlich viel danken für anhaltende und für immer wiederkehrende Heiterkeit. Poesie, Musik und Mahlerei zumal, da jede sich auch einsam üben läßt, sind hülfreiche Freundinnen des Frohseins und der Ermunterung. Selbst wo sie nicht schöpferisch betrieben werden, wo nur Empfänglichkeit vorhanden ist für die Anschauung ihrer Werke, selbst da noch wirken sie günstig und segensreich auf die Heiterkeit des Gemüthes. Wie oft hat ein fröhliches Lied, wie oft eine süße

Melodie, wie oft ein anmuthiges Bild auf Stunden- und Tagelang den Unmuth beschwichtigt, und die Sorgen aus einer leidenden Brust gebannt! — Das Harmonische, das Milde, und ich möchte sagen das Ueberirdische, das in einem wahren Kunstwerke verborgen ist, zieht mit unwiderstehlichem Reiz aus den Mißklängen und aus dem Zwiespalt einer drückenden Wirklichkeit, in ein friedliches Gefilde des Idealen, des Versöhnten und Freien, des Einträchtigen und der ungetrübten Heiterkeit.

---

## 15.

Die Kunst zu lesen, oder besser vielleicht, das Bedürfniß und die Nothwendigkeit des Lesens ist in unsern Tagen so groß und allgemein, daß sie selbst unter den Mitteln der Erheiterung eine wichtige Stelle verdient. Ueber seinen Büchern die Welt zu vergessen, ist zwar mitunter thöricht und sündlich, aber sie vergessen zu können, ist glücklich und wünschenswerth. Diese Kunst jedoch fordert mehr als das Hinspaziren des Auges von Zeile zu Zeile und von Wort zu Wort. Sie fordert Auswahl der Schriften,

Eifer sich zu belehren und zu bilden, Aufmerksamkeit, Nachdenken, Gefühl und lebhafte Theilnahme an den Interessen der Menschheit. Dann freilich wird nicht der schaale Roman und nicht die fade Komödie, dann werden die Meisterstücke der trefflichsten Schriftsteller und der ausgezeichnetsten Menschen aller Jahrhunderte zur Lektüre vorgenommen. In solcher Gesellschaft dann läßt Kummer und Sorge sich vergessen, und sind es nicht die heitern und scherzhaften Ergießungen eines aufgeweckten Kopfes, so sind es öfters die Belehrungen eines ernsthaften Weisen, und manchmal die Geschichten eines Leidens, das weit über das unsrige ging, was uns Trost und Ermunterung gibt. Umsonst würde man oft nach den Spässen eines Eulenspiegels, und nach den Thorheiten der Schildbürger greifen; aber das trübe Gemäld' eines Tacitus, und der begeisterte Schwung eines Platon reißt uns hin und läßt uns eine Wirklichkeit vergessen oder vielleicht erträglich finden, die sonst unsern Geist umdunkelte und niederdrückte. Keineswegs also der Komiker nur, oder vollends der Possenreißer, sondern mehr und sicherer und dauerhafter erheitert uns oft der scharfsinnige Denker, der ernste Geschichtschreiber,

der feine Gereiste, der gründliche Kritiker, der gemüthvolle Dichter, sofern sie nur unsern Geist in freie Thätigkeit bringen, und über Gott und Welt und Mensch uns richtigere Begriffe geben, als die da durchaus für unsere Heiterkeit und für ächten Lebensgenuß von ersprießlicher Folge sind. Schriften, welche der Andacht gewidmet, und für die Erbauung geschrieben worden, setze ich in der Lektüre des Gebildeten oben an. Sie dienen der Religion, und wie diese der Heiterkeit fromme, haben wir genugsam angedeutet. An Schriften aller Art jedoch kann man sich überlesen, kann man sich matt und stumpf und dumm lesen. Ewige Lektüre ist für den Geist, was ein ewiges Gastmahl für den Leib. Die Vernunft gebietet: stehe auf und handle! Wir sind so wenig zum Lesen als zum Essen nur geboren. Aber lächerlich sind auch die, welche das Lesen verachten, und während Schätze der Weisheit und der Heiterkeit in reichhaltigen Schriften aufgehäuft zu Gebote steh'n, lieber bei armseligen und halbgebildeten Menschen, die persönlich zu haben sind, um Erholung und Erquickung mühsam betteln geh'n und mit dürftigem Almosen sich kümmerlich dahin zieh'n. Ist denn das geschriebene Wort eines

Klugen und Erfahrnen nicht über das gesprochene eines Thoren und eines Halbwissers? Mich wenigstens haben die Todten und Entfernten tausendmal ergötzt, wenn die Lebendigen und Nahen, die ich angehen konnte, weder es gewollt noch vermocht hätten, und ich dankte dem Himmel für diesen Quell der Erheiterung.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

---

## Hans und Käthe.

H. Sieh doch! wie bald sind die Wälder entlaubt,
Wiesen und Garten der Blumen beraubt!
Deine Cyanen und Nelken verblühn;
Trautchen, der Storch und die Schwalben entfliehn.

K. Mögen sie ziehen! Wenn's ihnen nur freut.
Meinst du, die Blumen blühn morgen wie heut?
Währt doch das Leben nur Augenblick lang;
Lieber! mir ist um den Winter nicht bang.

H. Kätchen! Wenn Sommer und Herbst nun vergeht,
Wenn nur die Liebe, die Freude besteht!
K. Hänschen! Dann bleiben wir gerne zu Haus.
Komme der Winter! wir lachen ihn aus.

Unschuld alleine gibt fröhlichen Sinn,
Führt uns durch Auen voll Frühling dahin.
Lieben die Engel im Himmel sich so,
Sind sie des Lebens nicht inniger froh.

H. Kätchen! o sage mir: Lieben auch dort,
Droben im Himmel, die Herzen sich fort?
K. Unschuld und Treue gilt droben wie hier;
Hänschen! Wie glücklich, wie selig sind wir

Burckhardt.

# Anekdoten.

## Neue und alte Verseschmiererei.

Die abgeschmackte und lächerliche Manie, Alles in Verse schrauben zu wollen, was sich nicht reimen läßt, ist wahrlich nicht neu, wenn schon im vergangenen Jahre ein Franzose, der Ex — Gesetzgeber D... den bürgerlichen Codex des großen Napoleons, in Verse übertragen, in Paris, 666 S. stark, erscheinen ließ; um, wie er in der Vorrede sagt, „das Lesen dieses wichtigen Werks den Damen angenehmer, und den Geschäftsmännern für das Gedächtniß eindringlicher zu machen;“ wovon hier nur zwei Proben aus dem Titel, „von der Ehe“, mit der deutschen Uebersetzung nach Dr. Ch. D. Erhard, Leipzig bei Georg Voß, 1808, angeführt werden.

144 Artikel.

Avant d'avoir fini sa dix-huitième année
L'homme ne peut prètendre aux voeux de l'hymenée;
Et la femme, à son tour, ne le peut point non plus
Avant d'avoir atteint ses quinze ans révolus.

(Der Mann kann vor vollendetem achtzehnten, das Weib vor zurückgelegtem fünfzehnten Jahre keine Ehe eingehen.)

Was prägt sich nun dem Gedächtnisse besser ein, die wässerige, langgehaltene, gereimte Prosa; denn Poesie ist sie keine, oder die kornichte, gediegene Sprache ohne Reime?

146 Artikel.

Il ne peut se former de lien conjugal
Sans un consentement qui soit libre et légal.

Was der Franzose mühselig mit sechszehn Worte reimt, drückt der Deutsche in edler Prosa mit fünf aus: Hier der Beweis:

Ohne Einwilligung kann keine Ehe entstehen.

Soviel vom neuen Reimunfug, jetzt vom alten.

Im Jahr 1580 verlegte Leonhard Straub zu „St. Gallen“ den Gerichts-Teufel, mit einem ellen langen, roth und schwarzen Titel, in welchem sehr viele Wahrheiten zum Vorschein kommen, die zu allen Zeiten beherziget werden sollten, weil die gerügten menschlichen Schwachheiten und Gebrechen ein Erbtheil aller Zeiten sind. Der Verfasser, Georg am Wald, beschließt sein Geisteskind mit dem gereimten, ge-

richtlichen Prozeß, doch ohne zu sagen warum; vermuthlich weil damals der Geschmack gewisser Leute um kein Haar besser war, als jetzt; denn wahrlich ist gewiß nichts unpoetischer in der Welt, als der gerichtliche Prozeß mit seinen steifen Formen. Doch das wird eine einzige Stelle besser darthun, als eine langweilige Glosse.

Der ein Recht sach wil fahen an,
Sol zuuor sein ansuchung han
Bey dem Richter, so da hat gwalt
Vber den Beklagten. Als baldt
Solt folgen die Citation
On die der Proceß nicht kan bstan.

Sollte jedoch den Damen oder den Geschäftsmännern das Lesen der verschimmelten gereimten Prozes-Ordnung angenehm oder Gedächtnißstärkend sein, so wird sich's Schreiber dies angelegen sein lassen, auch nur dem leisesten Wunsche der eint oder andern sogleich durch diesem Weg zu entsprechen.

---

Da bei den französischen Finanz-Operationen unter der Administration des Abbe Terray viele vom König pensionirte, und auch einige Mitglie-

der der damaligen königlichen musikalischen Akademie, von welcher J. J. Rousseau sagte: Je ne dirai rien ici, in seinem musikalischen Wörterbuche, de cet établissement célébre, si-non que de toutes les académies du Royaume et du monde, c'est assurément celle qui fait le plus de bruìt, ihre Besoldungen verloren, verbanden sich die letztern und übergaben dem Abbe eine Supplik. — „Meine Herren", antwortete dieser mit höflicher Ruhe, „man muß die befriedigen, welche weinen, ehe man die zufrieden stellen kann, welche singen."

---

Ein französischer Emigrant hatte eine Klaviersonate komponirt, worin weder Mannigfaltigkeit der Melodie und Harmonie, noch Richtigkeit des Satzes anzutreffen war. Er wollte sie drucken lassen, und zeigte sie vorher einem deutschen Komponisten, um sein Urtheil darüber zu hören. Dieser sagte ihm aber, mit der Freimüthigkeit eines Deutschen: „Ihre Sonate wird in Deutschland kein Glück machen: denn es ist für uns zu viel Freiheit und Gleichheit darin."

---

Ein gewisser Herr V. X. pflegte in der Komödie jede Opernarie mit seiner trillernden und gun-

gelnden Kehle so laut zu akkompagniren, daß alle Nachbarn dadurch gestört wurden. Einer von diesen fing einmal an zu pestilenzen und ein Schimpfwort nach dem andern auszustoßen. Herr V. X., dem diese Galanterie gar nicht entgehen konnte, fühlte sich doch einwenig dadurch berührt und fragte den Fremden ziemlich empfindlich: „Mein Herr, was wollen Sie damit sagen?“ „Ich will damit so viel sagen“, erwiederte der Fremde, „daß es ganz unerträglich ist, einen Akteur auf dem Theater singen zu hören, der uns jeden Augenblick verhindert, daß man ihre Stimme, mein Herr, nicht einmal recht vernehmen kann.“

---

In Paris hatten bekanntlich ehemals die Mitglieder der königlichen Kammermusik den Titel: musicien ordinaire du Roi. Wie es zu geschehen pflegt, man gab dann auch wohl andern Musikern, die nicht eigentlich unter jene gehörten, komplimentirend diesen Titel. Jemanden, der sich einen Musiker von Bedeutung zum Freunde machen wollte und seine Eitelkeit kannte, schien das noch nicht genug zu sein; er schrieb deshalb an ihn: A. Mr. N. N. musicien très ordinaire du Roi.

---

### Eine neue Predigt gegen eine alte Modethorheit.

Der bekannte Optiker Chevalier in Paris hat letzthin eine zweite Ausgabe seines Gesichtsbewahrers (Conservateur de la vue) bei le Normant veranstalten lassen, aus welchem man folgende Stelle heraus hebt; jenen zur Beherzigung, denen es um die Erhaltung dieses wichtigen Organs ein Ernst ist.

„Das Nachtwachen und Lesen, so wie ein zu helles oder zu schwaches Licht sind dem Gesichte sehr schädlich. Eben so auch der rasche Uebergang von der Finsterniß an das Tageslicht (grand-Jour) und sodann die beständige Störung des Hellegrades und der Richtung der Lichtstrahlen durch die Gegenwart von Mousseline oder Gaze zwischen dem Auge und den Gegenständen, die es aufsucht. In Folge dieser Lehre will der Verfasser die Schleier verbannen (proscrire), welche die französischen Damen der heutigen Mode gemäß vor ihre Gesichter flattern lassen.“

Werden die hübschen Damen, die den Schleier nicht umsonst tragen, aber auch wollen? — Ich kenne manche Herren, die oft das ganze Jahr

nichts lesen und nichts schreiben, und auch keine Schleier tragen, blos um die Augen gut zu konserviren!

F. K.

---

Im vorigen Hefte (September) dieses Jahrganges, sind einige Setzerfehler stehen geblieben, welche den Sinn entstellen, weshalb wir solche hier anzeigen:

Seite 228. Zeile 3. statt Und lies Ward.
— — — 4 statt immer l. nimmer.
— 243 — 14 statt Klebt den nimmer, l. Glänzt denn nimmer.

---

# Die
# Deutsche Bajadere.

(Eine wahre Anekdote.)

Edmund, Freiherr v. S.., war der einzige Sohn eines reichen Güterbesitzers, in der —schen Monarchie. Sein edler Vater hatte ihm früh Grundsätze eingepflanzt, seinem Karakter Haltung und Festigkeit, die edle Mutter seinen Empfindungen Zartheit gegeben.

Beide verlor er in seinem 21 Jahre, als er von Akademien zurück kam. Er war nun unabhängig und reich. Weise, reif und besonnen genug, um Sinn für wahren Lebensgenuß zu besitzen; aber mit glühender Empfindung, feuriger Einbildungskraft und zarten Schönheitsgefühle ausgesteuert, also unfähig, ein Dasein, das er der Natur, der Kunst und den Wissenschaften zu widmen gedachte, ohne Liebe zu ertragen.

Seine Bildung, seine edle Gestalt, und noch mehr, sein Reichthum, zogen ihm aus der nahen Residenz, und aus den Umgebungen seiner Güter eine Menge Anträge zu. Entzündbar war seine Phantasie, reizbar sein Gemüth, doch prüfte er ruhig und ernst.

—

Er fand: bei weitem die mehrsten Weiber, die durch ihre Verwandte um seine Hand warben, und unter denen sich manches reizende Geschöpf befand, verbargen die Leerheit ihres Kopfes, und noch mehr ihres Herzens, entweder hinter einer vom Welt-Ton-Geschwäz überfirnißten Koketterie, oder, was weit schlimmer ist, hinter affektirter Sentimentalität und Halbbildung. Tiefe, reine Empfindung, Wohlwollen der Seele, Gutmüthigkeit, Adel und Zartheit des Gefühls, das war es, was sein Herz bedurfte, und nirgend fand.

Endlich führte der Zufall Amalien v. J. eine seiner weitläuftigen Verwandtinnen aus der Ferne in die Hauptstadt. Eine reizende Brünnette. Er sah sie, und ward von ihrer vollendet schönen Gestalt entzückt. Er prüfte; die äußere Stille und Sanftheit ihres Wesens; ihr Hang zur Häuslichkeit sprachen ihn mächtig an. Er entdeckte ihr seine Neigung, seinen Lebensplan Jeder Ton, den er angab, schien auch die Saiten ihres Gemüths zu berühren. Er glaubte sein Ideal gefunden zu haben, glaubte sich geliebt und gab Amalien seine Hand.

Die Küßwochen verschwanden, wie ein schöner

Frühlings-Traum. Die Maske fiel! Allmählich entfaltete sich in Amalien ein neues Wesen. Sie langweilte sich auf den Gütern ihres Gemahls. Man zog in die Residenz. Die stillen häuslichen Freuden machten Assambleen, Bällen, Spiel, Kourmachern und endlich Galanterieen und Intriken Platz, die Edmunds Ehre bedrohten.

Edmund, der unglückliche Edmund, sah sich furchtbar getäuscht. Zwei Jahre rang er, duldete er; endlich entfloh seine Gemahlin mit einem Abentheurer; er wurde geschieden und war nun wieder allein.

Tief hatte zwar diese schreckliche Erfahrung ihn gebeugt; aber sein stürmisches Sehnen nach Liebe blieb zu seiner Pein. In der Ferne hoffte er endlich das Ideal seiner Sehnsucht zu finden; den schönen Traum seines poetischen Gemüths zu verwirklichen. Er beschloß zu reisen.

Von einem alten treuen Diener begleitet, durchzog er Frankreich, Italien und die Schweiz; ward oft gerührt, oft entzündet, oft getäuscht, nie befriedigt.

In tiefer Schwermuth und Verschlossenheit kehrte er nach Deutschland zurück, bestimmt: jeder ernsten Verbindung zu entsagen, und dem Lerm

seiner kranken Phantasie durch wilde Sinnlichkeit zu beschwören.

In dieser Stimmung kam er nach B. und besuchte dort die feinern, der Freude gewidmeten Säle. Er erblickte dort eine kleine, runde Blondine; zwar ganz dem Kostüme des Orts gemäß gekleidet, aber einsam, ohne Nachbarn, mit gesenktem Blicke und auf dem Schoose gefaltete Hände.

Dies fiel Edmund auf. Er begann ein Gespräch, und begann es mit einer achtenden Scheu, die an diesem Orte ganz ungewöhnlich war.

„Sie nehmen nicht Theil an dem allgemeinen Tanze, meine schöne Nachbarin?"

„Nein, mein Herr!" erwiederte sie mit leiser, weicher, harmonischer Stimme, ohne aufzublicken.

„Und warum nicht?"

Weil, — weil — ich den Tanz nicht liebe, — am wenigsten diesen.

„Aber, liebes Kind, ihre Anwesenheit an diesem Orte. —"

Ach Gott! — sie schlug ihre schönen blauen Augen auf, und eine Thräne drängte sich hervor.

Edmunds Interesse, Edmunds Neugierde

wuchs! Er vergaß seine Umgebungen, und sprach mit Achtung zu dem holden Geschöpfe.

Er bat sie um ihren Namen und Wohnung.

Ich heiße Nanni, — antwortete sie schluchzend — fragen Sie mich nichts weiter.

Durch sein achtungsvolles Benehmen, durch freundliches Zureden, gewann er endlich des Mädchens Vertrauen, und vermochte sie, mit ihm in ein anstoßendes Zimmer zu treten. Er ließ Wein und Konfekt bringen; Nanni rührte nichts an. Ich bin krank, sagte sie mit wehmüthiger Stimme, ich bitte um Thee.

„Krank und hier?"

Ach nur die äusserste Noth und Verzweiflung — Thränen erstickten ihre Sprache.

Edmund war dieser Komödien-Szenen gewohnt; doch konnte sich sein Herz der Rührung nicht erwehren. Er entlockte der armen Nanni nach und nach ihre kleine Geschichte durch herzliche Freundlichkeit.

Nanni war im sechszehnten Jahre, die Tochter eines einst angesehenen Kaufmanns aus G—. Durch Unglücksfälle seines Vermögens beraubt, hinterließ er sie in Dürftigkeit.

Sie nahm Dienste bei einer Gräfin in B—.

Dort ward sie krank und in das Spital gebracht; während dem hatte die Gräfin ein anderes Mädchen angenommen und B—. verlassen. Der Krieg brach aus; Alles schränkte sich ein; vergebens suchte sie, noch nicht vollends genesen, neue Dienste. Lange rang sie mit Hunger und Mangel. Der Gipfel des Elends zwang sie endlich, sich zum Opfer hinzugeben und diesen Saal zu besuchen.

Es war das erstemal, so betheuerte sie; auch hatte Edmund sie noch nicht dort bemerkt. Doch bei allen Zweifeln über den letzten Punkt ihrer Erzählung — deren Wahrheit er übrigens in der Folge bei ernster Nachfrage bestätigt fand — konnte er sich des innigsten Mitleids mit diesem armen Geschöpfe nicht erwehren. Ihre herzliche Offenheit, ihre Sanftheit, ihre Gutmüthigkeit mit der sie ihn beschwor, sie zu retten, und ihm dafür ewige Liebe und Treue gelobte, — erschütterten ihn, und stürzten sein ganzes Weisheits-System ein. — Er bot ihr Gold; sie nahm es nicht. — Sie schlang sich um seinen Nacken, sie drängte sich auf seinen Schoos, sie heftete gewaltsam ihre Lippen auf die seinen. Du mußt mich lieben! rief sie unter einem Strome von Thränen aus; [illegible] meinem Elende überlassen.

Edmund behielt kaum Besonnenheit und Kraft genug, sich aus dieser gefährlichen Umarmung loszuwinden; er versprach ihr seinen Beistand.

Nein! nein! rief sie im Tone der Verzweiflung: Ich habe endlich einen Retter gefunden; du nimmst mich mit, oder du siehst mich vor deinen Augen untergehen.

„Wohlan! Nanni! Bist du bereit mir augenblicklich zu folgen?“

Er verließ an ihrem Arme den Saal, stieg mit ihr in eine Mieth-Kutsche, von dieser sonderbaren Szene betäubt, und ungewiß, wie sie sich entwickeln sollte?

Schweigend saß Nanni an seiner Seite; beim Schein der Laternen sah er, daß sie die gefalteten Hände gen Himmel hob.

So kamen sie nach Haus. Edmunds alter Diener machte große Augen. Nanni setzte sich in einen Winkel, und verhüllte ihr Gesicht. Edmund befahl Stephan sich zu entfernen.

Edmund nahte sich dem sonderbaren Mädchen; er zog den naßgeweinten Schleier hinweg, sie blieb unbeweglich und schwieg.

„Wie nun Nanni! willst du nicht zu Bette gehn?“

Du verachtest mich; — ich bin dein. Einem Manne wollt' ich mich ganz hingeben; ihn lieben; seine Dienerin, seine Sklavin sein. — Dies alles will ich Dir! — Aber dieser Mann muß auch lieben; er muß nicht mein Unglück mißbrauchen.

Hier sank sie zu Edmunds Füßen. — Sei gut, sei großmüthig, und Nanni wird dir's lohnen.

Edmunds Erstaunen wuchs. Diese wunderbare Mischung von Hingeben und Seelenadel, war für ihn eine neue Erscheinung. Gewaltsam aufgeregt waren seine Sinne; doch seine Grundsätze siegten. — Er hob Nanni auf:

„Ruhig, armes Mädchen; — dieses Zimmer ist dein; ich gehe im nächsten" —

O nein, nein, gieb dort mir einen Sessel und laß mich gehen.

Edmund sah, daß das arme, leicht gekleidete Geschöpf von Frost zitterte; er zwang sie, sein Bett anzunehmen, und streckte sich auf ein Sopha im Vorzimmer.

Die Erinnerung der sonderbaren Szene dieses Abends, die Besorgnisse der Folgen seiner Unbesonnenheit, das Urtheil der Welt, verscheuchten den Schlaf. Er beschloß endlich, Nanni am andern Morgen an einen schicklichen Ort zu bringen,

und dort für sie zu sorgen. Mit dem ersten Sonnenblicke sprang er auf und schlich in sein Zimmer. Da lag Nanni angekleidet auf dem Bette, schlafend; mit glühenden Wangen; ihr keimender Busen halb entschleiert; ihre Hände gefalten, als sei sie betend entschlafen. Schweigend betrachtete Edmund dies holde räthselhafte Wesen. Ein kleines Geräusch erweckte sie; sie sprang auf, verhüllte sich, und sank von neuem zu Edmunds Füßen.

„Nanni! was soll aus uns werden?“

Was du willst; nur verstoße mich nicht.

Edmund entdeckte ihr seinen Entschluß. Doch Nanni betheuerte ihm, unter einem Strom von Thränen: daß sie von ihm unzertrennlich sei, und daß, wenn er sie verstieße, sie sich unfehlbar in den Fluß stürzen würde. Krampfhaft hielt sie dabei seine Kniee umfaßt.

„Aber, Nanni, du bedenkst nicht. — Ich bin jung; du bist schön.“

Ich bin dein! Bediene dich deiner Gewalt; aber soll ich dich lieben, so schone mich; bis du mich liebst.

Edmund konnte dem Zauber ihrer rührenden Bitten nicht widerstehen. Er gab nach; es ward

beschlossen, daß Nanni bei ihm bleiben, und seine kleine Wirthschaft besorgen sollte.

Von diesem Augenblicke schien das sonderbare Wesen verklärt. Sie schrie laut auf; sie umfaßte von neuem seine Kniee, und badete sich in Freuden-Thränen.

Du bist mir nun Alles, mein theurer Wohlthäter, rief sie aus. Nanni wird nur für dich leben, wird für dich sterben. — Mit der höchsten Emsigkeit widmete sie sich nun den häuslichen Verrichtungen, auch den gemeinsten und verworfensten. Den ganzen Tag sorgte sie nur für Edmunds Bequemlichkeiten, lauschte auf seine leisesten Wünsche und eilte ihnen zuvor zu kommen. Die ihrigen waren in hohem Grade mäßig. Edmund ließ ihr die Wahl der Kleider. Sie wählte die einfachsten; dachte nie an ihr Bedürfniß, und trieb die Arbeitsamkeit, die Reinlichkeit, die Sorge für die Ersparnisse oft so weit, daß sie Edmund ein Lächeln abzwang.

Sie wohnte in einem abgesonderten Zimmer, aber unaufhörlich lauerte sie: ob ihr Gebieter nichts verlange? Und zerfloß in Thränen, wenn er später als gewöhnlich nach Hause kam.

Edmunds alter Diener, der anfangs über diese

neue Wirthschafterin gewaltig den Kopf geschüttelt hatte, gewann das gute emsige Wesen lieb; denn ihre Thätigkeit, so wie ihre Anhänglichkeit für ihren gemeinschaftlichen Herrn war ohne Grenzen.

Hatte Nanni unsern Edmund anfangs nur gerührt, so zog ihre immer mehr sich entfaltende Gutmüthigkeit, ihr reines herzliches Wohlwollen ihn gewaltsam an. Er fühlte, er liebte; und zog sich mit Scham von dieser Bemerkung zurück. Er zitterte! den Bajaderen-Schleier zu lüpfen.

Edmunds Liebe wuchs endlich zur Leidenschaft. Nach einem langen Kampfe beschloß er, sie dadurch zu heilen, daß er Nanni in sich selbst zurück gehen, sie in den Bajaderen-Stand zurück treten ließe, aus dem er sie genommen hatte. Auch alle andre Proben der Treue sollte sie aushalten, und dann entweder auf ewig die Seinige werden, oder auf ewig ihn verlassen.

Die erste Probe begann. Unter einem Vorwande zwang er Nanni, mit ihm zu einem Souper an einen öffentlichen Ort zu fahren; und zwar ohngefähr eben so gekleidet, wie er sie aufgenommen hatte. Sie gehorchte mit lächelndem

Munde und nassen Augen. Dort hatte er einige Offiziere der Garnison, bekannte Wüstlinge, versammelt, die ihm beim Anblick seiner Gefährtin Glück wünschten. Nanni schlug die Augen nieder, schwieg, und setzte sich nur auf Edmunds wiederholten ernsten Befehl zwischen die Tischgenossen. Der Champagner floß; auch Nanni mußte trinken; doch ihre Thränen träufelten in das Glas. Man wurde laut und frei. Plötzlich erschien der alte Stephan, und rief seinen Herrn ab. Nanni flehte knieend, ihn zu begleiten; doch Edmunds strenger Befehl, und sein Wort: auf der Stelle zurückzukehren, zwangen sie, zu bleiben.

Kaum war Edmund einige Augenblicke zu Hause, so hörte man vor der Hausthüre erst lautes Wimmern, dann einen Schlag. Man öffnet. — Da lag Nanni halb ohnmächtig, erstarrt, mit zerstreuten Haaren, vom Fall blutend, mit zerrissenen Kleidern. Man bringt sie zu sich. Kaum hat sie Kraft, Edmund zu erzählen, daß jene Tisch-Genossen nach seinem Abgange sie als Bajadere behandeln versucht, daß nur ihr lautes Hülfsgeschrei ihr die Thüre geöffnet, daß sie bewußtlos (es war tiefer Winter) in der

Straße fortgerennt, und endlich an der Hausthüre ohnmächtig niedergesunken sei. Das arme Kind schwieg; sie dachte nicht daran, Edmund über seine Grausamkeit Vorwürfe zu machen. Edmund ward die Wahrheit der Erzählung durch die Neckereien der Tischgenossen über seine Lukrezie am andern Tage bestätigt. Er bereute. Seine Liebe zu Nanni wuchs, aber seine Unentschlossenheit blieb. Zu einer neuen Probe lieferte das Schicksal den Stoff; bald darauf herrschte eine gefährliche epidemische Krankheit. Auch Edmund ward damit befallen.

Edmund nahm eine Wärterin aus dem Spitale. Er beschwor Nanni, sich der augenscheinlichen Gefahr nicht blos zu stellen, die der Arzt als unvermeidlich angab. Vergebens! Nanni wich nicht von Edmunds Lager; sie hing an seinen Blicken; sie wachte an seiner Seite. Knieend an seinem Bette, gab sie ihm die Arzneien, und in den gefährlichsten Augenblicken, wo man an Edmund's Leben verzweifelte, stürzte sie auf sein Lager, heftete ihren Mund auf seine von Fieber glühende Lippen, und schien ihm Leben einhauchen, oder sich den Tod einsaugen zu wollen.

Edmund genas allmählich, und Nanni, von

seiner Krankheit ergriffen, rang nun zwei Monate mit Tod und Leben. Doch auch da war ihr Gebieter ihre einzige Sorge; von ihm phantasirte sie in der Fieberhitze, und daß sie nicht ihn pflegen könne, schien ihr einziger Harm.

So viele Beweise treuer, reiner Anhänglichkeit erschütterten Edmund gewaltsam: Doch noch rang er mit den bösen Geistern der Erinnerung an Nannis Bajaderen-Stand, mit dem Urtheile der Welt und mit der Idee des Werths, den der Mann mit Recht auf volle Reinheit des Weibes setzt. Ein Fantom, das so häufig seinen Armen entschwindet.

Edmund gab eine unvermeidliche Reise zu einer alten Tante vor. Er machte Nanni nicht ohne Mühe begreiflich, daß sie ihn dahin unmöglich begleiten könne; versprach aber in wenigen Tagen zurückzukommen; und empfahl sie der Obhut des alten Stephan.

Edmund mußte ihr den Ort, die Entfernung, den Tag, die Stunde, die Minute seiner Rückkunft bestimmen, ehe er sich aus den Armen des ängstlichen Geschöpfs winden konnte.

Er reiste zu der Tante ab. Nach einigen Tagen, die Nanni mit Thränen zubrachte, er-

schien Stephan mit zerstörtem Gesichte, ihr die Nachricht zu bringen: ihr gemeinschaftlicher Herr sei krank geworden.

Ohnmächtig stürzte Nanni nieder; als sie zu sich kam, drang sie mit solchem Ungestüm darauf, auf der Stelle, sei es auch zu Fuß, abzureisen, daß ihr Stephan endlich nach langem Umschweifen erklären mußte, ihr Gebieter sei plötzlich an einem Schlagflusse gestorben.

Bei dieser Botschaft blieb Nanni unbeweglich. Die Größe des Schmerzes schien sie zur Statue versteinert zu haben. Sie weinte nicht, sie sprach nicht. Endlich verließ sie das Zimmer. Es wurde Nacht, und sie kam nicht zurück.

Am Morgen des dritten Tags langte sie zu Fuß auf dem Gute an, wo Edmund sich befand. Achtzehn Meilen war dieses zarte Geschöpf, Tag und Nacht, ohne Nahrung fortgewandert, ihre Füße mit Wunden bedeckt, ihre Kleider in Stücken, ihr ganzes Aeussere entstellt, das Gespenst einer Wahnsinnigen.

Im Schlosse lag noch alles im Schlafe. Sie stürmt; man öffnet; sie fragt nach Edmund, nach ihrem Herrn. — Zu seiner Leiche wollte sie; auf

seiner Leiche wollte sie sterben; und zitterte nur, sie möchte begraben sein.

Eine alte Magd zeigt ihr Edmunds Zimmer. Er liegt noch; er schläft; sie hält ihn für todt. — Sie stürzt sich auf das Bett; sie umfaßt ihn mit der letzten Lebenskraft. Edmund erwacht. — Er lebt! — Freude, Entsetzen und Ermattung raubten ihr das Bewußtsein. Edmund bringt sie endlich zu sich. Sein Stephan war zu Pferd hergeeilt. Er sieht, er erfährt Alles.

Nanni ist erwacht. Mit Entzücken und Ehrfurcht schließt er sie in seine Arme. „O du Heilige!“ rief er: „welch ein Verworfner war ich neben dir! Wie verächtlich bin ich in meiner Gemeinheit neben dir gestanden. Vergieb! Heilige du mich wieder durch deine Liebe. Richte meinen gesunkenen Geist wieder zum alten Adel auf, dessen er fähig ist. — Du bist mein Weib, o du die Lieb' und Tugend selbst!“

Am gleichen Tage erklärte der Freiherr v. S. die Getreue öffentlich als seine Verlobte. Man zuckte die Achseln. Die Vermählung ward mit vielem Glanz vollzogen; keiner seiner Verwandten erschien. Die Welt hatte alle Achtung für ihn verloren, als er sie in sich selbst wieder gewonnen.

v. S.

# Anekdoten.

## Gegenpfiff.

Der berühmte Violinist, Ritter Esser, gab einsmal Konzert in London, und wurde beim Schluß seines ersten Allegro ausgepfiffen. Ganz ruhig wartete er ab, bis sich der Lärm gelegt hatte, gab dann das Tempo zum Adagio an, legte während des Ritornells den Bogen weg, nahm die Geige unter den Arm, pfiff sein Solo und accompagnirte sich mit den Violin-Pizzicato. Dies frappirte, man lachte, klatschte bei den Pausen, am Ende erschallte das lauteste Bravo. Der Virtuos verbeugte sich ehrerbietig gegen das kunstfreundliche Publikum und sagte: Sehr gern bequeme ich mich nach dem Geschmacke der verehrungswürdigen Kenner, seit sie mich haben bemerken lassen, daß er aufs Pfeiffen gerichtet ist! Bravo! riefen von neuem — wenn auch nicht so viele, als vorher. Indessen machte die Sache eine Theeanekdote und sonach das Glück des Virtuosen auf geraume Zeit.

## Grabschrift.

In Tangermünde findet man folgende Grabschrift eines daselbst verstorbenen Organisten, den der Magistrat so hoch schätzte, daß er ihm den Leichenstein und folglich auch diesen Denkspruch setzte:

Allhier ligt begraben de Orgenist van Tangermünde,
Gott vergeb ehm alle sine Sünde,
Daran wir kenen Twiefel han,
Den he war Gottes Spählmann.

---

## Frommer Betrug.

J. B. Lully, bekanntlich zu seiner Zeit der Abgott, und hernach, bis auf Gluck's Zeiten, der Held der französischen Opernbühne, lag am Brande (woran er auch bald darauf starb) so hart darnieder, daß ihn die Aerzte aufgaben, und er sich selbst ebenfalls. Er ließ den Beichtvater kommen. Ohne herzliche Reue, keine Absolution; ohne Opfer, keine herzliche Reue — war das Resultat der Anrede des Paters. Ich bereue ja; was soll ich denn opfern? seufzte Lully. „Womit er gesündigt hat, muß der Reuige darbringen.

Mit Opern haben Sie der Sünde gedient. Verbrennen Sie vor meinen Augen Ihre neuesten Arbeiten!“ — Wehmüthig blickte Lully nach dem Bureau; winkte, da der Pater nicht anders Anstalt zur Absolution machen wollte; man öffnete, fand seine neueste Oper, Achilles und Polizena. Sie wurde verbrannt, und der Komponist erhielt nun die Lossprechung. Da der Pater weg war, trat der junge Prinz — — ein. „Was? Sie haben, hör' ich, Ihre neue Oper ins Feuer geworfen? Pfuy, sich von dem alten — — so eintreiben zu lassen!“ — Bst, sagte der halbtodte Lully: es waren nur die Stimmen: dort liegt die Partitur!

---

### Man muß sich nur deutlich machen.

Als der berühmte Kapellmeister Naumann auf seiner Reise nach Stockholm in der ersten kleinen schwedischen Stadt anlangte, fragte ihn der Unteroffizier am Thore um seinen Paß, Stand und Namen. Naumann erwiederte, er sei kursächsischer Kapellmeister und gehe, auf den Ruf des Königs von Schweden, nach Stockholm. Der Unteroffizier aber wußte nicht, was ein Kapellmeister sei, und so viele Mühe sich auch Nau-

mann gab, ihm einen Begriff davon zu machen, so gelang es ihm doch nicht. Ungeduldig über diesen unnöthigen Verzug, rief Naumann endlich aus: „Herr! ich stehe in kursächsischen Diensten, bin der General aller kurfürstlichen Musikanten, und reise auf Verlangen ihres Königs nach Stockholm, um dort alle königliche Musikanten exerziren zu lehren.“ — „Ach! wenn das ist,“ versetzte der Unteroffizier mit ehrfurchtsvoller Verbeugung, „dann passiren Ew. Exzellenz allerdings. Bursche heraus, ins Gewehr! Ein kursächsischer General der Musikanten.“ Eiligst stürzte die ganze Wache heraus, trat ins Gewehr, und Naumann fuhr mit mühsam erhaltenem Ernste durch die militärischen Ehrenbezeugungen in die Stadt.

---

## Gute Abfertigung.

Die sehr arme Wittwe eines vorzüglichen und beliebten Sängers, eine rechtschaffene und sehr feine Frau, wendete sich, wie man ihr gerathen hatte, an eine der vornehmsten Damen der Stadt, welche so oft durch den geschickten Künstler erfreuet worden war. Die Dame ist nicht allein,

als man die Bittende zu ihr läßt. Diese schildert kurz und mit Anstand ihr Unglück: Die Dame würdigt sie nur eines zerstreuten Streifblicks. Sie fragt: Wie viel Kinder haben Sie? — „Drei!“ — Die Dame wendet sich wieder zu ihren Freundinnen, setzt das unterbrochene Gespräch fort, und kehrt sich nach langer Weile erst wieder zur Unglücklichen: Haben Sie viel Kinder, Madame? Gnädige Frau, erwiedert die Wittwe, seit ich Ihnen sagte, daß ich drei habe, bin ich nicht wieder in Wochen gewesen! — Damit ging sie. —

---

## Königin Elisabeth.

Camden sagt in seiner Geschichte von der Königin Elisabeth von England sehr naiv: sie sang und spielte die Laute so gut, als es sich von einer Prinzessin erwarten läßt. Die martialische Jungfrau ließ, ganz wie Matrosen für ihre Flotte, Musiker für ihre Kapelle und die Kathedralkirchen pressen. Sie fertigte dazu förmliche Preßdekrete aus. In des Ritters Sloane Sammlung befindet sich das Original eines solchen Dekrets, von ihr selbst unterzeichnet, abgedruckt. Man besitzt noch die große Samm-

von Liedern und andern Musikstücken, die sie sich zu ihrem und ihrer Damen Gebrauch unter dem Titel: Das Jungfrauenbuch, zusammen bringen ließ. Um ihren Geschmack in der Instrumentalmusik wird man sie wenigstens nicht beneiden; denn ihre Tafelmusik bestand in der Regel aus zwölf Trompeten, zwei paar Pauken, und so vielen Querpfeifen, Jagdhörnern und Trommeln, als sich zusammentreiben ließen.

---

### Nützlicher Diensteifer.

Eine mittelmäßige aber desto stolzere Sängerin sagte in der Probe zu dem ersten Violinisten: „Mein Herr! Sie accompagniren mir aber auch so stark, daß mich kein Mensch hört.“ — „Verzeihen Sie, Madame“, erwiederte dieser ganz trocken, „es geschieht wirklich aus Eifer Ihnen zu dienen.“

---

### Mißverständniß.

Ein reisender Virtuos hatte die Ehre einem versammelten Hofe seine Talente zu zeigen. Der Fürst, sehr mit seinem Spiele zufrieden, fragte freundlich unter andern auch: „Sind Sie auch ein

Literatus?“ — „Halten zu Gnaden“, versetzte der Virtuos, ich bin ein Schwabacher.

---

## Musikalisches Plaidoyer.

Der Direkteur einer Oper einer französischen Provinzialstadt bezahlte seine Sänger nicht, unter dem Vorwande, sie hätten nichts gelernt. Man klagte. Beide Partheien wurden vorbeschieden. Der Advokat des Direkteurs wiederholte die Beschuldigung. Da sang die Gesellschaft, statt aller Widerlegung, ein schönes Chor und sang es vortrefflich. Advokat und Direkteur standen beschämt, und die Richter verurtheilten diesen, ohne weiters, zu bezahlen.

---

## Die Sängerin Arnould.

Die berühmte, äusserst witzige und äusserst unordentliche vormalige Sängerin, Dem. Arnould in Paris, kam in spätern Jahren so herunter, daß sie ihre sehr schönen Möbeln und Galanteriesachen verkaufen mußte. Mehrere Damen beschwerten sich, daß sie zu hohe Preise mache.

Meine Damen, Sie möchten sie wohl lieber für das, was sie mich kosten? sagte sie.

---

### Merkwürdige Testamentsformel.

In dem selbst verfertigten Testamente eines nun verstorbenen Landedelmanns fand sich folgende Stelle:

Mein ehrlicher Schulmeister . . . . bekömmt 20 Gulden für die Begleitung meiner Leiche, aber unter der Bedingung, daß er nicht singt: er macht zu viel Schnörkel dazwischen, und die sind mir fatal zu hören.

---

### Aus einem Amtsbericht.

Viel wissen soll zwar Kopfweh verursachen; aber daß einer gesunde Begriffe von dem habe, worüber er urtheilen und schreiben muß, ist doch eine sehr verzeihliche Forderung.

Bei der neuen Acquisition der deutschen Provinzen wollte der Landesherr auch die Hofmusik des bisherigen Herrn eines erworbenen Ländchens mit seiner Kapelle vereinigen. Er ließ sich ein Referat über die brauchbarsten Subjekte geben.

Das überschickte Referat enthielt, nebst mehrern Inkonsequenzen, wörtlich auch diese Stelle: „N. N. verheirathet, mit einem Kinde, ein ganz besonders guter Orchester- und Konzerte-Geiger, ist auch sehr musikalisch.

---

### Was Fürsten geziemt.

Der junge Duc de Chartres besaß Talente und hatte die feinste, gesellschaftliche Bildung erhalten, wurde aber so üppig und ausschweifend, als der Regent selbst (bekanntlich Orleans, Vormund des unmündigen Ludwigs XV) — doch liebte ihn dieser immer noch sehr. Ein Höfling glaubte daher sich selbst sehr zu Gunsten zu sprechen, als er einst in Gegenwart des Regenten den Duc lobte, daß er die Ariette einer beliebten Sängerin neulich sehr geschickt begleitet und sogar mit großer Gewandtheit und Anmuth ein Solo getanzt hätte. „Wissen Sie“, fiel ihm der Vater ein, „wissen Sie, daß ich Leute, die mir solche Komplimente machen, an den Galgen schicke?“

---

### Prozeß über das Te Deum Laudamus.

Ein Kanonikus von Chartres verordnete im Jahr 1550 in seinem Testament, daß am Tage seiner Beerdigung alljährlich das Chor der Kathedralkirche ein Te Deum anstatt des bei Trauerfällen üblichen De Profondis anstimmen solle. Der Bischof fand diese Verfügung unschicklich, und widersetzte sich der Ausführung. Die Erben aber bestanden darauf. Ihr Advokat machte nun einen langen Kommentar über das Te Deum, und suchte zu beweisen, daß dieser Hymnus eben so gut zur Todtenfeier als zum Lobgesange gebraucht werden könne. Er ging ihn Vers für Vers durch. 1) als Theolog; 2) als Rechtsgelehrter; 3) als Historiker; 4) als Philosoph; 5) als Dichter, und das Parlament mußte seinen Gründen nachgeben, so daß die Erben authorisirt wurden, das verordnete Te Deum singen zu lassen.

---

### Es gibt keine Griechen mehr.

Die Athener sandten einst eine Menge ihrer Bürger als Kolonisten nach Sizilien, unter denen sich auch der Tonkünstler Philiscenus befand. Man

hatte für sie eine neue Stadt in einer fruchtbaren und schönen Gegend erbaut, in der diesem Künstler ein Haus und Güter zu Theil wurden. Der Ueberfluß an allen Bedürfnissen und Annehmlichkeiten, welche die Mutter Natur in reicher Fülle spendete, gewöhnte die griechischen Kolonisten bald an Müssiggang, Wollust und andern Ausschweifungen, so daß sie das ihnen eingepflanzte Gefühl des Schönen nach und nach verloren. Philiscenus, entflammt für seine Kunst, fand mithin hier nicht den gedeihlichen Boden, wie unter dem schönen griechischen Himmel, obwohl sonst alles, was sein Herz sich wünschen konnte. Er kehrte wieder nach Athen zurück, indem er sein Haus, seine schönen Güter in Sizilien verließ, und ausrief: „Es ist besser, daß meine Güter hier zu Grunde gehen, als daß sie mich verderben!"

---

### Ein Impromptu von Schubart.

Bekanntlich hatte der als Dichter und Tonkünstler berühmte Schubart ein entschiedenes Talent, Gedichte aus dem Stegreife zu machen. Er war daher beinahe in keiner Gesellschaft, wo er nicht aufgefordert wurde, auf diese oder jene

Person ein witziges Impromptu zu machen. Hier eine Probe davon:

Schubart mußte im Anfange seines Organistendienstes in Ludwigsburg noch einen Theil seiner Besoldung an seinen zur Ruhe gesetzten Amtsvorfahren, Enslin, abtreten. Da er nun einsmal von dem gewesenen Hofmedikus Mörike in einem traulichen Zirkel guter Freunde aufgefordert wurde, ein Impromptu auf ihn zu machen, hub Schubart sogleich an;

Herr Doktor, unter dessen Händen,
Wie vor dem Tode, alles fällt,
Sie schicken ihre Patienten
Methodisch in die andre Welt —
Hier ist ein Mann,
Der so nicht lang mehr leben kann,
Und ach! Dem Himmel sei's geklagt,
Mit mir an einem Beine nagt:
Wie? wollten Sie sich nicht bequemen,
Ihn in die Kur zu nehmen?

---

### Musikalische Bittschrift.

Der drollige Barfüßer-Mönch, Pater Abraham a Sancta Clara, erzählt in seiner Lauben-

Hütte folgende Begebenheit von der Zaubermacht der Musik.

„Kaiser Theodosius hat einstens seiner Bürgerschaft zu Antiochia eine schwere Schatzung wegen ausgestandener Kriegs-Empörung auferlegt, darüber seien die Bürger ungedultig worden, daß sie nicht allein dem Kaiser dessentwegen übel nachgeredt, Se. Majestät geschändet und geschmähet, sondern auch seine und seiner Gemahlin Bilder in der Stadt verunehret und zerschlagen; nachdeme sie aber vernommen, daß solches unbillig von ihnen geschehen, und dadurch den Kaiser über die maßen betrübet, mithin ihnen die höchste Ungnad auf den Hals gezogen, auch nichts anders als die Verheerung der ganzen Stadt zu gewarten hätten, haben sie den Bischof Flavianum an den Kaiser abgesandt, eine Interzession oder Vorbitte einzuwenden; als aber der Kaiser auf das heftigste erzürnet, und keine einzige Vorbitte bei Ihro Kaiserliche Majestät etwas fruchten konnte, hat sich der Bischof zu des Kaisers Kapellmeister und Musikanten verfüget, der Bürgerschaft zu Antiochia ihre eingereichte unterthänigste Bittschrift reimweis in ein Gesang verfassen, und vor des Kaisers seiner Tafel absingen lassen, worüber der

Kaiser dermaßen bewegt worden, daß ihm die heißen Thränen in den Becher, welchen er in Händen gehabt, herabgeflossen, sodann alsobalden die gefaßte Ungnad fallen lassen, auch den Bischof mit gnädigstem Bescheid an die Burgerschaft abgeschicket, daß Ihro Majestät die große Beleidigung nunmehro gänzlich vergessen, und alle seine Unterthanen wieder zu Gnaden aufgenommen, welches denn der Musik zur sonderbaren Ehre und Ruhm gedeihet."

---

## Joseph der Zweite.

Auf seiner Reise durch Italien besuchte Kaiser Joseph der Zweite in Mailand einen Operisten, der als Sänger, Schauspieler und Mensch gleich schätzbar war. Der arme Mann hatte, wie so viele Künstler, das Unglück, irgendwo von einem ganz gemeinen, widerwärtigen Weibe gefangen worden zu sein, und sie in einer unglücklichen Stunde geheirathet zu haben. Den Abend vor jenem Besuche hatte er in der Oper irgend einen alten römischen Kaiser — und sehr schön dargestellt. Joseph findet das Zimmer in der schrecklichsten Unordnung, Madame im schmutzig-

sten Neglice, den Herrn in der Nachtweste. Der Virtuos war in größter Verlegenheit. „Lassen Sie es gut sein“, sagte Joseph, „wenn wir Kaiser unter einander sind, machen wir keine Ceremonien.“ Das ergriff Madame und sie war unverschämt genug, den Scherz auch auf sich zu ziehen und ihn durch eine Plattitüde fortsetzen zu wollen. „Madame“, sagte Joseph, und kehrte ihr den Rücken zu, „das deutsche, so wie das alte römische Reich hat nur Kaiser.“

---

### Boileau.

Boileau befand sich in einem Zirkel, wo man Musik machen wollte, und besonders in die junge, schöne, aber sehr eilte Frau vom Hause drang, zu singen und Klavier zu spielen, obschon sie ihr mittelmäßiges Talent fast gar nicht kultivirt hatte. Sie spielte und sang, fast schlecht, aber Alles that entzückt und sagte ihr Schmeicheleien. Boileau durfte doch nicht ganz zurückbleiben, und sagte ihr, boshaft zweideutig: „Alles hat man Sie gelehrt, nur nicht zu gefallen, und doch treffen Sie das am besten!“

F. K

---

# Das Dekret.

(Wahre Anekdote der Vorzeit.)

In einer fürstlichen Residenz lebte vor — Jahren ein Schneidermeister, ein schlichter, biederer Mann, der seines Handwerks emsig wartete, Vormittags pünktlich in die Kirche, so wie Abends in die Gärten ging, und da bei einem Kruge Bier und einer Pfeife Taback sich in traulichen Gesprächen, mit andern ehrlichen Bürgern, seinen Bekannten erholte. Eine einzige Tochter, Klara, besorgte seine Haushaltung; ein holdes, schlankes Mädchen von achtzehn Jahren, mit grossen blauen Augen, züchtigem Blicke, still, sanft, sittsam, häuslich, fromm, nur für ihren schon betagten Vater und ihr inneres Hauswesen lebend und webend; mit der Welt, ihren Freuden und Gefahren, mit der Liebe gänzlich unbekannt.

Klärchen war des Vaters Augapfel, seit ihrer Geburt, die der Mutter das Leben kostete. Er ... sie zur Frömmigkeit, zur Stille und Häus-

lichkeit gebildet. Sie besaß sein unbegränztes Vertrauen. Er hütete sie nicht; allein ging sie zur Kirche, wie auf den Markt. Er hatte diese Rose unter seinen Augen aufblühen und sich entfalten sehen, in heiliger Unschuld und Einfachheit. Die begehrlichen Blicke, die Scherze der aus- und eingehenden Kundleute, und die ein so interessantes Mädchen nothwendig anziehen mußte, scheuchten sie von selbst sogleich aus der Werkstätte in die Küche; und die erhabne Reinheit und Unschuld ihres ganzen Wesens drang auch Wüstlingen Ehrfurcht ab. So leicht ist es dem Weibe sich Achtung zu verschaffen, wenn es seine Würde behauptet!

Dem Häuschen des Schneiders gegenüber war das fürstl. Rent-Amt. Heinrich R—., der Sohn eines verunglückten Kaufmanns, ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren, arbeitete dort, in der Kanzleistube zu ebener Erde, für geringen Lohn, von dem er noch seine alte kranke Mutter unterstützte. Sein Pult war am Fenster. So emsig er war, so glitten doch bisweilen seine Blicke zum Fenster hinaus auf das schöne Klärchen, das, in den Sommerabenden, wenn die Hausarbeit gethan, und der Vater in den — Gärten war,

sich gewöhnlich mit seinem Strickzeug an ihr Fenster setzte. Allmählig und sich selbst unbewußt, drehte er sich immer öfter und öfter gegen das Fenster. Die Arbeit blieb liegen, und er mußte in den Nachtstunden das Versäumte nachholen, um seinen Taglohn nicht zu kürzen. Denn so lange Klärchen am Fenster saß, verwandte Heinrich keinen Blick von ihr.

Mehrere Monate hatte das gedauert; als einst Klärchens Vater früher als gewöhnlich nach Hause kam, weil er seinen treuen Gefährten, die Tabackspfeife, vergessen hatte. Er sah Klärchen am Fenster sitzen, pochte also und bat, ihm die Pfeife herauszulangen. Zum erstenmal öffnete Klärchen das Fenster; mechanisch flog auch Heinrichs Fenster auf — denn vorhin hatte er dies nie gewagt. — Sein Blick traf auf Klärchens Blick; eine sanfte Gluth überzog ihre Wangen; schnell schlug sie das Fenster zu und entfernte sich.

Doch dieser Blick hatte den Bund geknüpft; denn lange vorher war Klärchen die Emsigkeit des Jünglings nicht entgangen; und durch die Geschwätzigkeit einer Nachbarin hatte sie Heinrichs Anmuth, seinen Edelsinn und seine kindliche Liebe erfahren.

Wohl hundertmal öffnete Heinrich sein Fenster leise, wenn Klärchen vorbei ging, und wagte es nicht zu grüßen. — Doch einst an einem Feiertage, da ein Blumenstrauß auf seinem Pulte lag, den er so eben einem armen Mädchen auf der Straße aus Mitleid abgekauft hatte, — faßte der schüchterne Jüngling Muth, ließ Pult und Arbeit stehen, flog zur Kanzlei hinaus, eilte dem mit dem Gebetbuch zur Kirche wandelnden Klärchen nach, und wagte es, ihr seine Blumen anzubieten.

Mit glühenden Wangen und gesenktem Blicke dankte sie ihm kurz, und steckte die Blumen an ihre Brust. — Heinrich blieb sprachlos, doch die Bahn war geöffnet. — Am nächsten Sonntage bot er ihr neue Blumen, und faßte sich das Herz, sie um Erlaubniß zum Besuch zu bitten. Klärchen antwortete nichts, als daß sie darüber mit ihrem Vater sprechen wolle. — Doch sie steckte die Blumen von neuem an ihren Busen! Heinrich sah sie dort nach einigen Tagen noch welk und war glücklich!

Klärchen hielt Wort. Der Vater, der Heinrich längst als einen stillen, ehrbaren, fleißigen Jüngling kannte, bewilligte seinen Besuch; nur ver-

langte er Klärchens Wort, ihn nie als in seinem Beisein zu sprechen. — Das war auch Klärchens Wunsch.

Der Vater selbst eröffnete Heinrich, daß er ihn in den Abendstunden gerne bei sich sehen werde; glücklicher Heinrich! — Er war nun gewiß, seine Geliebte täglich zu sehen; ergriff, dem Vater zu lieb, ebenfalls die Tabakspfeife, und begleitete diesen in seine Tabagie. Den Liebenden schwanden die seligsten Tage.

So keimte und wuchs ihre schuldlose Liebe unter den Augen des Vaters. Ein einfaches reines Wesen liebt nur Einmal, aber glühend. Klärchen gestand dem Vater, daß sie nur mit und durch Heinrich glücklich zu werden hoffen könne. Der Vater hätte freilich ihr einen ehrlichen Schneiders-Purschen zum Gatten gewünscht, dem er sein Häuschen und seine Nahrung einst übergeben könnte; doch Klärchens Glück war ihm zu theuer, der rechtschaffene Heinrich ihm durch Gewohnheit und Umgang zu lieb geworden. — Er gab seine Einwilligung, sobald Heinrich eine Stelle erhalten würde, die ihn befähige, ein Weib zu ernähren.

Heinrich bestürmte nun seine Vorgesetzte. Jeden Monat gab er Bittschriften ein; aber seine Ar-

muth, seine Jugend, sein gänzlicher Mangel an Konexionen und Gönnern schloß ihm alle Aussicht.

Drei Jahre waren so vorüber gegangen; Klärchens Vater kränkelte; Klärchen fand viele Freier ihres Stands, die abgewiesen wurden.

Der Vater zuletzt ungeduldig, gab Heinrich noch drei Monate Frist, eine Stelle zu erhalten; und ausserdem einem Meisters-Sohne aus der Stadt sein Wort.

Klärchen härmte sich; Heinrich war in Verzweiflung. Er bestürmte nun den Minister, ja den Fürsten selbst und erhielt — Versprechungen!

Zwei Monate waren bereits abgelaufen. Zwar schwuren sich die Unglücklichen ewige Liebe; aber doch erklärte das Mädchen ihrem Geliebten unter Thränen, daß sie am Ende ihrem Vater gehorchen, daß sie seinen Kummer über ihren Ungehorsam nicht überleben würde.

Der Fürst, längst von seiner Gemahlin getrennt, war schwach und gut — wie Wüstlinge öffters sind, — Boßi, der Kammerdiener des Fürsten, ein Italiener, sein Spürhund, hatte vor kurzem das reizende Klärchen gewittert. Er kam leicht auf die Spur der Liebesgeschichte; und sein Plan war sogleich angelegt. Er machte sich

auf dem Rentamte zu thun, ward mit Heinrich bekannt, und entlockte dem arglosen Jünglinge das Vertrauen seiner Bewerbung. Er versprach ihm seinen Beistand, und Heinrich betete ihn von nun als seinen Retter an.

Allmählig machte ihn Boßi mit den Neigungen des Fürsten bekannt, und endlich, nach tausend Krümmungen, entdeckte er ihm, daß der Fürst Klärchen in der Kirche erblickt, daß er zu ihr Neigung gefaßt habe, — und endlich, — daß es der sichre Weg zu seiner Anstellung sei, wenn Klärchen vermocht werden könnte, den Fürsten zu begünstigen.

Man denke sich Heinrichs Wuth und Verzweiflung. Er verwarf den Vorschlag mit Abscheu. Er sah Boßi mehrere Tage nicht mehr.

Doch der letzte Monat nahte seinem Ende. — Schon wagte es Klärchens bestimmter Bräutigam, ein roher, so eben aus der Wanderung zurückgekommener, gemeiner Handwerksbursche, Besuche abzustatten, von den Hochzeits-Feierlichkeiten zu sprechen.

Klärchen zerfloß in Thränen und Heinrich rang mit Verzweiflung.

Noch zwei Tage waren zum bestimmten Ver-

lobungstage übrig. Da suchte Heinrich in der krampfhaften Zuckung der Todesangst B o ß i selbst wieder auf. — Dies hatte der satanische K— erwartet. Er bezeugte dem Jünglinge sein Mitleid über die Veränderung seiner Gestalt. Heinrich versprach alles anzuwenden, um Klärchen zu dem furchtbaren Schritte zu bestimmen, und B o ß i dagegen versprach das D e k r e t zu einer so eben eröffneten einträglichen Landamtmanns-Stelle. — Bübisch genug ließ er im Hintergrunde die Hoffnung blicken, daß der Fürst von Klärchens Unschuld und Erzählung gerührt, — es nicht aufs Aeusserste treiben würde. — Denn der Fürst war von ihm vorberettet auf diese Erzählung, als auf eine Komödie - Szene, zu Erhöhung des Preises.

Dieser Strahl von Hoffnung bestimmte Heinrich, der Geliebten alles zu entdecken. — Eine Ohnmacht war die Folge der ersten Sensation. Mit Entsetzen und Abscheu gebot sie ihm, sich zu entfernen, als sie erwachte. Sie durchkämpfte eine Nacht mit allen Schrecknissen der Hölle ausgestattet. Mit Tagsanbruch ließ sie den Geliebten rufen. Es war der letzte, vor dem vom Vater unwiderruflich angesetzten Verlobungstage.

Mit den Spuren einer in namenlosen Qualen durchwachten Nacht erschien Heinrich beschämt und dehmüthig.

Klärchen lag mit dem Gebetbuche in der Hand auf ihren Knieen, vor einem Kruzifixe.

Liebst du mich, rief sie ihm beim Eintritte mit vorgehaltenem Kreuze zu, so beweise mir's.

„Klara!“

Schwöre mir auf dieses Kreuz, mit mir zu sterben!

Heinrich legte die Hand auf das Kruzifix und sprach mit fester Stimme:

„Ich schwöre!“

Sie sprang nun auf und entdeckte ihm ihren Plan. — Diesen Abend, wenn der Vater in den — Gärten sein würde, mit einem rosenfarbenen Bande sich zu umschlingen, und so unzertrennlich vereint sich in den an der Residenz vorbeiströmenden Fluß zu stürzen.

„Und dein Vater?“

Bei diesem Worte fiel Klärchen sinnlos zur Erde. Allmächtig ergriff sie die Idee, daß ihr guter, ihr geliebter Vater diese Katastrophe nicht überleben würde.

Als es Heinrich gelang, sie wieder zum Leben

zu bringen; als Klara verzweifelnd die Hände rang, theilte ihr Heinrich die Hoffnung mit, daß die Erzählung ihrer Leiden, daß ihre Thränen den Fürsten rühren würden, den Fürsten der — die Schwachheit für das schöne Geschlecht ausgenommen, wirklich — so edel und so großmüthig war!

Mit Entzücken faßte Klärchen diese Idee auf, und nach manchen neuen Kämpfen und Entwürfen, sich dem Vater zu entdecken u. s. w., hielt sie, im Kraftgefühl ihrer Liebe und ihrer Tugend, sich an diese Idee fest.

Es ward beschlossen, daß sie nach Boßis Veranstaltung früh um 10 Uhr sich an der kleinen Treppe, die im Hintertheile der Residenz, gegen den Lustgarten zu, in des Fürsten Kabinet führte, einfinden sollte; Heinrich wollte am Fuße der Treppe sie und das Dekret erwarten; — dann wollten sie in des Vaters Arme stürzen und ihre Verbindung feiern.

Von Heinrich am Eingange der Residenz erwartet, ging Klärchen an den bezeichneten Ort. Sie fanden hier den schon benachrichtigten Boßi; die Augen des tückischen Buben funkelten

beim Anblicke des reizenden Schlachtopfers, das er seinem Gebieter überlieferte.

Klärchen, zerfloß in Thränen, drückte einen flammenden Kuß auf Heinrichs Lippen — und stieg, halb von Boßi getragen, die Treppe hinan. — Da stand nun Heinrich an der Schwelle, mit allen Qualen der Hölle im Busen. Jede Minute dehnte sich ihm zum Jahrhundert.

Klärchen sank zu den Füßen des Fürsten; sie begann ihre erschütternde Erzählung. — Thränen und Schluchzen hemmten sie. — Der getäuschte Fürst darauf vorbereitet, von den Reizen dieses reinern, himmlischen Wesens erschüttert, tröstete sie umarmend, und als das von Leiden entkräftete Mädchen halb ohnmächtig seine Beute geworden, drückte er ihm eine Rolle Gold in die Hand und übergab es leblos dem Vertrauten.

Dieser brachte die Unglückselige durch gewaltsam aufregende Mittel zu sich; doch ihre Schwäche wandelte sich plötzlich in die Kraft des Wahnsinns.

So flog sie mit zerstreuten Haaren und irrem Blicke die Treppe hinab.

Heinrich erblickte sie; über ihren weißagenden Anblick entsetzt, fragt er in wildem Unmuthe:

„Wo ist das Dekret?"

In diesem Augenblicke gewahrt er die Gold-Rolle, die Klärchen krampfhaft noch in ihrer Hand hielt.

Er fliegt hinweg — durch den Lustgarten in den nahen Strom!

v. S.

# Elise, oder die Gefahren der Unschuld.

(Dem Französischen frei nachgebildet.)

Der alte Durmont war gestorben. Eine fehlgeschlagene Speculation, die den Sturz seines Hauses, eines der ersten in Lyon, nach sich zog, hatte den ohnedies schwachen Mann aufs Krankenlager niedergeworfen. Die Schande eines Vergleiches mit seinen Gläubigern that das Uebrige. Sein Sohn, nicht minder zartfühlend als der Vater, aber in der vollen, keinem Unfalle sich beugenden Kraft der Jugend, hatte kaum die letzte Kindespflicht erfüllt, als er die geschlossene Uebereinkunft wieder aufhob, und sich freiwillig erbot, die sämmtlichen Schulden auf sich zu nehmen. Das Glück begünstigte seine Redlichkeit; in wenigen Jahren sah er sich Schuldenfrei. Er hatte eine einzige Schwester, die er zärtlich liebte und bei ihrer Verheirathung großmüthig ausstattete. Aber eine unvorsichtige Leidenschaft, die sie ihrer Pflicht vergessen machte, raubte ihr, indem sie von ihrem Gatten schied, zugleich die Liebe und

Unterstützung ihres Bruders auf immer. Sie starb im Elende, doch getröstet durch sein Versprechen, daß er sich seiner unwürdigen Nichte annehmen wolle.

In seinem vierzigsten Jahre sah sich Durmont im Besitze eines ungeheuren Vermögens, und er konnte sich rühmen, bei dem Erwerbe desselbigen niemanden beeinträchtiget zu haben. Ungeachtet er gegen die Reize des schönen Geschlechts nichts weniger als gleichgültig war, so hatte er sich doch nie entschließen können, eine Frau zu nehmen. — War es Besorgniß, das Schicksal seines Schwagers möchte auch ihn treffen, oder fühlte er sich nicht stark genug, ein Gelübde zu halten, das ihm eben so heilig schien, als seine Grundsätze über die Rechte des noch ungebundenen Mannes frei waren. Allein der reiche Kaufmann war eine zu vortheilhafte Parthie, als daß nicht mancher Versuch, ihm das verhaßte Joch aufzulegen, hätte gemacht werden sollen. Schon mehrere seiner Geliebten hatten durch dieses Wagestück sich um seine Gunst gebracht: einer jedoch wäre es beinahe gelungen, seine Abneigung gegen die Ehe zu überwinden. Madame Delaure, eine ... Wittwe von 25 Jahren

ihres Mannes in ziemlich traurigen Umständen, als Durmont um ihre Liebe warb. So hatte ihn noch kein Weib zu fesseln gewußt. Er hätte sie geheirathet, wenn sie seine Denkweise besser ergründet hätte. Aber der größte Fehler feiner Köpfe ist, daß sie im Vertrauen auf ihre Feinheit zu weit gehen. Mad. Delaure erkannte ihren Irrthum erst, als der Rausch des Liebhabers verflogen und der günstige Augenblick vorüber war. Sie war aber nicht die Frau, die sich durch einen mißlungenen Versuch abschrecken ließ. Nicht ohne geheimes Mißvergnügen erfuhr sie, wozu Durmont sich gegen die Tochter seiner verstorbenen Schwester verbindlich gemacht hatte. Elise war freilich erst ein Kind von sechs Jahren; aber mußte Mad. Delaure nicht alles befürchten, wenn es diesem Kinde gelang, sich in das Herz seines Oheims hineinzustehlen. Der Fehler der Mutter mußte daher zum Vorwande dienen, die Tochter zu entfernen. Diese List gelang nur halb. Im Hause freilich sollte Elise nicht bleiben, am allerwenigsten unter der Aufsicht der Mad. Delaure, allein sie wurde doch auch nicht so weit weggeschickt als diese gern gesehen hätte. Durmont brachte

Stephan und empfahl sie

der Schwester mit väterlicher Besorgniß. Wirklich hatte das Kind nur in den wenigen Tagen, die es in dem Hause seines Oheims zubrachte, einen sehr günstigen Eindruck auf ihn gemacht. Er fühlte sich glücklich in seiner Nichte eine Tochter, eine Erbin gefunden zu haben. Allein so sehr er sich hütete, seine Gedanken laut werden zu lassen, so entging doch der feinen Delaure die Veränderung nicht, welche die Erscheinung Elisens in ihm hervorgebracht hatte. Seit diese Frau sich den Vierzigen näherte, war sie aber freilich auch unerträglich geworden. Ihre Reize, sie fühlte es selber, waren verschwunden, und von Durmont sah sie sich zuweilen mit einem Widerwillen behandelt, der an Verachtung gränzte. Einmal hatte er sogar von Trennung gesprochen, mit Anerbietungen, die jede minder ehrgeizige Frau geblendet hätten. Aber Thränen, eine Ohnmacht u. s. w. hatten den guten Mann bald entwaffnet, und er entschloß sich, wiewohl nicht ohne einige Seufzer über eine so zärtliche Liebe, sein Joch mit Geduld zu tragen. Nun war es ihm freilich klar, daß Mad. Delaure sich in den Kopf gesetzt habe, seine Frau zu werden, und er sah mit Verdruß, daß ihm am Ende kein anderes Mittel

übrig bleiben werde, um aus seiner falschen Lage herauszukommen. Aber so oft er daran dachte, so oft fühlte er auch, daß er nie den Muth haben würde, diesen Schritt zu thun. In solchen Augenblicken der Niedergeschlagenheit erschien ihm das Bild seiner Nichte, wie ein rettender Genius, und er beschloß sie, jedoch ohne Vorwissen der Mad. Delaure, aus dem Kloster zu sich zu rufen. Aber lassen wir sie noch einwenig in ihren Mauern, bis wir dem Leser eine andere Person vorgeführt haben, deren Bekanntschaft zum Verständnisse des Verfolgs der Geschichte unentbehrlich ist. Durmont, der reiche Durmont hatte seit geraumer Zeit bequemer gefunden, die beschwerlichen Arbeiten des Komptoirs fremden Schultern aufzuladen und sich selbst nur die Leitung der Geschäfte im Allgemeinen vorbehalten. Derjenige, zu dem er das meiste Vertrauen hatte, war ein junger Mensch, Namens Dervieux, der mit einer einnehmenden Gestalt eine unbestechbare Redlichkeit und seltene Kenntnisse im Handelsfache vereinigte. Er hatte sich dadurch auch die Gunst seines Herrn in einem so hohen Grade erworben, daß der Kinderlose oft daran dachte, ihm einen Theil seiner Handlung abzutreten oder gar mit der Hand seiner Erbin

ihm das Ganze zuzuwenden. Von diesem Plane wußte freilich Mad. Delaure nichts; allein ihr war es schon unangenehm, daß Dervieux von seinem Prinzipal so ausgezeichnet behandelt wurde und in manchen Stücken einen entscheidendern Einfluß auf ihn hatte, als sie selber. Zudem konnte sie es ihm nie vergeben, daß er einst in einer vertraulichen Stunde gegen ihre Reize unempfindlich geblieben war.

Elise hatte indeß den Brief erhalten, der sie aus den klösterlichen Mauern in das Haus ihres Oheims zurück rief. Die erste Bewegung des Erstaunens machte bald einer wahren Betrübniß Platz. Ein Haus, in welchem sie zehn Jahre lang das reinste Glück genossen, ihre Gespielinnen, an denen sie mit schwesterlicher Zärtlichkeit hing, die guten Nonnen, von welchen sie so manche Proben einer ungeheuchelten Freundschaft erhalten hatte, alles dieses sollte sie nun mit dem Rücken scheuen und ohne Wiederkehr verlassen. Und was bot man ihr dafür? Sie wußte es nicht; aber sie war weit entfernt, von dem Orte ihrer Bestimmung etwas Gutes zu erwarten; nicht als hätten die Nonnen ihr die Welt als einen Ort der Verführung und Sünde vorgemalt. Die Aebtissin

hatte jede Unterhaltung über diesen Gegenstand aufs strengste verboten. Ueberhaupt nahm sie nur Kinder in ihre Erziehungsanstalt auf, und diese konnten nur bei ihrem völligen Austritte aus derselbigen zu den Ihrigen zurückkehren. Diese ehrwürdige Frau meinte, für den, der die Welt nie in der Nähe gesehen habe, sei nichts verderblicher, als sie von weitem zu sehen. So wußten denn ihre Zöglinge nichts, als was man sie wissen zu lassen für gut fand; keine böse Ahnung trübte die Heiterkeit ihrer unschuldigen Seelen, und ohne eine Begebenheit, welche wenige Monate vor Elisens Austritt aus dem Kloster vorfiel, wäre auch sie ohne bange Vorgefühle in das Haus ihres Oheims zurückgekehrt.

Ein Mädchen von zwanzig Jahren wurde bei Nacht ins Kloster gebracht. Den folgenden Morgen nahm sie ihren Platz unter den Novizen. Sie war zu schön, um nicht alle Blicke auf sich zu ziehen, und der tiefe Gram, der sich in allen Zügen ihres Gesichtes ausdrückte, vermehrte den Antheil, den man an ihr nahm. Den lebhaftesten Eindruck aber machte sie auf die jungen Zöglinge, mit deren Frohsinn ihre Melancholie in gar zu lautem Widerspruche stand. Von den neugierigen Mäd-

chen allen hätte es jedoch keine gewagt, die Fremde, die überdies jede Unterhaltung vermied, mit Fragen zu belästigen. Sie schwand auch zusehends dahin und starb an dem Tage, an welchem sie den Schleier nehmen sollte. Neuer Stoff für die Neugierde der Mädchen. Was mochte wohl die Ursache eines so frühzeitigen Todes sein? Trotz aller Vorsicht der Aebtissin kam unter den Zöglingen das Gerücht aus: Die Unglückliche sei Mutter geworden ohne Gattin gewesen zu sein. Der Schmerz über vernichtete Hoffnung und der Zorn ihrer Aeltern habe sie bewogen, ihre Jugend in diesen Mauern zu begraben. Man begreift leicht, daß dieses Gerücht den Mädchen zu vielfältigem Gespräche Anlaß gab. Mutter werden, ohne Gattin zu sein? Wie war das möglich? Nach langem Hin- und Herrathen that endlich die Klügste den Ausspruch: Ein Mann müsse durch das Zimmer der armen Nonne gegangen sein, während sie geschlafen habe. Diese Erklärung fand allgemeinen Beifall, und machte um so tiefern Eindruck auf die jungen Gemüther, als solche Unterhaltungen nur in Geheim geführt werden konnten.

Der Tag der Abreise eilte indes heran. Elise

stieg trostlos in den Wagen ihres Oheims, der sie selbst abholte, und dieser ließ sie ungestört weinen, ohne, wie so oft geschieht, zu verlangen, daß sie um seinetwillen alles, was ihr bisher theuer gewesen war, gleichgültig verlassen sollte. Wie erstaunte Mad. Delaure, als sie den Oheim mit der Nichte aus dem Wagen steigen sah; aber sie verbarg ihren Unmuth geschickt unter erheuchelten Freudebezeugungen. Bald indes wurde sie inne, mit welch' einer gefährlichen Nebenbuhlerin sie es zu thun hatte. Elise wuchs täglich in der Gunst ihres Oheims, und, was das Schlimmste war, er unterhielt Mad. Delaure von den Vorzügen seiner Nichte, und entdeckte ihr sogar im Vertrauen seinen Heirathsplan. Diese unvorsichtige Mittheilung erweckte den alten Haß der rachsüchtigen Frau gegen Dervieux. Sie schwur, ihn und Elisen zu verderben, müßte sie auch mit ihnen zu Grunde gehen. Zuerst suchte sie das Vertrauen der letztern zu gewinnen, ihr als der einzigen Erbin des reichen Kaufmanns den armen Dervieux, dem man ihre Hand zugedacht habe, verächtlich zu machen. Eitle Ränke! Elise hatte kaum erfahren, was ihr Wohlthäter mit ihr vorhabe, als sie beschloß, sich seinem

Willen zu unterwerfen, und Dervieux war nun der einzige Mann, dem sie sich ohne Mißtrauen näherte. Dervieux indessen hielt sich immer in ehrerbietiger Entfernung von der Nichte seines Herrn, und ob sie gleich einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, so war er doch weit entfernt, das Glück zu ahnen, das ihm an ihrer Seite bestimmt war. Aber während das Bild dieses Engels Tag und Nacht seine Seele erfüllte, war man geschäftig, ihn zu verderben. Mad. Delaure hatte sich durch das Mißlingen des ersten Versuchs von einem zweiten nicht abschrecken lassen. Elisens Sinnlichkeit zu erregen, ihre guten Grundsätze zu erschüttern, den Keim des Lasters in ihre schuldlose Seele zu werfen, das war der Plan, mit dem sie nun umging. Allein diese Angriffe — so fein sie waren — wurden mit so heftigem Abscheu zurückgewiesen, daß sie es nicht wagen durfte, auf diesem Wege fortzufahren, wenn sie nicht das Vertrauen des Kindes unwiderbringlich verlieren sollte. Sie beschloß daher, den entgegengesetzten einzuschlagen und ihr durch ihre Unschuld selber eine Falle zu bereiten. Ueberzeugt, daß in den scheinbar unbedeutendsten Begebenheiten unsers Jugendlebens der Embryo unserer künf-

tigen Laster und Verirrungen verborgen liegt, ließ sie sich mit Elisen oft in lange Gespräche über ihren Aufenthalt im Kloster ein. Diese wurde nicht müde, so oft und so lange zu erzählen, als man sie anhören wollte, und sie zeigte dabei immer eine Naivetät, die ihre verrätherische Freundin zur Verzweiflung brachte. Die Geschichte der unglücklichen Nonne — das Lieblingsthema der Erzählerin — die kindische Vermuthung, mit der ihr Kopf noch immer erfüllt war, und die Besorgniß eines ähnlichen Unfalles, welche sie zu äussern fast nie unterließ, trafen endlich Mad. Delaure, wie ein Blitzstrahl. Ihr Gehirn brütete, sie beleuchtete, verwarf, ergriff von neuem einen Plan, der, so rasend er schien, doch am Ende zu einer gewissen Reife gelangte. Vielleicht hätte sie ihn indes aufgegeben, wenn ihr nicht der Zufall eine günstige Gelegenheit herbei geführt hätte, ihn ins Werk zu richten.

Elise hatte — zum erstenmale — die Nacht auf einem Balle durchwacht, und der wider Gewohnheit entbehrte Schlaf drückte den folgenden Tag ihre Augenlieder mit einer Macht, der sie kaum zu widerstehen vermochte. Sie wollte sich daher nach dem Mittagessen in ihr Zimmer zu-

rückziehn. Es war ein kalter Dezembertag. Mad. Delaure that ihr den Vorschlag im kleinen Saale zu bleiben, in welchem sich beide eben befanden, und sich auf dem Sopha neben dem Kamine niederzulegen. Sie schien so besorgt, so theilnehmend, daß die arglose Elise nachgab und bald einschlief. Mad. Delaure, die der Schlafenden gegenüber mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt war, versank bald in ein tiefes Nachdenken. Jetzt überzieht eine flammende Röthe ihr Gesicht, sie erhebt sich langsam, wie mit sich selbst kämpfend, und schleicht dann leise und vorsichtig zum Saal hinaus. Draußen horcht sie einige Augenblicke, ob alles still sei; als sie kein Geräusch vernimmt, geht sie ins Gewölbe, wo sie gewiß ist, Dervieux zu finden. Sie spricht mit ihm vom Ball der verflossenen Nacht, von ihrer heftigen Müdigkeit. Ich hatte im Sinne auszugehen, setzt sie nachlässig hinzu; aber meine Trägheit ist so groß, daß ich nicht einmal bis in den kleinen Salon gehen könnte, meinen Hut und meine Palatine zu holen. Natürlich, daß Dervieux um Erlaubniß bat, ihr diesen kleinen Dienst leisten zu dürfen. Sie wollte ihn zurückhalten, allein schon ist er weggelaufen und tritt hastig in das Ge-

mach, in welchem Durmont's Nichte schläft. Diese erwacht von dem Geräusch, richtete sich auf und erblickt Dervieux, der sie starr und unbeweglich ansieht, wie einer, der eine Unvorsichtigkeit begangen hat, und auf Mittel denkt, sie wieder gut zu machen. Elise stieß einen lauten Schrei aus; er wollte sie besänftigen, aber sie bedeckt sich das Gesicht mit beiden Händen; er entschuldigt sich noch dringender. Elise, ohne ihn anzusehen, winkt ihm wegzugehen. Dervieux untröstlich, ihr Mißfallen zu haben, ob er gleich die Ursache ihres Unwillens nicht begriff, beschwor sie, ihn anzuhören und verdoppelte so ihre Angst. Endlich raffte sie alle ihre Kräfte zusammen und sagte: Um Gotteswillen, verlassen Sie das Zimmer. Sie machen mich unglücklich. Sie sank ohnmächtig auf den Sopha zurück. Dervieux lief erschrocken ins Gewölbe zurück, und erzählte der harrenden Mad. Delaure das Geschehene. Sie versprach ihm, ihn mit Elisen auszusöhnen und ging hinauf. Nach langen Bemühungen wurde das arme Mädchen wieder zu sich gebracht; aber der heftige Schrecken hatte ihr ein Fieber zugezogen. Man brachte sie zu Bette, und sie bat Mad. Delaure, doch ja dem Oheim nichts

davon zu sagen. — Warum, meine Liebe? Ihr Zustand hat nichts Beunruhigendes, bloße Mattigkeit! — Ach, schluchzte Elise, indem sie ihre beide Hände ergriff, Sie wissen also nicht? — Was denn? — Er ist in mein Zimmer getreten, während ich schlief. — Wer? fragte Mad. Delaure mit einem Tone, der Elisens Angst noch vermehrte. — Wer? o Gott, Dervieux. Mad. Delaure zog ihre Hand mit Heftigkeit aus Elisens zitternden Händen zurück. — Sie schliefen, als er eintrat? fing sie mit einem mitleidigen Tone wieder an. — Elise bejahte. Gerade wie die arme Nonne. — Aber vielleicht haben Sie nicht mit ihm gesprochen? Ein lautes Schluchzen war die Antwort. Mad. Delaure, welche anfing zu fürchten, sie möchte in der Verzweiflung ihrem Oheim alles entdecken, suchte sie zu beruhigen, indem das Uebel vielleicht nicht so groß wäre. Ich gehe, sagte sie, Dervieux zu befragen. Bis dahin ruhig! auf alle Fälle verlassen Sie sich auf mich; ich wage das Aeusserste, ehe ich Sie dem Zorn Ihres Oheims überlasse. Dieser trat jetzt in das Zimmer der Kranken, erkundigte sich auf die theilnehmendste Art nach ihrem Befinden, und fühlte nicht, wie tief jede seiner Fragen in ihr Herz ein-

schnitt. Mad. Delaure hatte Mühe, ihn hinauszuschaffen, indem sie ihm vorstellte, daß seine Nichte der Ruhe bedürftig wäre. Aber der Schlaf flieht das Lager der Unglücklichen. Elise durchwachte die Nacht unter heißen Thränen und innigem Gebete. Ihre Verderberin selbst, als sie des andern Morgens sie zu besuchen kam, erschrack über der Todtenbläsſe ihres Angesichtes. Weit entfernt indes, Reue zu fühlen, weidete sie sich vielmehr an dem Anblicke ihres Opfers. Daß Elise etwas verheimlichen zu müssen glaubte, war hinreichend sie zu den unüberlegtesten Schritten zu verleiten, und wenn Mad. Delaure sich mit einer halben Rache hätte begnügen wollen, so hätte sie das unschuldige Geschöpf ohne Mühe bereden können, aus dem Hause ihres Oheims zu entfliehen. Aber Dervieux sollte mit ihr zu Grunde gehen.

Als Elise sie fragte, ob sie mit Dervieux gesprochen? antwortete sie: Nennen Sie mir den Namen des Ungeheuers nicht mehr, ich habe ihn befragt und seine Antworten haben meine Ahnung nur zu sehr bestärkt. Elise zweifelte nun nicht mehr an ihrem Unglücke. Auf den Rath der Mad. Delaure, sich Gewalt anzuthun, und ihren

gewöhnlichen Geschäften nachzugehen, um ihren Zustand den Augen des Arztes zu verbergen, verließ sie jedoch das Bett, ob sie gleich kaum im Stande war, sich aufrecht zu erhalten. Alle Bitten des Oheims, sich zu schonen, wurden mit der Antwort: mir ist wohl, abgewiesen, und sie lächelte, während sie den Tod im Herzen trug. Als sie zum erstenmale wieder mit Dervieux zusammentraf, war sie einer Ohnmacht nahe. Der arme Junge, der die Ursache eines so lange anhaltenden Unwillens nicht begriff, wurde dadurch nur schüchterner, und vermied sie so viel er konnte. Er fühlte die Nothwendigkeit sich zu entfernen, und ergriff deswegen mit Vergnügen einen Auftrag, der ihn nach Paris rief. Darauf hatte Mad. Delaure gewartet, um nun mit einem Streiche die Katastrophe herbeizuführen. — Durmont war durch die Versicherungen seiner Nichte nicht beruhigt worden. Die Rosen ihrer Wangen waren erbleicht, das Feuer ihrer Augen erloschen, ihre Munterkeit, ihr Zutrauen zu ihm dahin. Mad. Delaure, fragte er sie, befriedigte ihn mit jenen Doppelreden, die nur Einen Sinn haben für den Verdachtlosen, die aber in dem Augenblicke, wo die Wahrheit uns enthüllt wird, ihre

andere Seite hervorkehren und sich wie eine Art unumstößlicher Beweise an einander reihen. Nach neuern Beobachtungen, sagte sie, müsse sie vermuthen, daß Elise den ihr bestimmten Gemahl errathe, und Furcht vor dieser Verbindung sei ohne Zweifel die Ursache ihrer Traurigkeit. Sie machte hierauf Durmont auf die Zeit aufmerksam, wo seine Nichte Dervieux mit Vergnügen sah, und auf den plötzlichen Uebergang von diesem Wohlwollen zur auffallendsten Abneigung. Durmont erstaunte, dies alles nicht selbst bemerkt zu haben, und versprach gleich morgenden Tages mit seiner Nichte zu sprechen und sie zu beruhigen, indem er nicht gesonnen sei, sie zu einer Verbindung, die mit ihren Wünschen streite, zu zwingen. Mad. Delaure ging nun zu Elisen hinauf, die sich schon zur Ruhe niedergelegt hatte, aber nicht schlief. Die Unglückliche fürchtete den Schlaf; denn wenn sie gleich halb fühlte, daß sie kein Verbrechen begangen habe, so quälte sie doch ihre erhitzte Phantasie durch fürchterliche Träume. Ihr Busen klopfte, als sie Mad. Delaure so spät zu sich kommen sah. Waffnen Sie sich mit Muth, sagte die Verrätherin, indem sie sich ihrem Bette näherte, morgen will Ihr Oheim

eine Erklärung mit Ihnen haben. — Nimmermehr, schrie Elisen, ich müßte vergehen. — Ich glaube nicht, daß er Ihre Schande ahnt. — Was liegt daran? Verstellung macht mich nur unglücklicher. Komme was da will, ich werde ihm alles gestehen. — Das ist auch mein Rath. Wälzen Sie alle Schuld auf Dervieux. Er ist der Verbrecher; er leide die Strafe. Ihr Oheim ist der Meinung, die Furcht vor einer Verbindung mit ihm sei allein die Ursache Ihrer Traurigkeit. Er wird mit Ihnen darüber sprechen, Ihre unschuldige Seele kann nicht heucheln. Machen Sie sich wenigstens das Verdienst, Zutrauen zu ihm gehabt zu haben. — Was wird er wohl mit mir anfangen? — Ich weiß es nicht; er liebt Sie so zärtlich. — Auch meine Mutter liebte er, und doch — wie strenge hat er sie nicht behandelt! — Ihre Mutter erbitterte ihn, indem sie sich rechtfertigen wollte. Thun Sie das nicht. Ihre Vertheidigung sei meine Sorge: ich will ihm mehr sagen, als Sie ihm selber sagen könnten. — Weinen Sie nicht, Liebe, ich werde morgen nahe genug sein, um beim ersten harten Worte Ihnen beizuspringen. Sie umarmte ihr Opfer und verließ das Zimmer. Welche Nacht für Elisen! wer

vermag zu sagen, was diese reine Seele litt, der ihr vermeintliches Verbrechen um so größer erschien, je weniger sie es begriff. Der Tag brach an. Elise verließ das thränenfeuchte Lager. Bald wird alles entschieden sein, sagte sie, indem sie mit langsamen Schritten umher ging. Es sei! besser sterben, als länger diese Qual erdulden. Aber als der Oheim sie rufen ließ, goß ein kalter Schweiß sich über ihren ganzen Körper, und sie stand einige Minuten ohne Bewegung. Sie suchte die Spuren der durchweinten Nacht in ihrem Gesichte zu verwischen, aber je mehr sie trocknete, je heftiger quollen die Thränen herab. Endlich ermahnte sie sich und schwankte; jetzt aufs Treppengeländer, jetzt auf einen Stuhl gestürzt, in das Kabinet ihres Oheims. Durmont erschrack bei diesem Anblicke. Sie sank auf einen Lehnstuhl und erwartete, heftig weinend, die Eröffnung des Gespräches. Elise, fing der Oheim an, was bedeutet der Zustand, in welchem ich dich erblicke. Von welcher Art auch dein Kummer sei, hast du so wenig Zutrauen zu mir, daß du dich scheuest, ihn in meinen Busen auszuschütten? Ich liebe dich so väterlich, und du, du machst mich unglücklich. Elise versuchte zu reden. Sie ver-

mochte es nicht. Durmont fuhr fort: Dein Schmerz ist kein gewöhnlicher, und weder deinem Alter noch deiner Lage angemessen. Wenn meine Entwürfe mit deinen Wünschen streiten, gesteh' es frei; ich konnte mich irren; aber vergiß nicht, daß mein einziger Stolz ist, dich glücklich zu wissen. Trockne deine Thränen, liebes Kind, komm' in meine Arme und sprich mit mir, wie mit deinem aufrichtigsten Freunde. — Arme Elise! der Zorn deines Oheims wäre dir minder gefährlich gewesen, als diese vernichtende Güte. Sie wollte sich zu seinen Füßen werfen, aber sie sank kraftlos auf den Boden nieder. Durmont wollte Leute rufen. Nein, nein, schrie Elise, rufen Sie niemand. Soll Ihr Gesinde meiner Schande Zeuge sein? Ach, welch' ein Geständniß habe ich zu thun! Verstoßen Sie mich, ich bin Ihrer Güte unwehrt. Durmont stand vernichtet. Weist du Unglückliche, schrie er mit bebender Stimme, welchen fürchterlichen Sinn ich in deine Worte legen kann? Du kennst das Verbrechen deiner Mutter. Bist du nur ihre Tochter, oder bist du noch meine Nichte? — Vergebung ihr und mir; ich bin Ihrer Liebe unwürdig. — Es ist unmöglich; der Schmerz verwirrt deine Sinne, komm zu

dir, Kind. Du, ohne die leiseste Ahnung eines Lasters, in meinem Hause, unter meinen Augen, du, die mit keinem Manne --- Dervieux, schrie Elise, er ist der Urheber meiner Schande! Durmont, der Elisen in seinen Armen gehalten hatte, stieß sie jetzt weit von sich und verließ wüthend das Zimmer. Draußen stieß er auf Mad. Delaure, die voll Angst herbeigelaufen kam, um ihn zu hindern, weiter zu gehen, als sie wünschte. Allein was hatte sie zu fürchten? Wenn ein Mädchen von Elisens Alter und Karakter sich selbst anklagt, wer könnte noch länger an ihre Unschuld glauben? Durmont ging mit großen Schritten im Zimmer umher. Das Urtheil über seine Nichte war in seinem Herzen ausgesprochen, und so mußte er endlich das Stillschweigen brechen. Nun, fing er an, bin ich unglücklich genug? — Ich wußte Alles. Warum war es nicht möglich, es Ihnen länger zu verschweigen. Oft warf ich mir vor, daß ich Sie verrieth. Aber ich wußte, daß eine solche Nachricht Ihr Herz zerreißen würde. — Mutter und Tochter! o daß ich euch bezahlen könnte, was ihr an mir gethan. — Elise ist so jung. – Sie ist nur um so schuldiger. — Dervieux ... — Ist ein Ungeheuer. — Sie hatten beschlos-

sen, ein Paar aus ihnen zu machen. Geheimniß und Eile könnten . . . Durmont sah Mad. Delaure strenge an und sagte: Soll Reichthum Lohn des Verbrechens sein? Sie muß fort, und daß ihr Name nie wieder vor meinen Ohren ausgesprochen werde. Hier, setzte er hinzu, indem er ihr seine Brieftasche zuwarf, sie enthält 40000 Franken. Wenn mein Wille ihr noch etwas gilt, so gehe sie in ein Kloster, ihre Schande zu verbergen. Ich verreise auf drei Tage. Bei meiner Zurückkunft soll mich nichts mehr erinnern, daß ich einst eine Nichte hatte. Er verließ das Zimmer. Mad. Delaure ging zu Elisen, welche im anstoßenden Kabinet das ganze Gespräch mit angehört hatte. Sie fand sie auf den Knieen, für ihren Oheim betend und ihm dankend, daß er sie vor Elend und Verzweiflung geschützt habe. Der Wunsch, den er geäussert hatte, sie möchte ins Kloster gehen, war ein Befehl für sie. Sie dachte an die Nonne, deren Geschichte so mächtig auf ihr Schicksal gewirkt hatte. Mad. Delaure bat Elisen, in ihr Zimmer zu gehen, bis sie einen Zufluchtsort für sie ausfündig gemacht haben würde. Elise gehorchte ohne Weigerung. Jetzt sah die Verbrecherin sich am Ziele; aber — wie

jede Frevelthat ihre Strafe schon in sich trägt — sie war um nichts ruhiger. Die Nothwendigkeit, eine Entdeckung des Betrugs zu verhindern, setzte sie in neue Verlegenheit. Mit Elisens Entfernung war freilich schon viel gewonnen: aber wohin sollte sie mit ihr? Sie in ein Kloster zu stecken, war gefährlich. Sie konnte plaudern und zur Kenntniß ihrer Unschuld gelangen. Gerne hätte sie sie der Verführung einer großen Stadt Preis gegeben, aber eine solche Maasregel mußte ihr Durmont's ganzen Zorn zuziehen, wenn es diesem in der Folge einmal einfiel, sich nach seiner Nichte zu erkundigen. Ueberdies war es auch hier nur zu wahrscheinlich, daß sie über ihren Zustand Licht erhalten würde. Sie müßte also isolirt, d. h. Personen, auf deren Verschwiegenheit man sich verlassen konnte, anvertraut werden. Freilich war auch hier bei der Nothwendigkeit, Fremde mit in das Geheimniß zu ziehen, Erniedrigung und Gefahr. Mad. Delaure wählte jedoch diesen Ausweg, weil sie, ehe Dervieux gestürzt wäre, nicht zu weit gehen und sich eine Hinterthüre offen behalten wollte.

Vier Meilen von Lyon, in einem Dorfe auf der Straße nach Montbrißen, hatte Mad. Delaure

eine vertraute Freundin. Das innige Verhältniß, welches ehemals unter ihnen bestanden hatte, war zwar etwas loser geworden, seit Mad. la Roche — so hieß sie — aus Lyon weggezogen war, und die verliebten Intriguen ihrer Freundin nicht mehr unterstützen konnte. Aber seit diese mit Elisens Entfernung umging, hatte sie die Verbindung mit jener Frau von neuem angeknüpft, ihr Geld geschickt, und von ihr erfahren, daß sie ganz eingezogen lebe und niemanden bei sich habe, als eine alte Magd, welche, wie Mad. Delaure wohl wußte, im Kupplerwesen ergraut und nicht minder bestechbar war, als ihre Gebieterin. Dahin beschloß sie, Elisen zu bringen. Sie kamen mit Anbruch der Nacht an; Mad. la Roche empfing ihre alte Freundin, wie eine hohe Gönnerin, und fand sich durch den vornehmen Ton, den die Dame sich mit ihr herausnahm, nicht beleidigt. Der Kontrakt wurde geschlossen. Gold und das Versprechen einer Pension, im Falle Mad. Delaure Durmont's Frau würde, machte die Kupplerin geschmeidig. Nur die alte Magd war weniger zufrieden. Sie hatte viele gute Worte, aber wenig Geld erhalten, und fand es unbillig, daß sie bei gleicher Verantwortlichkeit

nicht gleichen Lohn ziehen sollte. Mad. Delaure reiste, ohne von Elisen Abschied zu nehmen, wieder ab, um, sagte sie, dem armen Kinde das Herz nicht weich zu machen. Lassen wir sie indessen bei Mad. la Roche, wo ihr nichts fehlt, und wo sie, frei von neuen Beängstigungen, wieder Gesundheit und frisches Aussehen gewinnt.

Es war ein froher Anblick für Mad. Delaure, bei Durmont's Zurückkunft den Ausdruck des Kummers in allen seinen Zügen zu lesen. Nur Dervieux beunruhigte sie. Sie wußte nicht, daß Durmont ihm ohne weitere Erklärung geschrieben hatte, daß er aus seinen Diensten entlassen wäre, und sich aller weitern Geschäftsführung zu enthalten hätte. Dervieux, niedergedrückt durch diesen Befehl, machte sich unverzüglich auf den Weg, und reisete Tag und Nacht, um zu einer Erklärung zu kommen. Sein erster Gang war zu seinem Prinzipal: man wies ihn ab; er suchte ihn auf der Börse, im Theater, auf den öffentlichen Spaziergängen. Umsonst. Der alte Kaufmann, der sich in allen seinen Hoffnungen betrogen, und sein schönstes Lebensglück durch den Verlust seiner Nichte vernichtet sah, ging nicht mehr aus. Dervieux schrieb ihm, er hätte ihm Rechnungen

zu stellen. Er wurde an den Buchhalter gewiesen. Er wandte sich an Mad. Delaure: sie antwortete ihm nicht. Sie erwartete, daß so viele Kränkungen ihn endlich aus Lyon vertreiben würden. Er blieb. Denn so furchtsam er in der Liebe war, so muthig war er, wenn es darauf ankam, seine Ehre zu vertheidigen. So lange er bei Durmont gewesen war, hatte ihm der Ruf seiner Handelskenntnisse und seiner Redlichkeit mehrere vortheilhafte Anträge zugezogen. Seine Verabschiedung verschloß ihm alle Thüren. Denn da Durmont sich nie über die Ursache, warum er Dervieux weggeschickt habe, erklären wollte, so war es seiner Verderberin leicht, das Gerüchte auszustreuen, er habe das Zutrauen seines Wohlthäters mißbraucht, und ohne das Mitleid des letztern wäre es um ihn geschehen gewesen. So sah sich denn Dervieux selbst von denen gemieden, die er bisher für seine Freunde angesehen hatte. Ein einziger blieb ihm noch, auf den er sich verlassen zu können glaubte, aber dieser war abwesend. Mit Ungeduld erwartete Dervieux seine Zurückkunft: er mußte gleichsam sein Schicksal entscheiden. Denn Fontanilles — so hieß er — stand, ungeachtet seiner Jugend, in so allgemei-

ner Achtung, daß derjenige, für dessen Freund er sich erklärte, der übeln Nachrede getrost Trotz bieten konnte. Die Zeit indessen, welche dem verlassenen Dervieux so langsam hinfloß, wurde von seiner Feindin um so besser benutzt. Eines Morgens trat sie in Durmont's Kabinet und erklärte ihm, sie wäre entschlossen, in ein Kloster zu gehen, um daselbst ihre Sünden zu beweinen. Der alte Kaufmann erstaunte. Er sah eine schreckliche Oede vor sich; seine Nichte, Dervieux, Mad. Delaure, alles floh ihn. Von diesem Augenblicke an war alles richtig. Mit dem Versprechen, Mad. Delaure zu heirathen, gab er ihr die Erlaubniß, schleunige Anstalten zur Hochzeitfeier zu treffen. Ein Bote wurde abgesendet, der treuen la Roche die fröhliche Nachricht zu überbringen und ihr die gemachten Versprechungen zu wiederholen. Mad. la Roche hatte nichts eiligeres zu thun, als den Brief ihrer alten Dienerin zu zeigen; aber diese machte ein abscheuliches Gesicht, als sie sah, daß ihrer Person gar nicht erwähnt war.

Den Tag vor der Vermählungsfeier erhielt Durmont ein Billet, in welchem Fontanilles ihn um eine Unterredung bat. Der arme alte Mann,

der sich in seinem Kabinet langweilte, nahm ihn mit Vergnügen an. Eine Viertelstunde nachher erschien Fontanilles und mit ihm — Dervieux. Die Bedienten hatten nicht gewagt, den letztern abzuweisen, als der erstere erklärte, daß er alle Verantwortung auf sich nehme. Es blieb ihnen nichts übrig, als den Vorfall der Mad. Delaure anzuzeigen, welche ihre Verwirrung verbergend herbeieilte, ehe Durmont noch von seinem Erstaunen zurückgekommen war. Ich muß meine Kühnheit entschuldigen, hub Dervieux's Freund an, daß ich diesem jungen Manne Ihre Thüre mit Gewalt geöffnet habe, aber der Kummer, sich Ihr Mißfallen zugezogen zu haben, bringt ihn zur Verzweiflung. Sie sind zu gerecht, um eine Erklärung abzuweisen; haben Sie seiner Redlichkeit einen Vorwurf zu machen? — Nein. — Wie konnte es aber einem so vernünftigen Manne, wie Sie sind, entgehen, daß eine solche Weigerung einen Menschen, dessen ganzer Reichthum in seinem ehrlichen Namen besteht, an den Bettelstab bringen muß? — Ich habe meine Ursachen, die ich Ihnen nicht anvertrauen mag. Wissen Sie, daß wenn Dervieux mir mein ganzes Vermögen gestohlen hätte, ich ihm seinen Raub eher verzei-

hen könnte, als das, was er mir gethan hat. — Mad. Delaure, an allen Gliedern zitternd, bat den Fremden, eine Unterhaltung abzubrechen, die kaum vernarbte Wunden wieder aufzureißen drohe. Dervieux war in zu heftiger Bewegung, um sie zu hören. Er wirft sich zu den Füßen seines Herrn, den er immer wie einen Vater verehrt hat, und bittet ihn so dringend, ihm die Ursache seines Zorns zu entdecken, daß der alte Kaufmann endlich wüthend ausruft: Elender! hast du meine Nichte vergessen? Dervieux ist der einzige, der diesen Ausruf nicht versteht, denn Fontanilles zweifelt nicht mehr, daß er Elisens Verführer sei. Mad. Delaure nimmt von neuem das Wort, und erzählt eine so ausführliche Geschichte, daß Durmont in noch heftigern Zorn geräth. Jetzt aber überließ sich Dervieux seinem gerechten Unwillen, und das Gefühl seiner Unschuld lieh ihm eine so wahre Beredtsamkeit, daß Fontanilles schwur, sein Freund sei unschuldig, und gewiß ein Opfer jener Furcht, die oft Mädchen abhalte, ihre wahre Verführer zu nennen. Zugleich drang er in Durmont, sich selbst mit dem Angeklagten auf den Weg zu machen und seine Nichte zum Geständnisse der Wahrheit zu zwingen. War es

Mitleid gegen Dervieux, oder der geheime Wunsch, die unglückliche Elise noch einmal zu sehen — kurz, er willigte ein, trotz allen Gegenvorstellungen seiner Braut, die vor Wuth ausser sich war. Wie ihre Hand zitterte, als sie selbst die nöthigen Instruktionen aufschreiben mußte. Ein Mittel war noch übrig. Sie bestand darauf, Durmont dürfte nicht abreisen, ohne vorher etwas zu sich genommen zu haben, und ging hinaus, um Anstalten zu treffen, oder vielmehr um die Abreise zu verzögern. Sie eilte in ihr Zimmer, schloß die Thüre hinter sich zu, und schrieb an Mad. la Roche folgendes: Wir sind verloren. Elisens Oheim reist in diesem Augenblicke, in Gesellschaft des jungen Mannes, von dem ich Dir erzählt habe, ab, um sich zu euch zu begeben. Rette mich und dich. Verbirg Elisen, sperre sie ein, daß man sie weder sehe noch höre. Gib vor, sie sei in der verflossenen Nacht mit einem jungen Menschen entflohen, der Dich einzuwilligen bereden wollte, und bezeichne den Begleiter Durmont's als den Entführer. Das Uebrige nehme ich auf mich. Mein Vermögen steht zu deinen Diensten. — Sie übergab dieses Billet einem zuverläßigen Manne, gebot ihm Eile, und beschäf

tigte sich dann langsam mit den Anstalten zum Frühstück. Aber wie erschrack sie, als sie Fontanilles mit dem Oheim in den Wagen steigen sah. Dervieux blieb, und erzählte seiner Verfolgerin, wie sein Freund für nöthig gefunden habe, seine Stelle zu vertreten, um jede Aufwallung zu vermeiden, welche die Entdeckung der Wahrheit hindern könnte. Während Mad. Delaure sich einer ohnmächtigen Wuth überläßt, rollen unsere Reisende nach dem Wohnorte Elisens. Kaum eine halbe Stunde vor ihrer Ankunft hatte Mad. la Roche mit Hilfe der alten Magd Elisen in ein abgelegenes Gartenhaus geführt, mit dem Bedeuten, sich ruhig zu verhalten, um sich den Vorwürfen ihres Oheims zu entziehen, der jeden Augenblick eintreffen könne. Elise erstaunte zwar über so viel Strenge, aber gewohnt zu gehorchen, that und versprach sie, was von ihr verlangt wurde. Mad. la Roche empfing die Reisenden, und erzählte nicht ohne Verwirrung das Mährchen, welches sie auswendig gelernt hatte. Fontanilles, immer kalt, bemerkte zuerst die Unwahrscheinlichkeiten der Erzählung, und da er sie ohne Schonung heraus hob, so sagte man ihm gerade ins Gesicht, er sei der Entführer, und

begleitete diese Behauptung mit Beweisen, die seinen Verdacht nur noch mehr bestärkten. Je mehr Mad. la Roche sprach, je mehr verwirrte sie sich. Wie hätte man sich auch verständigen können? Sie schrieen alle zusammen, die alte Magd ausgenommen, die den Augenblick ein Wort zu sagen abpaßte, ohne ihn finden zu können. Als aber Fontanilles erklärte, er würde gerne hundert Louisdor geben, wenn er allen diesen Lügen die Maske abreißen könnte, so ließ sie sich nicht länger halten. Sie sagte, was sie wußte, und in so energischen Ausdrücken, daß Durmont kein Zweifel mehr übrig blieb. Er rief seine Nichte mit lauter Stimme. Die Alte lief voran, sie einwenig vorzubereiten, und in zwei Minuten lag Elise, welche von der Magd über ihren Irrthum eben so geschwind als kräftig aufgeklärt worden war, vor Scham und Freude erröthend, in den Armen ihres Oheims. Unsere Reisende hatten nichts eiligeres zu thun, als in den Wagen zu steigen, und man kann sich denken, daß sie Elisen nicht zurückließen. Durmont hielt sie in seinen Armen, wie wenn er gefürchtet hätte, sie noch einmal zu verlieren. Die Alte wurde nach Lyon beschieden, um ihre Belohnung

zu empfangen, und sie überzeugte sich, daß braven Leuten zu dienen sicherern Gewinn bringt, als sich mit Ränkestiftern einzulassen. Als Mad. Delaure Elisen an ihres Oheims Seite zurückkommen sah, entfloh sie durch eine Hinterthüre mit ihren kostbarsten Habseligkeiten und der Brieftasche, die ihr Durmont an jenem unglücklichen Tage für seine Nichte eingehändigt hatte. In sechs Monaten war sie eine Bettlerin, und genöthigt, das Mitleid ihres ehemaligen Liebhabers anzuflehen. Er erbot sich, das Kostgeld für sie in einem Kloster zu bezahlen, und sie nahm es an. Elise wurde Dervieux's Gattin.

D.

# Fragmente über die Kunst sich zu erheitern.

(Beschluß.)

## 16.

Allerdings jedoch ist auch der Umgang mit Menschen, mit Lebendigen und Gegenwärtigen, ein fast unentbehrliches Mittel des Frohseins. Nur ist es auch hier weder ein Witzbold noch ein Spaßmacher, auf den wir zu warten haben. Mit Recht hat man gesagt, daß es gut sei, unsere Speisen mit Salz zu würzen, aber thöricht, ganze Schüsseln voll Salz für ein schmackhaftes Gericht zu halten; und daß es eben so mit dem Witze sei, der alle Reden zwar würzen müsse, aber nie für sich selbst der alleinige Stoff einer Rede sein dürfe. Menschen von Bildung, von richtigem Verstande, von mäßiger, nicht übertäubender und stürmischer Lebhaftigkeit, von Gefühl und reger Einbildungskraft, aber zumal von heiterem Geiste; — sie sind es, die wir suchen müssen, wenn wir sicher

und auf die Dauer uns ermuntern wollen. Ganz vorzüglich aber ist für die Heiterkeit des Gemüthes von dem wohlthätigsten Einflusse, wenn wir einen Busenfreund, oder eine Geliebte, ein zweites und besseres Ich haben, das mit anschmiegender Theilnahme jeden Kummer, jede Sorge, jeden Verdruß, entweder uns wegnimmt oder doch uns tragen hilft. Nur dann auch offen an ihr Herz gelegt, was uns betrübt oder verstimmt hat! Edle und wahrhafte Freundschaft leidet mehr von Verhehlung als von unumwundener Mittheilung. Auch wenn der Freund nicht zu helfen vermag, so tröstet und erhebt doch sein Mitgefühl, und oft ist es genug, daß wir unser Leiden in Worte gefaßt, um bereits uns leichter zu fühlen. Es konnte namenlos, unerhört und ganz unaussprechlich scheinen, bis wir es nannten und aussprachen. Aber von diesem Augenblicke an, wird es gleichsam menschlich und bekannt, und gesellt sich zu irgend einer Klasse von Uebeln, gegen welche längst durch Philosophie, durch Religion, durch Lebensklugheit, oder sonst, ein bewährtes Mittel ist ausgedacht worden.

Sehr belebend und erheiternd ist für den Mann von Empfindung und von Verstand, insbesondere

der Umgang mit Kindern und mit Frauen. Beide haben etwas ähnliches in der Fertigkeit sich selbst zu vergnügen, und auch Andre zum Frohsein zu stimmen. Die Kunst, mit Kindern umzugeh'n, ist lange nicht ergründet und so allgegemein, als sie sein sollte. Mehrentheils begnügen wir uns mit einer Art von vornehmer Herablassung im Basedowischen Lehrtone, oder sind zufrieden wie die ehrenwerthen Herren Chronikel und Philoteknos im Kinderfreund, der lieben Jugend etwas von unsrer Weisheit zum Beßten zu geben, und dann mit einer moralischen Nutzanwendung je eher je lieber sie gnädigst zu entlassen. Sind wir gar so human, ihr Spielzeug zu beseh'n, und ein paar drollichte Fragen hinzuwerfen, so glauben wir ein Ueberflüssiges und fast ein Wunder von Artigkeit und Freundlichkeit gethan zu haben. Dabei nun gewinnt offenbar unsre Heiterkeit nichts, und viel ist's, wenn die der Kinder nicht gefährdet und verkümmert wird. Aber im frischen Spiegel des kindlichen Gemüthes, die Welt noch klar und bunt sich spiegeln seh'n, den Mutterwitz dieser Kleinen und ihre gesunden Urtheile belauschen, den Fortschritten ihres Geistes folgen, den Jubel und das Entzücken ihrer

Spiele theilen, die Freuden ihrer befriedigten Wißbegier fühlen und gerne sie befördern, den Ergüssen ihrer Offenheit und Gutmüthigkeit sich darstellen, ein geliebter und erwünschter Zuschauer ihres Thuns und Treibens werden, die Kindheit des eigenen Herzens erfrischen, und Hoffnungen für die zukünftigen Geschlechter fassen; — das wahrlich, und nur das heißt Umgang mit Kindern pflegen und für die Heiterkeit des Gemüthes ihn fruchtbar machen.

Soll ich weitläufig auch den Umgang mit Frauen verhandeln? — Wer ist so stumpf und so gefühllos, der von ihnen sich nicht angezogen, nicht erquickt und erheitert fände? — —

Sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben!

Nur freilich thun es nicht alle, thun es die gebildeten blos, und die natürlich-verständigen und guten. Ihr Zartgefühl, ihr leichter und beweglicher Geist, der so weislich sich hütet in dunkele Tiefen zu steigen, ihr Sinn für das Schöne und Angenehme, ihre Neigung zum Scherz, ihre Aufmerksamkeit für Andre, und so viel tausend liebliche Züge ihres Wesens und Seins erquicken

auch denjenigen schon, dem sie gar nicht gegolten, der aus der Ferne nur zugeseh'n; aber desto mehr noch den Empfänglichen und Gefälligen, den Verstand und Seelengüte und geistvolle Mittheilung dem Kreise der Frauen werth gemacht.

Es ist unmöglich — aber zum Glück auch nicht nöthig, hier zu erschöpfen, wie der Umgang mit Menschen unsre Heiterkeit fördern kann. — Also nur ein paar Winke noch, wie hinwiederum er sie stören und vernichten würde. Vorerst genieße man ihn, wie jedes andere Gut, nur mit Maas. Denn gleichwie Speise nur schmeckt, wenn wir Eßlust haben, so behagt die Gesellschaft nur, wenn sie durch Einsamkeit zum Bedürfnisse geworden. Sich täglich und stündlich unter Menschen herumtreiben, zur bloßen Erholung, ohne Geschäft und Pflicht, ist trostloser Zeitverderb der vielfach zum Anlaß von Aerger, von Unmuth und von tausend Empfindungen, von Affekten und Leidenschaften wird, die der Heiterkeit unvermeidlich ihr Grab bereiten. Die Gesellschaft soll ein gegenseitiger Tausch von Gedanken, von Gefühlen, von Dienstleistungen sein, und die Einsamkeit ist bestimmt zu diesem Tausch uns mit Gold und mit Waaren zu verseh'n, oder das Eingetauschte

würdigen und genießen zu lernen. — Nicht genug aber, daß man die Freuden der Geselligkeit nur mit Maas sich gönne, man suche sie auch mit Bescheidenheit. Schon daß wir oft nur fordern und gar nichts geben, oder Goldstücke des Witzes, der Belehrung, der Achtung und des Wohlwollens verlangen, und doch nur das Kupfergeld von trivialen Bemerkungen und neugierigen Fragen in die allgemeine Kasse werfen, schon das kann ein Hinderniß der Erheiterung sein. Aber ein größeres noch und eins der größten ist Anmaßung, ist Eitelkeit und Stolz. Wer in diesem unseligen Begleite zu den Menschen tritt, wer Bewunderung und Ehrenbezeugungen, wer Lob und Auszeichnung begehrt, der hat unterschrieben auf Demüthigung, auf Unlust, auf Fehlschlagungen, auf Mißstimmung aller Art, und sie werden ihm reichlich zugezählt werden. Wenig erwarten, weniger noch fordern, viel ertragen, mehr noch leisten, Güte zeigen und Verstand, doch nie sie spiegeln, das Alter ehren, die Jugend ermuntern, seinesgleichen schätzen, sich nirgends hervordrängen, — das sind unentbehrliche Mittel, wenn die Gesellschaft auf die Dauer uns dulden, und wenn sie wahrhaft uns erheitern soll.

17.

Nach den Freuden des Umgangs lassen wir die der Einsamkeit folgen, und da wir von diesen die Beschäftigung mit schöner Kunst, mit Wissenschaft und mit Büchern schon genannt haben, so wenden wir uns sogleich zu der freien Natur. Es ist des Geschreies zwar viel unter den Menschen, über die Herrlichkeit dieser Natur und über die zahllosen, ganz unbeschreiblichen Reize derselben. Kömmt es jedoch auf Sinn und auf ächtes Gefühl dafür an, so ist das Häuflein der Gläubigen klein, und bald gezählt. Man hat so eine Ahndung davon, daß unser städtisches Leben verkünstelt und mitunter verkrüppelt sei, und daß die Werke Gottes in der unverstellten einfachen Natur vollkommener, kräftiger, bedeutungsvoller, belebender seien, als Menschentand. Uralte Sagen und begeisterte Dichtersprüche stimmen ein, und aus staubigen Lehrsälen ruft der trockenste Schulmonarch sein:

Rura mihi et rigui placeand in vallibus amnes!
(Felder seien mein Wunsch und wässernde
Flüss' in den Thälern.)

Aber getrost kann man Hunderte verwetten, daß von Tausenden, die das hergebrachte Lied

anstimmen, mit Noth sich ein paar Dutzend finden, denen es warm von Herzen geht, und die mit Salis „ein Hüttchen still und ländlich" vom Himmel erfleh'n, und über vierzehn Sommertage lang mit Zufriedenheit und Frohsinn es zu bewohnen vermöchten. — Der pflügende Landmann weiß von den Entzückungen des Landlebens nichts, und der Hirt hinter der Heerde fühlt weder Geßnerisch noch Voßisch. Einzig der harmlose Kindersinn, und wiederum die ästhetische Bildung oder die Forschbegierde des Naturkundigen, sind dem Landleben und dem freien Gefilde recht aus dem Herzen hold und wandellos ihm befreundet. — Doch allerdings hat die Natur in ihrer Fülle so viel Anziehendes und Ergötzendes, so viel Liebliches und Schönes, daß sie dem Rohesten sogar und dem Gefühllosesten zuweilen ein Lächeln und ein Zeichen des Beifalls und des Frohseins entlockt. — Es spricht in ihr sich laut und vernehmlich das allgemeine Leben und Bilden und Gestalten des allbefreundeten Weltgeistes aus, der alles ernährt und alles erfreut. In geräuschloser Stille rinnen unzählige Quellen der Lust für Millionen Geschöpfe durch Flur und Hain. Voll Kraft, voll Anmuth, voll reger und spielender Bewegung

erheben sich Kräuter und Blumen und die Stämme des Waldes, und Legionen empfindender Geschöpfe, die von allgütiger Hand ihre reichliche Nahrung und Plätze des Vergnügens, Gefährten der Freude, Schutz und Obdach, und alles andre bereitet finden, was zu freudigem Dasein vonnöthen ist. — Und blicken wir mehr auf das Große und Allgemeine, so entzückt uns eine Ordnung, eine Harmonie, eine Gesetzmäßigkeit, eine Pracht und Herrlichkeit, die weit über allen Unmuth und allen Trübsinn emporzieht, der an kleinlichen und tausendmal an selbstgeschaffenen Plagen in hinbrütender Dumpfheit darnieder lag. Das stille Fortschreiten des Weltganzen, die ewigen Gestirne, die voll Majestät und stiller Ruhe sich in ihren Bahnen so freudig fortbewegen. Die Größe und Schönheit der Sonne in Auf- und Niedergang, der Wechsel der Jahrszeiten, die Tage der Aussaat und der Erndte, des Keimens und der Reife; die Mannigfaltigkeit der Gebirge, der Flüsse, der Wälder, der Quellen, der Gefilde, — was nur irgend über den Erdboden ausgegossen, ausgespendet, ausgestreut ist, alles, alles dringt auf Genuß und Thätigkeit, und erweckt in einem anspruchlosen, unverdorbenen Gemüthe Frohsinn und Lebenslust.

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkömmt mit seiner Qual!

Und warum werfen wir sie nicht ab diese Qual, nicht ab was in den Einklang des Ganzen mit zerstörendem Mißton schreit? Warum lernen wir nicht Genügsamkeit, nicht ermunternden Fleiß, nicht schweigendes Dulden, nicht regelmäßiges Wirken und Genießen; warum lernen wir nicht Hoffnung und Vertrauen und Liebe, und so viel tausend Wege zur Heiterkeit von der gütigen Natur, die so klar und so vernehmlich ihre weisen Gebote uns entgegen ruft? — O wer es einmal empfunden, wie die Begierden der Habsucht, wie die Kränkungen des Ehrgeizes, wie die Beleidigungen der Eitelkeit, wie alles Böse und Quälende des städtischen Treibens, wie der Neid und der Haß, wie getäuschte Sehnsucht und Feindschaft so bald und so leicht vor dem Lichte einer freiern Sonne, vor dem Hauch der ungehemmten Lüfte, vor dem Rauschen des Quells und vor dem Säuseln der Haine zurück in die düstern Mauern, in Gassen und in Palläste fliehen, der hat für immer eine Freistätte gefunden, in deren Schoos er den Unmuth und die Sorgen des Lebens ganz und froh zu vergessen weiß!

Ich schweige von der Lust einer tiefern Naturforschung, und von dem Reiz' einer dichterischen Betrachtung, die überall Gleichnisse, und äsopische Fabelszenen, und Symbole der erhabendsten Ideen, der Tugend und der Unsterblichkeit in der weiten Natur erblickt. Ich schweige von dem Künstler, den allenthalben Form und Farbe zu freudiger Beschauung, zu Bewunderung und Nachahmung lockt. Ich schweige von dem Gottesfürchtigen, der überall die Weisheit und Güte des Himmels erkennt. Ihnen allen ist die Natur eine Lehrerin, eine milde und freundliche Geberin der unerschöpflichsten Heiterkeit. — Und warum ist sie es uns denn nicht?

---

18.

Aber nicht Allen ward der Sinn für die Natur verliehen, und nicht Alle haben Lust oder Geschick ihn zu erwerben und in das eigene Herz zu pflanzen. Doch Allen fast ist eine Anlage vergönnt, die häufig dafür schadlos hält und jedem wenigstens unzählige Freuden gewährt, wenn sie anders gepflegt und nicht ausgerottet, oder frühzeitig durch Leidenschaften darnieder getreten wird. Ich möchte von der glücklichen Neigung zu Klei-

nigkeiten und von demjenigen reden, was man ein Steckenpferd nennt. Wer ist nicht selbst, oder wer kennt nicht in seinen Umgebungen eins von den seligen Gemüthern, die mit unermüdeter Lust an unschuldiges Sammeln oder Pflegen oder Bilden von Kleinigkeiten all' ihre Muße verwenden, und tausendmal darüber den Harm und die Sorgen ihres Lebens in Vergessenheit senken? — Da sitzt der alte Soldat hinter Landkarten und Plänen und hölzernen Modellen zu Verschanzungen und Kriegsgeräth; — dort erquickt sich der Jäger an Flinten und Pulverhörnern, an Tabackspfeifen und ausgestopftem Geflügel; — hier lächelt der Blumenfreund zwischen Nelkentöpfen und Rosenstöcken; — da der Literatus unter seltenen Ausgaben und libris prohibitis und Inkunabeln, dort ein Verehrer des Alterthums bei Münzen und römischen Lampen und griechischen Haarnadeln; hier ein Kunstkenner bei Kupferstichen und Steindruck und Holzplatten; — alle sind glücklich in ihrem Reichthum, und alle werden entzückt auf Monate lang, wenn irgend ein seltenes, ein neues, ein unbekanntes Stück oder Bruchstück ihrer kostbaren und hoffentlich einzigen, unvergleichlichen Sammlung einverleibt wird.

Und wenn ich darob keine Lebenspflicht versäume, wenn ich nicht verschwende und in Schulden gerathe, wenn ich allein nach dem Maas meines Vermögens sammle, warum sollt' ich diese Quelle, diese Goldmine des Frohseins mir nicht aufzuthun suchen? — Auch gibt es ja Steckenpferde, die selbst einträglich oder in keine Weise doch kostspielig sind, und warum sollt' ich denn diese verschmäh'n? — Obstzucht, Gartenbau, Bienenpflege, Landwirthschaft, wenn sie anders mit Verstand betrieben werden, sind öfters von ergiebigem Abtrag. — Eine Kräutersammlung, eine Sammlung von selbstgefangenen Insekten, Schmetterlingen, Schnecken, von selbstgefundenen Mineralien, von mannigfaltigen Holzarten, von selbstgezeichneten Aussichten, von selbstentworfenen Gartenanlagen, selbsterlesenen Gedichten, Lebensregeln oder Büchertiteln, endlich Sammlungen von Wappen, von Geschlechtsregistern, von Chirographis doctorum virorum, von Pflanzensaamen, von Blattauswüchsen, — — wer könnte sie doch erschöpfen alle die unzähligen Liebhabereien, die fast um nichts oder um wenige Gulden nur das Glück und die Heiterkeit eines anspruchlosen Gemüthes so unglaublich befördern und oft

gegen die bittersten Unfälle aufrecht erhalten? — Doch auch sonst wird ein empfänglicher Sinn für das Kleine vielfach zu Genuß und Erheiterung führen. Nur darf es nicht der empfindliche Sinn für Widerwärtiges, für Beleidigung und Zurücksetzung sein, der so leicht sich mit Nervenschwäche zu verbinden pflegt, und oft ein Symptom von Körperkrankheit, von Hypochondrie und ähnlichen Uebeln ist. Zur rechten Zeit und am rechten Orte erfreut eine Sackpfeife mehr als ein Pracht-Konzert, und eine Schüssel voll Erdbeeren mehr als ein fürstliches Gastgebot. Wer es versteht, den ergötzen die Sprünge seines Kätzchens so gut, als ein Theatertanz, die Dämpfe seines Theekessels so gut als ein Feuerwerk, eine Karrikatur von Hogarth so gut als ein Gemäldesaal, und ein Bauernkalender so gut als der Oberon. Nichts ist freudenloser, als die achselzuckende Sattheit, die mit vornehmer Mine von allem Einfachen und Wohlfeilen sagt: Ist es nur das! o wie kindisch, o wie bäurisch, o wie fad und gemein! — Es fehlt aber nicht an verkehrten Gemüthern, die nur dann und nur da sich vergnügen — wann und wo sie überzeugt sind, daß sie beneidet werden, und die kein heiteres Gesicht

machen, bis sie glauben, irgend ein Thor oder ein armer Teufel sei in dem Irrthum, als erlustigten sie sich. Armselige Jammerbrut! Erbärmliche Freude!

---

19.

Noch ein Mittel, und mein letztes, von dem ich Heiterkeit erwarte, aber keineswegs das Geringste, ist Theilnahme an den Angelegenheiten der Menschheit und allgemeine Menschenliebe. — Vor fünfzig Jahren schenkte freudig ein Schulmeister irgend einem Knaben, für den die Ruthe schon gebunden war, seine wohlverdiente Strafe, weil in dem kritischen Augenblicke ein Kollege mit der Nachricht von Friederichs Sieg bei Roßbach hereintrat. Der preussisch-gesinnte Schulmann fand es unbillig, daß an dem Tag' einer Botrschaft, die für ihn so freudenvoll war, ein jugendliches Gemüth bekümmert werde. — Warum machen wir uns nicht öfter aus fremdem Wohlergeh'n und fremdem Glücke ein Fest des erheiternden Mitgefühls? — Anläße dazu fehlen Gott sei Dank noch nicht, und ersetzen schön den Mangel an Aufforderung zu Freudentagen, die nur auf uns selbst berechnet wären.

In meiner Jugend wurde mir von einem Obstdieb erzählt, der jedes Frühjahr im Lande herumzog, um zu sehen, wie er sich äusserte, ob seine Obstbäume hübsch blühen und Früchte versprechen. — Nicht als Diebe freilich, aber als Menschenfreunde sollten wir so zu reden versteh'n. Der Terenzische Spruch, daß keine Menschen-Angelegenheit uns fremd sei (nihil humani a me alienum), muß unser Wahlspruch werden.

Ob andrer Freude sich erfreu'n,
Heißt jeden Tag voll Freude sein!

Wenn ich das Feld eines Armen voll Korn, wenn ich das Kind eines Liebenden voll Gesundheit, wenn ich den Kranken genesend auf dem ersten Spaziergange, wenn ich den Jäger mit Wild beladen, den Reiselustigen im Wagen, den Musikfreund im Konzert, den Alten am Schenktische, die Jugend im Tanzsaale erblicke, warum sollt' ich mich ihrer nicht freu'n, und warum sollt' ich nicht an sie hintreten, um den freundlichen Abglanz ihres Vergnügens in mein wohlwollendes Herz zu empfangen?

Aber auch im Großen und Fernen quillt Heiterkeit für den Theilnehmenden. Mit Krusenstern um die Welt, mit Humbold auf die Anden und

Cordilleren zu reisen; mit Herschel den Himmel bewundern, mit Olbers Planeten entdecken, mit Frankreich oder Rußland in den entscheidenden Krieg zieh'n, mit England Kolonien senden, mit Amerika selbstständig werden, heißt für Tausende sich mehr erheitern, als wenn sie das goldene Haus von Nero bekämen und die Villa Hadriani gleich obendrein.

---

## 20.

Zum Schlusse war es mein Vorsatz, von standhafter Ertragung des Leidens, und von demjenigen zu sprechen, was Schmerz und wahrhaftes Unglück, was Mangel und Noth und Trauerfälle, wenn nicht erfreulich (denn soviel ist gegen die Natur), doch allemal erträglich, und oft noch zu einer Quelle von stiller, wenn auch spät erst eintretender Heiterkeit machen kann. Aber von Epictet und Seneka weg bis auf Niemeyer und Fest, haben Dichter und Denker so viel Treffliches über diesen Gegenstand ausgesonnen und niedergeschrieben, daß ich nicht hoffen darf, im mindesten etwas neues hier vorzubringen. Auch ist die Materie zu groß, zu reich und zu ernsthaft, als daß ich den Lesern

dieser Zeitschrift es zumuthen könnte, in die Untersuchung derselben, nachdem sie so lange schon mir zugehört, jetzt umständlich noch einzutreten. Wer den Zweck des Erdenlebens nicht in Genuß und Lust, wer ihn wesentlich in Entwicklung, in sittliche Thätigkeit und Veredlung setzt, der wird in manchem, was drückend und peinigend scheint, eine Veranlassung zu Trost und Beruhigung finden. Ueberhaupt sind richtige Begriffe von Welt- und Menschenbestimmung, und zumal über den wahrhaften Werth der Dinge für denjenigen ganz unentbehrlich, der mit ungetrübtem Sinne seinen Pfad gehen will.

Ein nicht geringes Mittel der Heiterkeit hab' ich heute nur entdeckt und einen ganzen Tag lang bewährt gefunden. Ich will es Keinem verhehlen und werd' es jedem von Herzen gönnen, es ist: Nachdenken und Fragmente schreiben, über die Kunst sich zu erheitern!

P. P. P.

# Der

# Fürstenblick.

---

Geheime Anekdote aus der Regierungsgeschichte Herzog Ludwig's von .....

---

## Der Hof.

Bekanntlich übernahm Herzog Ludwig nach dem Tode seines Oheims die Regierung in einem Alter von zwei und dreißig Jahren. Wenige Fürsten seiner Zeit hatten so viel Wissenschaft, man mögte beinahe sagen, Gelehrsamkeit, als er; wenige hatten so viele und große Reisen durch Europa gethan, als er, nicht von Hof zu Hof, um sich zu vergnügen, sondern des vollen Ernstes, sich für den künftigen Beruf zu bilden. Schon als Erbprinz war er die Liebe des ganzen Volks, denn so gefällig, leutselig, bescheiden, wohlthäthig, hülfreich wie er, waren wenige im ganzen Herzogthum. Er lebte einfacher, als ein wohlhabender Bürger, ohne deswegen zu geitzen. Für sich gebrauchte er wenig; alles zum Beßten der Wissenschaften oder hülfsbedürftiger Personen. Eben so einfach wie er selbst war, ließ er seine beiden Söhne erziehen. Seine Gemahlin war ihm früh verstorben; er wollte sich, des Hausfrie-

dens willen, zu keiner zweiten Heirath entschliessen. — Für jeden der beiden jungen Prinzen hielt er, ausser Oberhofmeister und Lehrer, einen Kammerdiener; für sich selbst nicht mehr, als einen Kammerdiener, einen Gärtner, einen Jäger, einen Reitknecht, einen Koch, einen Sekretär. Auf seinem Landschlosse lebte er, wie in einer Art Verbannung; denn sein Oheim, der alte Herzog, liebte ihn nicht, man könnte vielleicht behaupten, haßte ihn. Warum? ist unbekannt. Regenten lieben ihre Thronfolger selten herzlich, weil sie in denselben meistens nur ungeduldig hoffende Erben und Zerstörer der bisherigen Schöpfungen und Ordnungen erblicken.

Der alte Herzog war ein gestrenger, eigenwilliger, Pracht und Ordnung liebender Herr. In seinem Hause, wie im ganzen Staate, ging alles nach hergebrachter Uebung, pünktlich, wie ein Uhrwerk. Niemand durfte sich untersteh'n, mehr zu leisten, als vorgeschrieben war, niemand weniger. Der Herzog selbst sah alle Begehren durch, wollte in alles Einsicht haben, mengte sich in alle Kleinigkeiten, und verlor darüber die Uebersicht des Ganzen, wie immer der Fall ist. Noth und Verdruß und Elend und Druck war

daher in allen Winkeln des Landes, trotz dem, daß alle Unterbehörden monatlich Tabellen über Tabellen schrieben, aus welchen die Oberbehörden wieder Tabellen zogen, von denen regelmäßig dem durchlauchten Regenten wieder eine General-Tabelle vorgelegt ward. Er meinte, wenn er seine Tabelle übersah, den augenblicklichen Zustand seines gesammten Herzogthums zu übersehn. Der gute Mann! er sah nur Namen, Zahlen und unterthänigste Anmerkungen. — Er bildete sich etwas darauf ein, seine ganze Staatsverwaltung in eine Maschine verwandelt zu haben. Er pries gern selbst den höchst einfachen Mechanismus derselben, und hörte dann nebenbei nicht ungern, wenn man ihm zu verstehn gab: aber es gehöre auch eine ungewöhnliche Geistesgröße dazu, wie die seinige, solche Maschine zu handhaben. Nur spürte er nicht, daß seine mechanisirte Staatseinrichtung eben darum die herz- und geistloseste aller Einrichtungen ward; daß sein Volk im uralten Stande der Niedrigkeit blieb, während die Benachbarten kräftig vorschritten in Bildung, Gesittung, Wohlstand und Nationalkraft; daß es mit seiner Akademie der Wissenschaften so wenig, als mit den Fabriken seines Landes vorwärts wollte.

„Woran liegt denn das? ich lasse mir's doch Geld genug kosten?“ fragte einst der alte Herzog in öffentlicher Versammlung seine Hofleute. Von Mund zu Mund lief die Wiederholung der Frage, aber keiner unterwand sich die landesväterliche Anfrage alleruntertänigst zu beantworten.

Da trat der Freiherr von Leinau hervor, ein junger vielseitig gebildeter Mann, der erst vor wenigen Tagen zum Geheimenrathssekretär ernannt worden war. Der gute Baron bildete sich vermuthlich ein, hier sei der beßte Anlaß, sowohl seine Dankbarkeit gegen den Herzog, als den Beweis seiner Ehrfurcht auszudrücken, und sagte:

„Ew. Durchlaucht, nur mehr Luft, mehr Freiheit von oben, und mehr lebendige That, statt der papiernen Tabellen von unten. Auch Armeen sind Maschinen; aber die trefflichste auf dem Exerzierplatz muß auf dem Schlachtfelde scheitern, wenn sie einer Armee begegnet, in welcher irgend ein großer Gedanke das Gemüth jedes Einzelnen begeistert.“

Da schüttelte ein in Ruhe gesetzter Feldmarschall sein greises Haupt, beugte es tief gegen den Herzog, und sprach: „Der Staat, wie das

Heer, beide können, sollen, müssen nichts als willenlose, todte Maschinen sein. Jenen belebt der Geist des Regenten, dieses der Gedanke des Feldherrn. So indem jener seine millionen Hülfsmittel auf ein einziges Ziel hin lenkt, wird er allmächtig; so wird der Feldherr unbezwingbar, wenn seinen Absichten hunderttausend Arme zu Gebote stehn. Er ist allein Seele, das Heer seiner Seele Körper."

Der Baron von Leinau erwiederte schüchtern: „Eben darin scheint mir ein großer Fehler zu liegen, welcher der Staaten und der Armeen Unglück werden muß, daß man Menschen für gedankenlose Gliederpuppen hält, und weniger ihren Geist und ihr Herz, welches doch Hauptsachen sein sollten, als ihre Arme und Beine in Anspruch nimmt. Ein Heer, von einer großen Idee beseelt, wird, wär es auch geschlagen und zerstückelt, wie die lernäische Schlange in allen einzelnen Stücken leben, und neue Köpfe, statt der abgeschlagnen, bekommen, und furchtbar bleiben; eine todte Heermaschine wird im Gegentheil" — —

„Schweig Er still, Naseweis!" donnerte der alte Herzog: „und hofmeistere Er keinen Feld-

marschall, Er, der kaum noch eine gute Feder schneiden kann!“

Der Baron von Leinau ward vor Scham feuerroth — bald von Zorn, als der Herzog ihm mit der Hand gegen die Thür zu winkte. Er verneigte sich mit funkelnden Augen, und ging.

Der Herzog warf ihm einen Blick der Verachtung und des Unwillens nach. — Der ganze Hof bemerkte diesen Blick, und jeder ahmte ihm unwillkührlich nach. Der Feldmarschall sprach nun zuerst von der Frechheit gewisser junger Leute, die sich selbst noch nicht regieren können, und den Weisesten und Geliebtesten aller lebenden Regenten (er blickte ehrfurchtsvoll auf den Herzog) bessern Rath ertheilen wollen. Dann sprach der Kanzler, welcher ohnehin gern einen seiner Neffen an Leinau's Platz gesehen hätte, und erwähnte beiläufig dieses Neffen, indem er sagte: nicht alle junge Leute wären so unbescheiden altklug. Dann sprach der Hofmarschall, der eine etwas häßliche Tochter hatte, gegen die der Baron Leinau sehr gleichgültig gewesen. Und so sprach jeder.

Folgenden Tages empfing der nasenweise Herr Baron die allergnädigste Weisung, er möge noch

einige Jahre auf Reisen gehen, und Federn schneiden lernen, dann sich wieder zu einer Sekretariatsstelle melden.

---

### Reisen und Bekanntschaften.

Herr von Leinau schlug sich zornig und züchtigend vor den Kopf, denn er fühlte, er habe unrecht gehabt; nicht in der Sache selbst, sondern in der Form. Man hat niemals das Recht unklug zu sein. „Alter Narr, wirst du denn in deinem Leben nicht witzig? willst du dir immer selbst mit deiner geschwätzigen Gutmüthigkeit im Wege stehn?“ — So rief er beim Einpacken und Thränen traten ihm in die Augen. Wir müssen übrigens doch bei dieser Gelegenheit anmerken, daß der vermeinte alte Narr erst vier und zwanzig Jahr zählte; es gibt freilich auch ältere Thoren, aber das entschuldigt die jüngern nicht.

Er ging also auf Reisen, um Federn schneiden zu lernen, oder dergleichen. Er hatte keine Eltern mehr, aber Vermögen genug, darum war er Freiherr im vollen Sinne des Wortes.

So kam er nach der Schweiz; die Berge interessirten ihn zwar, noch mehr die Verfassungen.

Er kam nach Paris, — das Land hatte damals noch keinen Napoleon — man künstelte an den Finanzen; Wollust, Armuth und Noth links und rechts. Er kam nach London. Da gefiel ihm der freie Geist des Volks und der Einrichtungen; er blieb hier geraume Zeit.

Eines Tages, wie er durch die Straßen ging, hörte er seitwärts, im Gewölbe eines Bücherhändlers, lebhaften Wortwechsel. Er wandte kaum das Gesicht dahin, als er einen deutschen Landsmann erkannte, mit dem er zuweilen in öffentlichen Häusern zusammengetroffen war. Dieser hatte mit dem Buchhändler Zwist, und von Leinau hatte immer an dem Deutschen, so oft er ihm begegnet war, einiges Wohlgefallen gehabt. Er hieß Graf von Streitenberg, ein junger, sehr gebildeter Mann, bescheiden, gutmüthig von den edelsten Grundsätzen.

Der Graf, als er den Baron erblickte, winkte ihm; dieser trat gern hinzu.

„Ich bin in verdrießlicher Verlegenheit, sagte der Graf auf deutsch, indem er auf den Kaufmann zeigte: „Dem Manne da hab' ich eine prächtige Sammlung von Landkarten, Kupferstichen, Handzeichnungen und seltnen Büchern

abgekauft — ich kann wohl sagen um ein Spottgeld. Das geschah vor zwei Monaten. Der Vertrag ward schriftlich gemacht, denn ich wartete auf Wechsel, und die Wechsel sollten mir schon vor vierzehn Tagen eingegangen sein. Denken Sie sich nun den verdammten Streich. Mein Vater schreibt mir heut, ich solle auf der Stelle nach Deutschland zurückreisen, in Amsterdam eine Anweisung von ungefähr hundert Louisd'or finden, um die Reise bis nach Hause damit zu bestreiten, und nach London sende er mir keinen Kreuzer. Nun bin ich dem Manne hier dreihundert Louisd'ors schuldig; den Kauf will er nicht zurückgehen lassen. Er droht mit den Gesetzen. Ich habe kaum zwanzig Louisd'ors Baarschaft, um mit meinem Bedienten die Reise nach Amsterdam machen zu können. — Wissen Sie mir Hülfe?" —

Der Baron besann sich einen Augenblick.

Der Graf sagte: „Sind Sie bei Kasse, so kaufen Sie die Sammlung für mich — denn ungern verlier' ich sie. Sobald ich zurück bin, schick' ich Ihnen das Geld dafür in Wechseln.

Der Baron nickte mit dem Kopf nachdenkend. Wo sind Sie eigentlich zu Hause, Herr Graf?"

Der Graf antwortete etwas verlegen, und nannte die Residenz, aus welcher der Baron verwiesen war, um Federn schneiden zu lernen.

Der Baron sah ihm scharf ins Auge, schüttelte den Kopf, und sagte: Zwar, seit ich von Universitäten gekommen bin, lebt' ich da nur ein halbes Jahr, aber die Stadt ist so groß nicht. Ich habe dort nie von einer gräflichen Familie Streitenberg gehört."

Der vorgebliche Graf ward blutroth. — „Aber wollen Sie mir auf mein Ehrenwort glauben, daß ich Ihnen die dreihundert Louisd'ors gleich nach meiner Rückkunft zurückzahle, wohin Sie wollen?" fragte der Graf mit ungewisser Stimme.

„Warum das nicht?" erwiederte der Baron: „Ich strecke Ihnen das Geld vor — ich bin eben über so viel Herr — doch unter einer einzigen Bedingung."

„Unter jeder!" rief der Graf: „ich will es Ihnen schriftlich geben. Sie haben recht, etwas mißtrauisch zu sein, da ich" — —

„Nicht im geringsten, Herr Graf. Gerade Ihr offnes Gesicht gibt mir das vollste Vertrauen. Wahrhaftig, ich mögte wissen, ob solch ein Ge-

sicht mich täuschen könnte. Lassen wir's darauf ankommen. Also die Bedingung = = = "

„Nein, lieber Baron. Sie denken zu edelmüthig. Sie haben Ursach argwöhnisch zu sein, da Sie von mir schon eine Unwahrheit hörten. Aber ich will Ihnen beweisen, daß ich aus der Residenz bin; nur darin haben Sie recht, es gibt dort keinen Graf Streitenberg. Ich will Ihnen aber sagen, wer ich eigentlich bin = = = "

„Nichts, nichts, Herr Graf!" fiel ihm der Baron ins Wort: „ohne Umstände, wollen Sie die Bedingung eingehn, unter welcher ich Ihnen das Geld leihe?"

„Jede, Herr Baron: Hier meine Hand darauf."

„Gut: so verlange ich, daß Sie das Geld dem Verwalter meiner Güter zurückzahlen, wenn Sie bei Ihren Eltern angekommen sind. Ich werde Ihnen seine Adresse geben; zweitens aber, daß Sie mir weder heut noch morgen, noch jemals sagen, und auch meinem Verwalter nicht schreiben, weder wie Sie heißen, noch wo Sie eigentlich wohnen. — Sie haben mir Ihr Ehrenwort und Ihre Hand gegeben." Bei diesen Worten zog der Baron seine Brieftasche, gab dem Grafen eine Banknote und sagte: „Die Note ist

zwar etwas mehr werth, als Sie gebrauchen, aber das schadet weder Ihnen noch mir.“

Der Graf gerührt, fiel dem Baron um den Hals, drückte ihn heftig an sich, wandte sich dann plötzlich, noch mit nassen Augen, zum Buchhändler und zahlte. Während der Buchhändler Geld wechselte, sagte der Graf zum Baron, indem er ihm herzlich die Hand drückte: „Wir müssen uns, eh ich England verlasse, beide näher kennen lernen. Kommen Sie jetzt mit mir in mein Hotel. Speisen wir mit einander. Ein Glas Champagner schmelzt vielleicht Ihre Härte, und Sie erlauben mir, daß ich Ihnen sage, wem Sie eigentlich aus einer verzweifelten Lage geholfen haben. Wollen Sie?“

„Warum nicht. Aber sind Sie zu Fuß, Herr Graf?“

„Ja.“

„Ich ebenfalls; aber bin müde. Erlauben Sie, ich rufe eine Lehnkutsche vor's Haus.“

Der Baron von Leinau ging fort, und — kam nicht wieder. Der Graf wartete zwei Stunden vergebens. Er ließ die Kisten mit den erkauften Sammlungen aus dem Gewölbe schaffen, zu sich ins Hotel. Folgenden Morgens kam ein

Briefchen vom Baron, worin sich dieser entschuldigte, ihn nicht vom Buchhändler abgeholt zu haben; er habe es in der Zerstreuung vergessen, da er eben mit seiner Abreise nach Rußland beschäftigt gewesen. Er schrieb ihm die Adresse seines Verwalters, und ein kurzes Lebewohl, indem er noch den gleichen Morgen London verlasse.

Der Graf war zwar etwas empfindlich, daß ihm der Baron auch jede Gelegenheit versagte, seine dankbaren Empfindungen äussern, oder nähere Bekanntschaft machen zu können — „aber", rief er freudig: „Baron Leinau, Freundschaft ist gemacht! Du bist ein hochherziger Mensch, ein ächter Deutscher! Solcher schönen Züge des Gemüths ist der Britte nicht allein fähig. Und der Britte hat am Ende doch nur Stolz, aber der Deutsche hat Adel. Das ist der Nationalunterschied. Daher mag der Engländer gern alle andre Völker neben dem seinigen verachten, und der Deutsche mag das Verdienstvolle in jedem Volke ohne Neid ehren."

Der Graf legte Leinau's Brief zu seinen Kostbarkeiten, „denn der Mann ist mein Freund!" rief er immer. Dann ging er fort, und forschte so lange, bis er Leinau's Wohnung glücklich

auskundschaftet hatte; denn er hoffte doch noch, ihn zu finden. Allein er irrte sich, und ging vergebens.

---

## Abermals ein Fürstenblick.

Leinau war am gleichen Tage, da er dem Grafen geschrieben, von London abgereiset und nach Kopenhagen gesegelt, von da über Stockholm nach Petersburg gegangen. In Petersburg hatte er das Glück, am Hofe Empfehlung zu finden. Katharina die Große, der er vorgestellt ward, behandelte ihn mit Auszeichnung, Leinau selbst begriff nicht, wie er zu der Ehre kam? „Lieber Himmel," sagte sein Freund lachend, der ihn vorgestellt hatte: „die Kaiserin ist eine Frau und Sie sind ein bildschöner Jüngling. Sie wünschen in russische Kriegsdienste zu treten. Zweifeln Sie gar nicht, Ihr Wunsch ist erfüllt. Auch bei den vortrefflichsten Fürsten spielt das Menschliche immer die Hauptrolle, ohne daß sie es wissen oder glauben. Es ist schon mancher verdienstreiche Offizier abgewiesen worden. Dem jungen, hübschen Baron Leinau hilft die Natur."

„Sie glauben also, die Kaiserin werde mir eine Kompagnie geben lassen?“

„Gewiß, lieber Baron, und ich wette, Sie erhalten mehr, als Sie wollten. Ich sah den Blick, welchen die Kaiserin, da sie schon von Ihnen gegangen war, auf Sie senkte, als sie noch einmal nach Ihnen zurück sah. Der Graf Rasumovsky sah diesen Blick, die Fürstin Daschkow auch, endlich sogar auch Potemkin. Nun sprach alles mit Entzücken von Ihnen. Potemkin erwies mir die Ehre, sich bei mir nach Ihnen näher zu erkundigen. Er sagte manches zu Ihrem Lobe. Ich weiß ferner, die Kaiserin nannte dem Fürsten Potemkin Ihren Namen. Sein Sie unbekümmert, Ihr Glück ist gemacht.“

Wirklich ward der Baron nach einigen Tagen zum Fürsten Potemkin gerufen. Dieser überraschte ihn sehr schmeichelhaft mit dem Brevet eines Obristlieutenants bei einem der neu errichteten Kavallerieregimenter. Der junge Obristlieutenant, in neuer Uniform, hatte nachher noch die allerhöchste Gnade erhalten, seiner erhabnen Gönnerin dankbar die Hand küssen zu dürfen. Darauf schickte ihn Potemkin mit größter Eil zum Regiment. Er folgte mit diesem den Fahnen

Romanzow's und Repnins in die Moldau und gegen Oczakow; er war beim Sturm auf diese Vestung zugegen, wo die Grausamkeit der Russen sein Herz empörte, und zwar in solchem Grade, daß er im Begriffe war, seine Entlassung zu fordern. Allein daraus ward nichts. Denn die Kaiserin belohnte ihn wegen der bei Oczakow bewiesenen Tapferkeit mit Obristenrang. „Wahrhaftig," so schrieb der neue Obrist an seinen Freund in Petersburg: „meine Beförderung muß wohl noch eine Nachfrucht jenes ersten sonnevollen Fürstenblicks sein, denn ich habe bei Oczakow wenig Tapferkeit beweisen können. Ich stand mit einem Regiment als müssiger Zuschauer vor der Vestung, mit dem bloßen Auftrag, im Fall die Stürmenden weichen, sie wieder gegen die Mauern anzutreiben. Ich preise den Himmel, daß dies nicht nöthig ward."

Der Obrist Leinau erhielt ein Regiment bei der russischen Armee in Finnland gegen die Schweden. Hier schlug er sich beinahe ein Jahr lang herum, dann kam der Friede im Lager bei Werelä zu Stande.

Während dieser Zeit hatte der Baron, welcher Gelegenheit genug gehabt, Erfahrungen jeder

Art zu machen, auch zuweilen an den sogenannten Grafen von Streitenberg gedacht, dem er in London geholfen. Denn dem Herrn Grafen war es nie eingefallen, von der Adresse des Verwalters Gebrauch zu machen. Daß der Brief in die Hände des Grafen gekommen, davon hatte er Gewißheit; denn der Ueberbringer machte damals von der treuen Ueberantwortung noch genaue Meldung. Eigentlich schmerzten den Baron die drei bis vierhundert Louisd'ors nicht, die er verloren, als vielmehr, daß es Menschen geben könnte, deren Gesicht so fürchterlich schön log; daß es Menschen geben könnte, die ehr- und gefühllos genug wären, daß selbst das rührendste Vertrauen auf ihre Ehre, auf ihr Rechtsgefühl keine Tugend, keine Ehre, kein Rechtsgefühl zu erregen im Stande sei.

Inzwischen konnt' er im Herzen doch niemals dem Grafen übel wollen. Er konnte ihn sogar nicht einmal vergessen. Der Mensch hatte für ihn etwas wunderbar Anziehendes gehabt. Und so oft er an ihn dachte, so oft machte er seine Vertheidigung. Zuletzt ward die Vertheidigung sogar zur Lobrede. Der Graf konnte ja verarmt, verunglückt oder gar gestorben sein. — Ohnehin fühlte

sich der Obrist reich genug. Gern hätt' er noch einmal so viel Geld dahingeopfert, hätt' er nur des Grafen Schicksal erfahren können. Er würde freudig sein Loos mit ihm getheilt haben.

Schon, als er Obrist geworden, machte er den Plan, da sich ein Kaufmann zu seinen Gütern in der Heimath fand, diese loszuschlagen, das russische Reich zu seinem Vaterlande zu machen, und sich darin anzukaufen. Denn in sein erstes deutsches Vaterland zurückzugehen, hatte er keine große Neigung. „Wer weiß, wenn du dahin zurück kämst, ob dich dein gnädigster Landesvater nicht noch einmal auf Reisen zu schicken geruhte, um Federn schneiden zu lernen.“ So dachte er, und gab dem Verwalter Vollmacht, das väterliche Gut zu verkaufen. Dieser that es, und verkaufte alles bis auf einen Meyerhof, auf welchem der alte treue Verwalter selbst wohnte. So lange dieser lebte, wollte ihn der Baron nicht davon verdrängen.

Durch Zufall machte der Obrist die Bekanntschaft eines polnischen Starosten. Dieser, in Geldnoth, bot ihm sehr beträchtliche und einträgliche Besitzungen in Polen um einen so billigen Preis, daß er, nachdem er die Besitzungen zu be-

sichtigen, Urlaub erhalten, und sich von ihrem hohen Werth überzeugt hatte, ohne anders den Handel einging. Er glaubte seine Sache sehr gut gemacht zu haben, und nun einer der reichsten Edelleute zu sein. Jedermann wünschte ihm Glück. Er beschloß auf seinem polnischen Tusculanum einer ächtphilosophischen Ruhe zu genießen; nahm seine Entlassung aus russischen Diensten; kaufte Ackergeräthe, physikalische Instrumente, Bibliotheken zusammen; sammelte sich eine Kolonie deutscher Handwerker, Künstler und Arbeiter; begab sich auf sein polnisches Schloß, und dachte, indem er die Verschönerungen seines Sitzes anfing, auch zuweilen an eine Braut, die er sich endlich suchen müsse. Denn das dreissigste Jahr war nahe vor der Thür.

Bisher hatte ihn das Glück begünstigt. Plötzlich stürmten nun auch die bösen Tage daher. Polen gerieth damals wegen seiner Reichstage und Konstitutionen in gewaltige Gährungen. Der Baron wollte sich zwar in die ihm fremden Händel nicht mischen, doch wenn er von seinen Nachbarn, den Starosten und Woiwoden befragt ward, dachte er ehrlich genug, ihnen den Rath zu geben: Begnügt euch mit dem Schlechtesten,

wenn es nur vaterländisch ist, aber hütet euch vor dem Einflusse auswärtiger Mächte. Ihr seid verloren, wenn ihr um der Parthei-Ehre willen euch im Innern entzweit und schwächt, und euch nun durch Preussen oder Rußland aufrecht halten wollt."

Von der Zeit an galt der Baron, ohne es zu wissen, für einen Anhänger Kosciusko's und Feind der russischen Parthei. Er mengte sich freilich in nichts; gleichviel, man zählte ihn mit. Sein Name kam, wie mancher andere, auf Proskriptionslisten, die nach Petersburg gingen. Das brachte ihm dort wenig Ehre. Die Russen rückten mit überlegner Macht in Polen ein, siegten in der Ukraine und bei Dubienka. Die polnische Armee streifte durch die Güter des Obristen. Er selbst ward gezwungen, mitzuziehn. Die Russen kamen, verheerten Leinau's Besitzungen; sogar das Schloß ging in Flammen auf. Suworow und Igelström, nach der Niedermetzlung der Einwohner von Praga, waren die Leute nicht, die Lust hatten, einem russischen Obrist, der es mit den Insurgenten gehalten, sein Eigenthum zu schirmen. Er [illegible] kam um alles, und mußte froh sein, wie mancher [illegible] andre geborne edle Pole, sein

Leben durch Flucht nach Deutschland retten zu können.

Der gute Baron war froh, als er Dresden erreicht hatte, und sich erinnerte, daß er noch einen kleinen Meyerhof besäße, wo er bei seinem alten, treuen Verwalter wohnen könnte. Der Verlust seiner Reichthümer kränkte ihn nicht; denn er war von jeher gewohnt, die wenigsten Bedürfnisse zu haben. Er meinte, er sei noch reich genug.

---

## Die Tischgenossin.

Der alte Verwalter weinte aufrichtige Freudenthränen, als er seinen Herrn ganz unverhofft wieder erblickte. Schon von Dresden aus hatte ihm dieser seine Ankunft gemeldet, doch mit dem Befehl, keinem seine Rückkehr zu verrathen, indem er Gründe habe, so lang als möglich unbekannt, und von dem Heer der Neugierde ungefragt und ungeplagt zu bleiben. Zum Theil war es Stolz oder Schaam, was ihn zu diesem Wunsch brachte. Denn ob er gleich das Urtheil der grossen Menge überhaupt verachtete, scheute er es doch gern, in so fern es ihn berührte; nicht, weil

es ihn betrübte oder freute, sondern weil er wußte, „die Welt", die sogenannte, werde an diesem Leitseil geführt, dem einen zum Verderben, dem andern zum Heil.

Doch hätte sich der Herr Obrist nicht allzusehr ängstigen sollen. Denn es hätten in der That wunderliche Zufälle zusammentreffen müssen, um seine Anwesenheit im Vaterlande zu verrathen, wenn er selber keine Lust hatte, Lärmen zu schlagen. — Der Meyerhof lag an den äussersten südlichen Enden des Herzogthums, einsam, von der Landstraße abgelegen, noch weiter von der Residenz. Kein Reisender streifte da vorbei, kaum ein Handwerksbursch oder Deklamator, wie man dort zu Lande die Bettler oft zu nennen pflegte.

Anfangs gefiel sich der Baron in seiner stillen Zurückgezogenheit sehr wohl; nach und nach aber ward ihm doch das Schneckenleben langweilig. Er ließ sich aus dem nächsten Städtchen Lesereien bringen; damit ging es wieder eine Weile, aber am Ende kam er sich wie ein Gefangener oder Verbannter vor, und das war ihm die widerlichste aller Empfindungen. Von seinen alten Jugendfreunden waren keine in der Nähe, im Grunde hatte er, ausgenommen einen Pfarrer,

der am andern Ende des Herzogthums in einem Dorfe wohnte, keinen, nach welchem er sich besonders sehnte. Dieser Pfarrer war ehmals sein Hofmeister und Lehrer gewesen. Er beschloß, ihn aufzusuchen. Er füllte die Jagdtasche mit den nöthigsten Bedürfnissen, und an einem schönen Herbsttage, im schlichten Jägerrock, die Flinte über die Schulter gehängt, wanderte er aus.

Er hatte bis zum Pfarrer Mauritius zwei Tagreisen. Sein erstes Nachtlager nahm er im Wirthshause eines unbedeutenden Städtchens, wo ihm inzwischen ein sehr bedeutendes Abentheuer begegnete. Auf sein Begehren, etwas zu Nacht zu speisen, denn dem Mittagsessen war er mit weiser Sparsamkeit vorbeigegangen, sagte ihm die Wirthin, er könne in Gesellschaft eines jungen Fräuleins speisen, welches vor einer Stunde mit seinem Herrn Vater und einem Kammermädchen angekommen sei. Ohne Zweifel wäre diese Herrschaft aus der Residenz. Der gnädige Herr habe sich, weil er vom Kopfweh befallen worden, gleich nach seiner Ankunft zu Bette gelegt, und nur mit einer Tasse Thee vorlieb genommen.

Den Baron von Leinau interessirten diese Merkwürdigkeiten wenig; doch bekamen sie plötzlich

höhern Werth, als die Tafel gedeckt war, und beim hellen Kerzenschimmer die schöne Tischgenossin hereintrat. Schön war sie, das ließ sich nicht leugnen; wenigstens konnte es der Baron nicht leugnen, dem zu Muthe ward, als säh er eine Fee oder eine ätherische Botin des Himmelreichs. So viel Anmuth und Liebesreiz in allen Gliedern und Geberden, und eine so stolze Majestät der Unschuld hatte er noch nicht beisammen gefunden, so weit er gekommen war.

Seinem ehrfurchtsvollen Gruße ward mit stummer Verbeugung und zartem Erröthen geantwortet. Der Baron machte sich ein freudiges Geschäft, die holde Tischgenossin mit dem Besten zu bedienen. Das gab ihm Gelegenheit und Muth erst zu einzelnen Silben, dann zu einzelnen verbindlichen Worten, dann zu Fragen, dann zu Versicherungen und endlich war das Gespräch unter beiden eingeleitet, wie es unter Leuten von gutem Gewissen sein darf, doch sahen sie sich zuweilen einander sonderbar an, als hätten sie eigentlich kein gutes Gewissen.

Das speisende Paar war den Wirthsleuten ohne Zweifel eine Erscheinung ausserordentlicher Art, denn Wirth und Wirthin, Knechte, Mägde,

selbst einige Bürger des Städtchens, standen stillschweigend im dunkeln Hintergrunde der Stube, und gafften die Gäste an. „Es sind Brautleute!“ flüsterten die einen. „Es sind Bruder und Schwester.“ die andern. Im Städtchen hatten die Weiber noch keinen schönern Mann gesehen, als den Baron, und die Männer noch kein schöneres Frauenbild, als das Fräulein. Es war der Mühe werth, solch ein Paar zu sehen, zumal unentgeldlich.

Das Fräulein sprach von der Residenz. Der Baron ward nicht müde zu fragen. Es war ihm weniger um die Residenz zu thun, als um die Antworten voll reinen Urtheils, zarten Sinnes. Er hätte wohl die ganze Nacht durchfragen mögen, wenn sich das Fräulein nicht zuletzt beurlaubt und entfernt hätte, um noch einmal den kopfwehkranken Vater zu sehen.

Der Baron trommelte sinnig mit der Gabel auf dem Teller, und hätte die ganze Nacht trommeln können, wenn nicht endlich der Wirth gefragt hätte, ob ihm gefällig sei, sein Bett zu sehen. Er ging. Wie er am Sitze des Fräuleins vorbei streifte, sah er ihren Handschuh am Boden liegen. Hastig nahm er das Kleinod zu sich; da-

mit ließ sich beim Morgengruß wieder ein verbindliches Gespräch anknüpfen.

Er hatte nicht berechnet, daß er von der Tagreise müder, als gewöhnlich sein würde, sonst hätt' er sich beim Erwachen nicht gewundert, daß die Sonne schon mit vollen Strahlen auf seinen Fenstern lag. Er sprang auf. Die Tischgenossin, der Handschuh, der Morgengruß waren seine ersten Gedanken. Er war voll Wonne, als stünd ihm ein unendliches Glück bevor. Die Kleidung ward diesmal mit höchster Sorgfalt angelegt, jedes Stäubchen vom Jagdkleide mit der in Gewohnheit verwandelten Ordnungssucht und Säuberlichkeit eines Kriegers weggewischt, der die Pflichten des Garnisondienstes kennt. Zuweilen entschlüpfte bei dieser Arbeit wohl der tiefsten Tiefe seiner Brust ein Seufzer, wenn er an den Handschuh, an seine Uniform, an die polnischen Besitzungen, an sein jetziges philosophisches Loos dachte.

Indem — noch waren die Stiefel anzuziehn — hörte er sehr vernehmlich die Himmelsstimme der Tischgenossin, und zwar von der Straße herauf. Einen Reisewagen hatte er schon längst vorfahren und packen hören. Was mußte er sich da nicht

in Gedanken zusammenstellen! — Er riß das Fenster auf. O weh! er sah die jugendliche Hebe, die lilienschlanke Grazie, und zwar in dem entscheidendeu Augenblicke, als sie den kleinen niedlichen Fuß auf den Wagentritt setzte um einzusteigen, während der dicke Wirth, die höfliche Baumwollenmütze nnterm Arm, der Züchtigen nachhalf. — Und indem sie einstieg, sah sie, noch vor ihrem Verschwinden, an's Haus herauf zum aufgerissenen Fenster, zum halbohnmächtigen Obrist; ihre seelenvollen Augen schienen ihm mit bescheidnem Tone einen Morgengruß zu wünschen — dann verschwand sie. Der Wirth schlug die Wagenhalbthür zu; es klang dem armen Baron so dumpf herauf, als schaufelte man die ersten Grabschollen auf den versenkten Sarg seiner Freuden. — Der Wagen rollte davon, zum Thor hinaus.

Als nun nichts mehr zu sehen und zu hören war, zog der Obrist die glänzenden Stiefel an, und — man muß immer auch den Geist bei solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen wissen — fluchte alle russische Flüche, die er jemals in Moldau, Wallachei und Finnland gehört hatte. Warum er fluchte, wußte er in der That selbst nicht, aber

es that seinem Herzen so wohl, als es irgend einem Heiligen wohl thut, wenn er segnet. Die Jagdtasche stieß er mit dem Fuße weg, daß sie im halben Bogen, wie eine Bombe, gegen die Thür flog, aber in der unglücklichsten Sekunde von der Welt, nämlich als der dicke Wirth ehrbarlich und harmlos mit dem Kaffee herein trat und seinen schönsten guten Morgen offeriren wollte. — Die Jagdtasche fiel dem entsetzten Wirth erst auf den Kopf, dann aufs Tassenbrett zwischen Kaffee- und Milchgeschirr, daß alles zu Boden strömte. Der Wirth hätte dem zerschlagnen Frühstück bald nachsinken mögen, denn der siedendheiße, braune Levantetrank war ihm über das ganze Gesicht gesprützt.

„Bäh!“ schrie der Wirth schmerzlich.

„Bäh!“ schrie ihm der Obrist nach: „Ungeschickter! fahr Er zum Teufel; wer heißt Ihn, meine Jagdtasche salben?“

Der dicke Mann, der in der Bestürzung gar nicht zweifelte, eine arge Unvorsichtigkeit begangen zu haben, hob die Scherben auf, bat um Verzeihung und zog ab. — Dieser Zufall ward für den Obrist die wohlthätigste Zerstreuung. Sein Zorn war verflogen. Sein Fluchen ging

zu Lachen über. Er packte die Jagdtasche; — als er aber den Handschuh nahm, da zuckte er die Achseln und seufzte. Doch das Gut, welches er von der schönen Tischgenossin nun geerbt, wollt' er — wenigstens zum Andenken des Abentheuers — behalten.

Er nahm sein Frühstück in der Wirthsstube. Er hoffte da Namen und Aufenthalt der abgereiseten Fremden zu erfahren. Allein er fragte vergebens, weil keine Seele die Fremden um ihren Namen befragt hatte. Mißmuthig zahlte er seine Schuld, wozu er auch Scherben und Entsetzen des guten Wirths rechnete, und zog von dannen ins Gebirge.

---

### Ein Jagdstück.

Je tiefer er ins Gebirge kam, je mehr heiterte sich sein Gemüth auf. Er dachte nur an seinen alten Lehrer, den Pfarrer Mauritius; zuweilen wohl auch noch an die liebenswürdige Tischgenossin. Er nahm sogar ihren Handschuh einmal aus der Tasche, und betrachtete ihn recht aufmerksam. Aus dem Handschuh studirte er die Form des schönen Arms und der Hand und der Finger; zum

Arm dachte er sich dann die Achsel, zur Achsel den schlanken Wuchs, und den Liebesreiz aller Glieder und die stolze Majestät der Unschuld.

Er hatte in dem Augenblicke wirklich nichts bessers zu thun, als diese Betrachtungen anzustellen; denn sein Weg bot keine Mannigfaltigkeit der Gegend dar. Es war auf einer Straße durch Waldung; links und rechts Holz und Berg. Indem fiel nah vor ihm ein Schuß; die Kugel pfiff neben ihm weg. Der Obrist stand still. „Was gibt's?" rief er. Ein Fuchs sprang aus dem Dickigt über die Straße; bald darauf trat ein Jäger aus dem Gebüsche und stieß ins Hüfthorn.

„Fehlgeschossen, Weidmann!" rief der Obrist: „Bald hätt' es mich getroffen, statt des Fuchses.

Der Weidmann wandte sich gegen den Obrist. — „Wie?" — rief der Weidmann: „ist's denn möglich?" Er trat langsam näher, zog den Hut, und fragte mit vielem Anstande: „Ich irre doch wohl nicht? Sie sind der Baron von Leinau?"

„Und Sie — wohl ich erinnere mich Ihre[illegible]. Wir haben uns irgendwo gesehen. Richtig! in London. Sie sind der Graf Streitenberg!" sagte der Obrist.

„Braver Mann!“ rief der Graf, und umhalsete und küßte den Baron mit großer Innigkeit.

„Jetzt gab's Frage um Frage und Freude über Freude. „Kommen Sie mit mir!“ sagte der Graf: „nicht weit von hier steht ein weidmännisches Frühstück; kalter Braten, ein Glas Wein. Wir wollen theilen.“

Sie gingen. Das Frühstück fand sich unter einer alten Eiche, von einem Jäger bewacht. Der Graf gebot dem Jäger, mit den Hunden heimzugehen und das Mittagsessen auf die rechte Stunde zu bestellen, denn die Jagd sei zu Ende und der Fremde werde Gast sein.“

Als der Jäger fort war, fiel der Graf dem Baron abermals um den Hals. „Baron,“ rief er, „ich kann Ihnen meine Freude nicht genug ausdrücken. Wenn Sie nur wüßten, wie tausend und tausendmal ich Sie zu mir gewünscht habe; wie lieb Sie mir geworden sind. Jetzt, wohin wollen Sie, was haben Sie zu thun? Können Sie ein paar Tage bei mir wohnen? wollen wir zusammen ziehen? sind Sie verheirathet? haben Sie Familie?“

Leinau, theils von des Grafen Innigkeit ergriffen, theils vom guten Weine lebhafter ge-

stimmt, gestand nun dem Grafen ebenfalls, daß er seiner unzählige Mal gedacht habe. Der Graf hörte dies mit tiefem Wohlgefallen. „Es ist eine wunderbare Sympathie zwischen uns. Ich liebte Sie, Baron, vom ersten Augenblicke unsrer Bekanntschaft in London. Und als Sie mir die Banknote damals gaben, und mich aus der allerärgsten Verlegenheit rissen, in die mich die Härte meines Oheims gestoßen hatte — wahrhaftig, Baron, es hat nie ein Mensch solchen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe keinen Freund — mit aller Sehnsucht nach einem theilnehmenden Herzen fand ich bis jetzt keines — ich bitte Sie, Baron, können Sie mein Freund werden?“ —

Der Obrist nahm beide Hände des Grafen, und zog ihn an sich und küßte ihn schweigend.

„Ach, Baron, ich bin unglücklich, sehr unglücklich,“ fuhr der Graf, mit einem schmerzlichen Blick auf Leinau, fort: „sehr unglücklich! es ist die Frage, ob Sie . . . “

„Ob was?“ rief Leinau mit schöner Heftigkeit, und der Gedanke an die unbezahlte Londoner Banknote flog ihm durch die Erinnerung: „Unglücklich? gut, ein Verdienst mehr für Sie. Unglücklich? Ich bin so unglücklich wie Sie. So

passen wir nur besser zusammen. Ich verlasse Sie nicht. Wir theilen mit einander Hab und Gut, wenn's sein muß. Nein, ich habe nicht vergebens tausendmal in meinem eignen Herzen geschworen, ein edles Antlitz, wie das Ihrige, könne nicht lügen. Graf, wir sind Freunde, auf ewig. Wir sind Brüder, für einander von Gott geschaffne Brüder. Dabei bleibts."

„Dabei bleibts, Baron!" sagte der Graf und umarmte ihn: „so hab ich endlich gefunden den Einzigen, den ich so lange ersehnte."

„Und Brüderschaft in aller Ordnung und Form gemacht!" schrie der Obrist, indem er beide Gläser mit der Neige der ausgeleerten Flasche füllte: „Ich gehöre dir für ewig — mein Blut dir!"

Der Graf von gleicher Schwärmerei ergriffen, rief: „Du bist mein Freund; bereu' es doch nie zu sein! Du bist mein Bruder, ich kann auch für dich sterben. Nun bin ich nicht mehr unglücklich."

Sie umarmten sich; dann standen sie rasch auf. „Ich will," sagte der Graf: „unter diese Eiche ein marmornes Denkmal setzen lassen. Wirst du mir jemals treulos: so fodr' ich dich zu dieser Eiche, zu diesem Denkmal."

„Wie denn?“ sagte der Baron: „ich denke du bist unglücklich, weil du vielleicht ohne Vermögen bist, und möchtest Marmorsäulen setzen?“

Der Graf lächelte und sagte: „Nein, lieber Baron, in Armuth besteht mein Unglück nicht. Ist's denn ein Unglück, kein Geld zu haben?“

„Du hast recht, Graf!“ versetzte Leinau: „es war ein Mißverständniß von mir. Ich hoffe, du und ich, auch als Bettler, würden darum nicht unglücklich sein.

So ging das Gespräch noch lange fort. Arm in Arm schlenderten sie durch den Wald, und als sie ins Freie traten, lag auf einem umbüschten Hügel, der aus der Mitte eines anmuthigen, mehrere Stunden langen und weiten Thals stieg, ein prächtiges Landhaus vor ihnen.

Der Obrist erzählte eben dem Grafen seine Schicksale und Reisen, Feldzüge und Abentheuer in Rußland und Polen, und wie er zuletzt alles verloren habe, und achtete kaum auf die Herrlichkeit der Gartenanlagen, durch welche sie gingen. Als aber die Gebüsche zuletzt ganz aus einander traten, und nun ein weitläuftiges, im edelsten Geschmack erbautes Schloß mit großen Vorhöfen, Springbrunnen und Bildsäulen vor ihnen sich

ausbreitete, stutzte der Baron endlich doch, schwieg, stand still, sah sich um und fragte: „Wem gehört dies Schloß hier?“

„Meinem Oheim!“ antwortete der Graf: „aber ich bewohn' es. Du siehst nun, an Raum fehlt es mir nicht, dich zu beherbergen.“

Der Baron ward ernsthaft, und immer ernsthafter, je näher sie dem Schlosse kamen, und er über dem Portal das herzogliche Landeswappen erkannte.

Indem traten zwei Kammerdiener aus dem Schlosse, die mit ehrerbietigem Schweigen dem Grafen die Jagdflinte abnahmen, so wie dem Baron.

„Können wir speisen?„ fragte der Graf.

„Wann Ihre Durchlaucht befehlen.“

Der Obrist Leinau traute seinen eignen Augen und Ohren nicht. Er sah bald den Grafen, bald das Schloß an. „Was schwatzt der Kerl da?“ sagte Leinau, und zeigte auf den fortgehenden Kammerdiener.

„Wie so?“ fragte der Graf.

„Ich hörte“ = = = stammelte der Baron: „es klang, wie“ = = =

„Darf ich dir sagen, jetzt endlich, wie ich

heiße, Lieber?“ unterbrach ihn der Graf: „in London wolltest du schlechterdings davon nichts wissen.“

„Gut – es wäre jetzt Zeit,“ erwiederte der Baron.

„Ich heiße Ludwig.“

„Ganz gut, aber weiter.“

„Nicht so, du zürnst nicht,“ sagte der Graf und drückte dem Baron freundlich die Hand: „Ich bin der Erbprinz.“

Der Obrist erschrack, und wollte mit der Hand nach dem Hut fahren.

„Wie? soll ich dich zur Eiche zurück führen, Leinau, wo du mir Bruderliebe schworst?“ sagte der Erbprinz.

„Unter uns fehlt die Grundlage der Freundschaft,“ entgegnete der Baron: „die Gleichheit.“

„Vor der Welt, lieber Leinau, fehlt sie,“ versetzte der Prinz: „aber unter uns nicht. Vor der Welt gib du mir die alltägliche Titulatur: unter uns bin ich dein Bruder; da heiß mich beim rechten Namen Ludwig.“

## Aufschlüsse.

Der Obrist vergaß in der Gesellschaft des Prinzen, den Pfarrer Mauritius zu besuchen, den er eigentlich doch nur aus langer Weile aufgesucht haben würde. Beide junge Männer hatten darin nicht unrecht, daß sie für einander geboren zu sein glaubten. Beide liebten, haßten, ehrten oder verachteten die gleichen Gegenstände, aber oft aus ganz entgegengesetzten Gründen. Der Prinz, ob er gleich nicht gemüthlicher war, als der Obrist, hatte doch mehr Neigung als dieser, alles mit Schwärmerei zu umfangen. Er war von reizbarerm Gefühl; der Obrist besonnerer, ruhiger oder wenigstens mehr Herr seiner Empfindungen. Einer milderte den andern, oder hob ihn wo er sank, oder läuterte dessen Sinn. Einer glaubte dem andern immer die meisten Verbindlichkeiten schuldig zu sein. — Von nun an wurden ihre Studien, ihre Vergnügungen die gleichen. Der Baron ließ sich gern gefallen, als Gesellschafter im Schlosse des Erbprinzen zu bleiben, und dieser lebte in so belehrendem, erheiterndem Umgange neu auf. Denn vom regierenden Herzog zurück gedrängt, beinah gehaßt, war sein Leben bisher dem eines

Gefangenen oder Verwiesenen ähnlich gewesen. Man liebte den Erbprinzen zwar allgemein im Lande um dieser unverschuldeten Härte willen desto inniger, aber keiner unterstand sich das öffentlich zu äussern. Man kannte den Herzog, und dieser war noch ein Mann in den besten Jahren, der Erbprinz folglich noch lange nicht, als die neuaufgehende Sonne zu verehren.

Der Obrist erhielt wenige Tage nach seinem Einzuge in Friedensheim, so hieß das Landschloß des Erbprinzen, einen überzeugenden Beweis von der Härte des regierenden Herzogs gegen seinen Neffen.

Der Prinz wollte nämlich seinem Freunde ein Geldgeschenk machen, da er wußte, wie der Obrist den größten Theil des Vermögens verloren und eher in dürftigen als glänzenden Umständen war. Er brachte ihm das Geschenk, wie er sagte, als Zins von jenem Kapital, das er einst vom Baron in London erhalten. „Und ob ich das Geld gleich deinem Verwalter baar, sobald ich ankam, zugeschickt habe,“ setzte er hinzu: „muß ich es dir doch gewiß lebenslänglich verzinsen. Denn ich war in der größten Verzweiflung. Der Herzog ließ mich ohne Hülfe, und doch hatt' ich seinen

strengen Befehl, weder Schulden zu machen noch mein Inkognito zu brechen. Dazu rief er mich plötzlich zurück — ich weiß nicht, welche Folgen daraus entstanden wären, hätt' ich seinen Befehl nur im kleinsten Punkte versäumt."

Jetzt ward über die vorgebliche Rückzahlung gesprochen. Der Prinz erstaunte, daß der Baron davon nichts wissen wollte. Er bewies seine Zahlung mit dem Empfangschein des Postamts. Nun ward ein Ritt zum Verwalter gemacht; der alte, ehrliche Mann betheuerte, nie diese Summe erhalten zu haben. Der Prinz ließ auf der Stelle Untersuchungen beim Postamt anstellen und den Empfangschein vorweisen. Da wies dieses einen herzoglichen Befehl vor, vermöge welches alle Briefe des Prinzen, im ersten Jahr nach dessen Rückkehr von Reisen, an die höchste Stelle eingeliefert werden mußten. — Nun war das Räthsel gelöset.

Aber eben die Mühe, welche man zu dieser Lösung angewandt hatte, brachte noch andre Wirkungen hervor. Der Herzog ward dadurch auf den Baron von Leinau aufmerksam, und daß er wieder im Lande sei. Vermuthlich hielt er ihn für einen Mißvergnügten, der sich eben deswegen

an den Erbprinzen gemacht habe. Es kam der gemessene Befehl, der Prinz solle den Baron aus seinen Umgebungen entfernen.

Hier blieb nichts übrig, als stummer Gehorsam, wenn man den Landesfürsten nicht noch zu heftigern Maasregeln reizen wollte. Der Obrist kehrte zu seinem kleinen Meyerhof zurück, und empfing hier wochenlange Besuche seines fürstlichen Freundes; oder, fehlten diese, doch Briefe; oder man kam Mitte Weges zusammen. Beide Männer waren nun einmal einander zum Bedürfnisse geworden, und die ihnen wiederfahrende ungerechte Strenge von oben her, schloß sie nur brüderlicher zusammen.

---

### Veränderungen.

An einem stürmischen Wintermorgen — es lag draußen hoher Schnee — es war noch finster — der Obrist noch im Bett — entstand Lärmen vor dem Meyerhofe. Man pochte. Man öffnete. Es ging Trepp auf und ab. Der Obrist vermuthete beinah, der Erbprinz, den er seit einigen Tagen wegen schlechten Wetters nicht gesehen, sei angekommen.

Nach einer Weile trat der alte Verwalter mit brennendem Licht und einem großen Briefe in's Zimmer vor das Bett des Barons. — „Wer ist so früh gekommen?“ fragte dieser. — „Ein herzoglicher Kurier aus der Residenz mit diesem Schreiben.“ Antwortete der Verwalter.

Der Baron erschrack. Se. Durchlaucht der Herzog, dessen Fürstenblick der Obrist nie vergessen hatte, konnte unmöglich etwas Gutes im Schilde führen. „Vermuthlich ein allergnädigster Befehl,“ dachte er: „dem Erbprinzen die Thür zu weisen, wenn er mich auf dem Meyerhof in meinem Stübchen heimsucht.“ Aber die Adresse des Briefs lautete: „An den Präsident unsers geheimen Raths, den Baron August von Leinau.“

„Was?“ rief der Obrist und sprang im Bett auf: „Ich Geheimerrathspräsident? Sind die Leute närrisch geworden, oder wollen sie mich närrisch machen.“

Er riß das Schreiben auf, und las seine Ernennung zur ersten Staatswürde in aller Form abgefaßt; hinzugefügt war der huldreiche Befehl, auf der Stelle in die Residenz zu kommen. Unterzeichnet war Ludwig. Mit eigner Hand hatte dieser noch darunter geschrieben: „Die erste

Handlung beim Antritt meiner Regierung ist, daß ich Sie, lieber Baron, an meine Seite rufe. Kommen Sie unverzüglich."

Der Baron war, wie man zu sagen pflegt, wie aus den Wolken gefallen. „Ist denn der Herzog gestorben?" fragte er den Verwalter. Dieser wußte davon nichts. Der Kurier ward befragt; die Antwort lautete: „am Schlagfluß. Der Verwalter zitterte bei diesen Worten an allen Gliedern, denn er liebte die Schlagflüsse gar nicht. Er kam zum Baron, und sagte: „Se. Durchlaucht, der höchstselige Herzog sind gestorben." Aber das Wort Schlagfluß kam ihm nicht über die Lippen.

„Was, wie? so plötzlich? rief der Baron.

„Der Höchstselige waren immer rasch in Dero Resolutionen."

„Aber wie denn? durch Krankheit oder anders Unglück?"

„Se. Durchlancht geruhten am — am — Schlagfluß zu sterben."

„Bravo!" rief der Obrist, warf sich in Reisekleider und in den Wagen seines Verwalters und eilte zur Residenz.

## Gespräch über Fürstenleben.

Die Einleitung zur Anekdote, welche wir eigentlich erzählen wollen, ist wahrhaftig länger geworden, als die Anekdote selbst sein wird. Dies ist die natürliche Folge, wenn man im Plaudern besser, als im Erzählen geübt, und ohne Kenntniß der Regeln ist, durch welche ein wohlgezogner Schriftsteller gefällt. Referent, ohnehin ein Mann, der seine gute Reihe von Jahren zählt, macht weniger auf schriftstellerischen Ruhm, als auf Wahrheitsliebe Anspruch. Man halte ihm also das zu Gute, was in allem Vorigen nicht zur Sache gehörte.

Es ist bekannt, Herzog Ludwig machte gleich bei seinem Regierungsantritt große Veränderungen, sowohl in der Verwaltung, als im Personal der ersten Beamten und des Hofes. Prachtaufwand zur Verherrlichung seiner Würde liebte er nicht; er meinte, ein Fürst müsse die größte Pracht in seinen Thaten, und die meiste Würde in der Würdigkeit zu seinem Berufe zeigen. Um Geld in Umlauf zu setzen, besoldete er weder Verschnittne, noch verlor er großmüthig im Spiel, noch setzte er Juwelierer, Goldarbeiter und andre

Diener des fruchtlosen Aufwands in starke Nahrung. Aber er baute durch sein Land dauerhafte Hochstraßen, von den Deutsch-Franzosen sonst Chausseen genannt; er ließ für die armen Leute zwar keine Almosen austheilen, aber dafür öffentliche Arbeitsschulen und Arbeitshäuser errichten; ließ zwar wenig tabellarisiren, aber dafür schleunigern Geschäftsgang einrichten; kenntnißvolle Beamte waren ihm zwar vorzüglich lieb, aber rechtschaffnere Beamte waren ihm noch theurer, als die kenntnißvollern. Unerbittlich gegen nachlässige oder fehlbare Beamte, noch strenger gegen die höhern, als die niedern Staatsdiener, selbst schon ihre Grobheit gegen den geringsten Bürger mit Ernst rügend, war er gleich willig den Verdienstvollen zu lohnen. Bei ihm aber galt nur der für einen Mann von Verdienst, der — nicht bloß Amtspflichten treu und fleißig vollstreckte („dafür seid Ihr mit Geld und Auszeichnung hinlänglich bezahlt" sagte er oft), sondern auch da dem Staate einen wesentlichen Vortheil oder Ruhm verschaffte, wo es zu thun nicht geboten werden konnte.

Es ist unbeschreiblich, welch ein Leben plötzlich in den Gang der Geschäfte kam. Eh ein Jahr

verfloß, war im ganzen Herzogthum ein andrer Geist, ein andrer Ton. Die höhern Beamten, persönlich verantwortlich für die Arbeiten der untern, und so, vom Präsident des Geheimenraths hinab bis zum besoldeten Abschreiber in den Aemtern, bewachten die Thätigkeit der andern mit rastloser Sorgfalt. Man hätte sehen sollen, mit welcher Artigkeit jeder, auch der geringste Mann des Volks empfangen, angehört und abgefertigt ward — ja sogar, es ist beinah unglaublich, die Postoffizianten verloren ihre Ungeschliffenheit und lernten höflich sein.

Ich werde vielleicht an einem andern und schicklichern Orte, die durch Herzog Ludwig gemachten Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung schildern. Man verzeihe mir, daß ich hier schon wieder mehr plauderte, als zur Sache gehörte. Aber wer kann von dem immer schweigen, woran man mit so großem Wohlgefallen denken muß?

„Wohlan,“ sagte eines Tags der Herzog in einer frohen Stimmung zu seinem Freunde: „Wohlan, lieber Leinau, unsre Sachen gehn gut. Ich seh es den Leuten überall an den Augen an, sie sind zufrieden mit uns. Ich freue mich, denn ich bekomme wahrhaftig Achtung für mich selbst.

Aus dem Tone, der im Lande herrscht, lernt man den Mann kennen, der oben an steht. — Du freilich thust in vielen Dingen mehr als ich, und sollst es thun; aber mein Verdienst ist, daß ich dich an die Spitze der Geschäfte stellte, und willst du mir's nicht als Verdienst gelten lassen, nenn' ichs Glück. Was fehlt uns noch? Wir haben vollauf zu thun. Es ist noch manches auszubessern. Aber mit Gerechtigkeit und Liebe kann's ein Fürst allen Rechtschaffnen gerecht machen, selbst wenn sie nicht immer gleich bekommen, was sie wünschen. Am meisten freut michs, daß ich meine Umgebungen gesäubert habe, daß das gottlose Intriguiren, die verruchte Augendienerei aufgehört hat; daß ich überzeugt sein kann, jeder thut seine Pflicht, weil er sie lieb gewonnen hat, nicht weil er sich damit blos vor mir breit machen mögte."

„O du guter Fürst!" sagte der Geheimerathspräsident: „glaubst du das im Ernst?"

— „Allerdings."

„Und ich bin überzeugt, die Menschen sind noch immer, wie sie vorher waren. Thu Unrecht, du Gewaltiger, kein Mensch wird dir's vorwerfen; jeder wird dich dafür loben. Ein Blick von dir,

du Gewaltiger, und der reinste Mann wird sogleich zum Verbrecher gestämpelt, weil du es zu wünschen scheinst. In deinem Herzogthum ist noch bis zur jetzigen Stunde keiner, auch der Beßte nicht, seines Lebens, seiner Ehre, seines Vermögens sicher, sobald du Lust hast ihn zu verderben."

— „Da wären wir ja ärger daran, als in der Türkei."

„Ich glaub' es auch, und zwar darum ärger, weil man bei uns in den beßten Formen jeden um Freiheit und Wohlfahrt bringen kann, dort nur mit roher Gewalt."

— „Ich verstehe dich nicht, Leinau."

„Weil du zu edel bist, um das Abscheuliche zu verstehen. Aber das ist dein Loos, dein unglückliches, weil du Fürst bist, daß du weder jemals zur genauen Kenntniß derer gelangen kannst, die sich dir nahen, noch durch andre zur Kenntniß deiner selbst gelangst. Die Fürsten werden gewöhnlich Despoten, nicht weil sie es eigentlich sein wollen, sondern weil ihre Diener Sklaven sein wollen. Je größere Fehler du begehst, je emsiger wird man sie vergolden. Sei grausam, man wird dir, anbetend und dich vergötternd, zu Füßen fallen, was jetzt keiner wagt, weil man

sich vor deinem Edelsinn schämen würde. Du lernst keinen kennen, zu dem du sprichst. Wer in den schwindelerregenden Zauberkreis eines Fürsten tritt, wird seinen angenommenen Karakter mehr oder weniger verlieren, wird exaltirter, und durch Hoffnung oder Furcht um seine beßten Grundsätze gebracht. Es ist mehr, als man glaubt, an dem Sprüchwort: Fürsten können keine Freunde haben."

— „Doch, ich habe d i c h!"

„Darum bist du eine Seltenheit unter den Fürsten."

„Und, sei nicht halsstarrig, du bist heut ein wenig übler Laune. Wollen wir einen Ritt nach Friedensheim thun?"

„Ich bin der beßten Laune. Es wäre des Versuchs werth zu wissen, wer von uns beiden in diesem Stücke irrt?"

— „Wie aber den Versuch machen?"

„Wähle dir zum Beispiel einmal den rechtschaffensten Mann im Herzogthum zur Hiobsrolle. Stelle dich erbittert auf ihn, wenigstens unzufrieden; aber anhaltend. Dann gieb acht, wie alles über den Unglücklichen herfallen, wie der Unschuldige in einen Verbrecher verwandelt werden wird, um dir ein Genüge zu leisten. Dann überzeuge

dich, daß auch der Edelste in deinem Lande, wenn du ihn verderben willst, weder seiner Ehre, noch seines Vermögens sicher sei. — Du kennst zum Beispiel den Archivsregistrator Helmold; den kenntnißvollen, unermüdetthätigen, treuen, redlichen Mann, über den kein Mensch zu klagen hat, weil er allen hilft; der bei seiner geringen Besoldung doch noch nie um Zulagen zudringlich ward und dabei fast immer die Arbeiten des Staatsarchivars verrichtet, der inzwischen bei reicher Besoldung und übrigem großen Vermögen sich wohl sein läßt."

— „In der That; ich habe schon daran gedacht, des guten Helmolds Gehalt ein wenig aufzubessern. Der Mann hat drei, vier Kinder, wenig eignes Vermögen. Seine Schriftstellerei, die er nebenbei treibt, mag ihm auch nicht viel eintragen. Aber ihm nur eine saure Stunde zu machen, das könnt' ich nicht."

„Allein die Lehre, welche wir daraus zögen, wäre viel werth. Gieb diesen Unschuldigen einmal den schlechten Leuten preis. Zur Stunde weiß noch niemand etwas gegen ihn; in kurzer Zeit wird alles wider ihn sein. Da wirst du deine Leute kennen lernen. Aber Helmold, ich gebe

dir mein Wort, soll nicht ganz versinken. Ich will schon im rechten Augenblick dazwischen treten. Dann muß er fürstlich für die Schlachtopferrolle entschädigt werden, die wir ihn, höherer Zwecke willen, wider seinen Willen spielen ließen.“

— „Ich begreife nicht, wie man gegen diesen Mann wird etwas aufbringen können.“

„Eben deswegen laß uns einmal die Komödie spielen. Vielleicht hab' ich unrecht.

— „Gut, Leinau, es sei. Ich geb' ihn preis. Ich will sehen, ob meine Leute Sklaven sind?“

---

### Der Fürstenblick.

„Ist, der da über den Platz geht, nicht der Registrator Helmold?“ fragte eines Tages der Herzog, an's Fenster seines Audienzsaales gelehnt, die um ihn Stehenden.

„Er ist's!“ sagte jeder.

„Ein mir unausstehlich widerliches Gesicht!“ fuhr der Herzog fort.

„Er hat freilich etwas Verstecktes, Affektirtes in seinem Wesen, aber ist daneben ein ganz braver Mann,“ sagte der geheime Justizrath von Strom.

„Es ist etwas Kaltes, Hämisches, Fatales in

seinen Gesichtszügen, das läßt sich durchaus nicht leugnen," sagte der Staatsarchivar von Wandel: „aber, so viel ich weiß, ein grundehrlicher Mann ist er."

„Grundehrlicher Mann?" rief der Herzog heftig, indem er die Stirn runzelte und dem Archivar einen vernichtenden Blick zuwarf: „Wandel, Sie kennen vermuthlich Ihre Leute schlecht. Sie sind zu gutmüthig. Dem Helmold ist nicht zu trauen, glaub ich. Er scheint mir voller Gift und Tücke. Sprechen Sie mir von dem Menschen nicht wieder — ich wollte, er wäre überall, nur nicht in meinem Dienste."

Der Archivar erblaßte, da er des Herzogs zornigen Blick sah. — Alle verstummten.

„Wandel!" rief der Herzog nach einer Weile: „warum werden Sie blaß? Ich will nicht hoffen, daß Sie mit dem Menschen Parthie machen?"

„Behüte mich Gott, Ihre Durchlaucht, ich stehe durchaus in keiner Verbindung mit ihm, als so weit es mein Amt fordert!" erwiederte der Archivar: „Ich habe nie mit ihm zu thun haben mögen, denn, in der That, wie Ew. Durchlaucht sehr richtig bemerkten, es scheint viel Falschheit in ihm zu nisten. Ich habe Ew. Durchlaucht schon

sich vor deinem Edelsinn schämen würde. Du lernst keinen kennen, zu dem du sprichst. Wer in den schwindelerregenden Zauberkreis eines Fürsten tritt, wird seinen angenommenen Karakter mehr oder weniger verlieren, wird exaltirter, und durch Hoffnung oder Furcht um seine beßten Grundsätze gebracht. Es ist mehr, als man glaubt, an dem Sprüchwort: Fürsten können keine Freunde haben."

— „Doch, ich habe dich!"

„Darum bist du eine Seltenheit unter den Fürsten."

„Und, sei nicht halsstarrig, du bist heut ein wenig übler Laune. Wollen wir einen Ritt nach Friedensheim thun?"

„Ich bin der beßten Laune. Es wäre des Versuchs werth zu wissen, wer von uns beiden in diesem Stücke irrt?"

— „Wie aber den Versuch machen?"

„Wähle dir zum Beispiel einmal den rechtschaffensten Mann im Herzogthum zur Hiobsrolle. Stelle dich erbittert auf ihn, wenigstens unzufrieden; aber anhaltend. Dann gieb acht, wie alles über den Unglücklichen herfallen, wie der Unschuldige in einen Verbrecher verwandelt werden wird, um dir ein Genüge zu leisten. Dann überzeuge

dich, daß auch der Edelste in deinem Lande, wenn du ihn verderben willst, weder seiner Ehre, noch seines Vermögens sicher sei. — Du kennst zum Beispiel den Archivsregistrator Helmold; den kenntnißvollen, unermüdetthätigen, treuen, redlichen Mann, über den kein Mensch zu klagen hat, weil er allen hilft; der bei seiner geringen Besoldung doch noch nie um Zulagen zudringlich ward und dabei fast immer die Arbeiten des Staatsarchivars verrichtet, der inzwischen bei reicher Besoldung und übrigem großen Vermögen sich wohl sein läßt."

— „In der That; ich habe schon daran gedacht, des guten Helmolds Gehalt ein wenig aufzubessern. Der Mann hat drei, vier Kinder, wenig eignes Vermögen. Seine Schriftstellerei, die er nebenbei treibt, mag ihm auch nicht viel eintragen. Aber ihm nur eine saure Stunde zu machen, das könnt' ich nicht."

„Allein die Lehre, welche wir daraus zögen, wäre viel werth. Gieb diesen Unschuldigen einmal den schlechten Leuten preis. Zur Stunde weiß noch niemand etwas gegen ihn; in kurzer Zeit wird alles wider ihn sein. Da wust du deine Leute kennen lernen. Aber Helmold, ich gebe

mehrmals unterthänigst angehn wollen, ihm seine Entlassung zu geben. Er ist Schriftsteller, korrespondirt viel mit Ausländern, und hat die wichtigsten Aktenstücke des Staats unter Händen. Ich kann ihm nicht trauen.“

„Ohne daß er eines Vergehens überwiesen wird,“ versetzte der Herzog: „darf ich ihm nicht den Abschied geben, oder ich wäre ungerecht.“

„Ich habe ihn einen braven Mann genannt,“ sagte der geheime Justizrath von Strom: „weil ich ungern das Wort gegen iemand führe. Der Mann hat Weib und Kinder, ich mögte die nicht unglücklich machen. Aber da hier nun einmal Rede über ihn sein soll, gebeut mir Ehrfurcht vor Ew. Durchlaucht zu bekennen, daß der Helmold durch seine ruchlose Bücherschreiberei schon zehnmal die Festung oder Landesverweisung verdient hat. Nicht Thronen, nicht Altäre, nicht öffentliche, nicht Privatehre sind vor den giftigen, wüthenden, oft jesuitischlistig versteckten Ausfällen dieses Menschen sicher. Ich getraue mich Anklage zu führen und zu beweisen, daß Helmold schon allzuoft in seinem Journal die Staatsverwaltung, wie die hohen Regenten unsers Herzogthums, der Verachtung des Volks preis gegeben.

Wie kann, wo solche Frechheit ungestraft bleibt, Liebe zum Fürsten, Ehrfurcht vor den Gesetzen sein?“

Jetzt nahm ein Oberkirchenrath, dann ein Paar Generale, dann der Oberpolizeidirektor und so einer nach dem andern das Wort; und jeder wußte so viel Vergehen, groß und klein, von Helmold, daß in der That dieser Mann selbst dem Baron von Leinau am Ende nicht so ganz rein mehr galt, als er beim ersten Blick gewesen zu sein schien. Denn es wurden zu allerlei Anklagen und entehrenden Anekdoten nicht nur Beweise verheißen, sondern sehr achtungswerthe Männer als Zeugen genannt.

„Ist denn der Mensch wirklich so schlecht, so gefährlich,“ rief der erstaunte Herzog: „warum zog man ihn nicht längst zur Rechenschaft und behandelte ihn laut bestehenden Verordnungen und Gesetzen?“

Er verließ mit Unwillen die Versammlung.

---

### Folgen davon.

Der Registrator Helmold empfand bald die Wirkungen jenes Fürstenblicks. Man zog sich

scheu von ihm zurück. Es ging von Ohr zu Ohr, es stehe übel mit ihm; er sei beim Herzog in schwerer Ungnade. Höhere Beamte begegneten ihm mit Unwillen und Härte; seinesgleichen entfernten sich vorsichtig von ihm oder behandelten ihn mit Kälte. Seine Feinde, seine ehmaligen Neider ließen entweder ihren Witz schadenfroh über ihn hinspielen, oder beneideten ihn geflissentlich recht vornehm.

Helmold merkte bald, es gehe in Betreff seiner etwas vor. Er fragte bei diesem und jenem an — man zuckte die Achseln; man wollte nichts wissen. Helmold blieb ruhig. „Was ficht die Menschen an?“ sagte er zu sich selbst: „Ich habe keinen beleidigt, ich habe nichts verbrochen. Ich thue überall meine Pflichten, — was haben sie wider mich? Zum Glück ist ihre Freundschaft zu meinem Frohsinn nicht nöthig.“

So dachte er laut; aber leise dachte er in seinem Innern doch anders. Es schmerzte ihn diese Zurücksetzung und Kälte tiefer, als er's sich selbst glauben machen wollte. Er zog sich von den meisten Gesellschaften, die er ohnedem nur sparsam zu benutzen pflegte, ganz zurück, und lebte seiner Familie desto mehr. Er hatte eine vor-

treffliche Gattin; eine liebenswürdige Tochter; ein Paar hoffnungsvolle Söhne von zwölf bis vierzehn Jahren. Die reizende Emma, der Augapfel ihrer Eltern war ganz dazu gebildet, den edelsten Mann durch ihre Hand zu beglücken; aber, sie zählte schon neunzehn Jahre, noch war es keinem eingefallen, diese schöne Hand zu fordern, denn — sie war ohne Mitgift. Der Registrator war eher dürftig als wohlhabend. Sein Gehalt reichte zur Erziehung seiner Kinder in einer Residenz nicht hin, darum mußte er sich in Nebenstunden auf Erwerb durch Schriftstellerei legen, ungeachtet er dazu eigentlich wenig Talent und folglich auch wenig Glück hatte.

Um die Harmlosigkeit der Seinigen gar nicht zu stören, verschloß Helmold seinen Verdruß in sich, und sagte zu Hause kein Wort von allem, was ihm begegnete. — Um desto härter aber war ihnen nachher der erste Donnerschlag des ausbrechenden Gewitters, von dessen Annäherung sie keine Ahnung hatten.

Eines Tags ließ der Staatsarchivar Helmolden zu sich rufen. Helmold kam. Hr. von Wandel trat ihm ernst entgegen, wies ihm das neueste Heft der Helmold'schen Monatschrift, und fragte:

„Wer hat den Etat vom Schuldenwesen unsers Landes in Ihr Journal eingesandt?“

„Niemand, Herr Staatsarchivar. Ich selbst rückte ihn ein.“

„Wer bevollmächtigte Sie dazu?“

„Niemand besonders; doch schon ähnliche Aufsätze standen darin, und Sie hatten nie etwas dagegen.“

„Ich lese Ihr Journal nicht, daher konnt' ich nichts dagegen sagen. Aber Ihre Instruktion verbietet, ohne meine Erlaubniß keine archivarische Urkunde auf irgend eine Weise andern mitzutheilen.“

„Der Schuldenetat cirkulirt aber in vielen Abschriften in der Stadt; Auszüge davon stehen schon in einer ausländischen Zeitung. Ich nahm die Urkunde nicht aus dem Archiv.“

„Alles das berechtigte Sie nicht, als Beamter, selbst die vollständige Publicität zu geben. Gehen Sie, Sie sind verantwortlich.“

Wenige Tage darauf ward Helmold vor das Hofgericht citirt. Eh dies aber geschah, ereignete sich ein andrer Umstand. Der Herzog verlangte zufällig Einsicht von einer geheimen Korrespondenz, die der verstorbene Fürst, sein Oheim, mit einem

Minister einer auswärtigen großen Macht geführt, und wovon der Herzog in einer ausländischen Zeitschrift kurze Andeutungen gefunden. Der Staatsarchivar forderte die Originalien vom Registrator, dieser, unter dessen Aufsicht sie gelegen, fand sie nicht mehr. Der Staatsarchivar schüttelte argwöhnisch den Kopf.

Den Tag nachher traten Polizeibediente in Helmold's Haus, erklärten ihm auf Befehl Sr. Durchlaucht Hausarrest und versiegelten sämmtliche Papiere aller Art, die dem Ober-Polizeidirektor überbracht werden mußten. — Ein fürchterlicher Jammer in der ganzen Familie. Nur Helmold, sich seiner Unschuld bewußt, tröstete alle so gut er konnte. Er blieb unerschrocken.

Bei der förmlichen Untersuchung von Helmolds Papieren, die in seiner Gegenwart geschah, fand sich zwar die erwähnte geheime Korrespondenz nicht, hingegen manche andre Urkunde aus dem Staatsarchiv. Er erklärte, sie in seine Wohnung genommen zu haben, da er Krankheit halber das Archiv nicht besuchen konnte und die Arbeiten zu Hause fortzusetzen Erlaubniß hatte. Daß sie noch nicht zurückgestellt wären, gestand er, sei in Vergessenheit geschehn. Er bäte deshalb um Verzeihung.

Man durchlas seine Aufsätze und Privatbriefe, um Spuren zu finden, ob er vielleicht von der oben erwähnten geheimen Korrespondenz Mißbrauch gegen andre gemacht? In der That schienen ihn einige Ausdrücke seiner auswärtigen Freunde verdächtig machen zu können. Aber man fand Briefkonzepte von seiner Hand, in denen er sich in ziemlich ungemessenen Ausdrücken über die durch den neuen Herzog gemachte Wahl des Geheimenrathspräsidenten aufhielt; ihn einen Günstling des Herzogs nannte, und von diesem und seinen philantropischen Verwaltungsabänderungen wenig Gutes für das Land verhieß. Zwar stellte Helmold vor, diese Briefe wären gleich in den ersten Wochen der Regierung Herzog Ludwigs geschrieben, seitdem habe er seinen Sinn so gut geändert, wie das ganze Land seine Ansichten geändert habe; — zwar stellte er vor, diese Briefe könnten ihm, als flüchtig geäusserte Meinungen an vertraute Freunde, so wenig zum Vorwurf gereichen, als wenn jemand in Privatkreisen mündlich gegen einen Freund äusserte, wie er dächte. Doch waren die fatalen Zeilen geschrieben. Man fand deren bald noch mehrere über andre Dinge, die seine Unzufriedenheit erregt

hatten. — Alles verwandelte sich in Anklagpunkte gegen ihn. Es ward förmlicher Verhaft gegen ihn, als Staatsverbrecher und ungetreuer Beamter, ausgesprochen.

Da Helmold diese Worte hörte, richtete er sich empor, und lächelnd sagte er: „Man sucht gewaltthätiger Weise Verbrechen an mir und findet sie. Ich will bekennen, daß ich aus Vergessenheit ein paar Urkunden im Hause liegen hatte, woraus freilich dem Staate kein Unglück erwuchs — ich will bekennen, daß ich in vertrauten Meinungsergüssen gegen Freunde über die neuesten Staatsveränderungen offenherzig war, woraus aber dem Staat kein Schade erwuchs. Meine spätern Briefe an Freunde und öffentliche Aeusserungen in meiner Zeitschrift könnten beweisen, wie anders Sinnes ich durch die folgerechten, weisen Verfügungen der neuen Regierung geworden sei. — Aber vermuthlich wäre dies vergebens. Doch, meine Herrn, wollte man bei jedem Einzelnen von Ihnen, ein Versehen aus Vergessenheit oder andern Ursachen, so streng aufheben; wollte man Ihre Papiere, Ihre Privatbriefe, Ihre in vertrauten Kreisen jemals geäusserten Meinungen würdigen — wenige würden vielleicht sein, die nicht so strafbar wären, als ich!“

Diese Aeusserungen erregten im Hofgericht den tiefsten Unwillen. Er sprach mit Stolz, mit Kraft noch lange in diesem Ton. Das Murren aller unterbrach ihn. Der Präsident mußte ihm Schweigen gebieten und ihn abtreten lassen.

Da stand der greise Hofrath von Ferlach auf und sprach: „Es ist nicht recht, daß wir seine Vertheidigung unterbrechen. Daß wir es thun, beweiset, er habe Recht gehabt. Wir haben gegen ihn die Untersuchung nicht richterlich, sondern feindselig begonnen. Ich protestire gegen dieses Verfahren; ich biete keine Hand dazu; ich verlange, daß meine Protestation dem Protokoll einverleibt werde.

Es war umsonst, den alten Herrn des Bessern zu belehren — ihn zu warnen, ihm mit der Ungnade des Herzogs zu drohn. „Ich bin im Dienst unsers Staates alt und grau geworden; jederzeit hab' ich Gerechtigkeit geliebt. Denke nun Se. Durchlaucht von mir, wie es ihm beliebe. Wenn aber solche Inquisitionen gut geheißen werden, dann erlaube Se. Durchlaucht, daß ich von Hochdemselben denke, wie es mir beliebt."

Sowohl der Baron von Leinau, als der Herzog erfuhren Helmolds Verhaftung und den Gang

seines Prozesses; sie ließen dem Geschäfte seinen Lauf. Als aber des alten Ferlachs trotzige Aeusserungen dem Herzoge vorgebracht wurden, schien er betroffen zu sein. Alle Höflinge beobachteten den Blick des Fürsten. Es war in allen die Frage: „müssen wir ihn auch verderben?“

In Helmolds Hause war große Betrübniß. Der Vater fehlte — er war im Verhaft und schwerem Verbrechen angeklagt. Niemand ward zu ihm gelassen; selbst seine Gattin, seine Kinder durften ihn dort nicht ohne Zeugen sprechen. Nach einigen Wochen fehlte es schon am baaren Geld in der Wirthschaft; Frau Helmold sprach ihre alten Freunde an; man suchte ihrer los zu werden; gab Kleinigkeiten, und zog sich von dem Hause zurück, auf welchem nun einmal der Fluch des Herrn lag.

---

## Das Juweel.

Herzog Ludwig hatte sich malen und s.in Bildniß in einige Dutzend goldner Dosen, mit Diamanten und Perlen geschmückt, setzen lassen, um damit an Gesandte, an Boten angenehmer Nachrichten, an Schriftsteller, die ihm Bücher dedizir-

ten u. s. w. Geschenke machen zu können nach Fürstenbrauch. Der Baron Leinau, wie er an einem Herbstabend, in seinen Ueberrock gehüllt, durch die Residenz ging, und am Hause des Hofjuweliers vorbei kam, gerieth auf den Einfall hineinzugehen, um die bestellten Dosen zu besichtigen.

Der Juwelier, erstaunt über die Erscheinung des Präsidenten, empfing ihn im Gewölbe und schien in großer Verlegenheit. Die Dosen waren im Nebenzimmer, und doch wollte er den Präsident nicht dahin führen, wie es schien. Unter einem Vorwande sprang er schnell in dies Zimmer, kam aber bald mit einigen Dosen zurück. Indem der Baron sie besah, öffnete sich die Thür des Zimmers abermals, und ein junges Frauenzimmer mit verweinten Augen trat heraus. Den Baron überlief es fieberheiß, wie er seine Blicke auf die Schöne warf und seine ehemalige Tischgenossin erkannte, die er — trotz aller hohen Staatsgeschäfte — noch nicht hatte vergessen können, noch nicht hatte vergessen wollen.

Er verbeugte sich stumm gegen sie. Mit gesenkten Blicken, doch erröthend, ging sie an ihm vorüber gegen die Glasthür zur Straße. Indem

der Juwelier ihr die Thür öffnen wollte, sagte er: „Fräulein, Ihnen ist nicht wohl.“ Sie trat, von ihm gehalten, einige Schritte zurück, und sank todtenblaß auf einen hinter ihr befindlichen Sessel. Der Baron, mit hochklopfendem Herzen, eilte ihr erschrocken zu; die Frau des Juweliers brachte ein Glas frischen Wassers. Die Kranke trank davon. Nach einigen Minuten sprach sie: „mir ist wohl! verzeihen Sie, das ich Ihnen Ungelegenheit machte.“ Sie stand auf, und ließ sich durch kein Bitten bewegen, einen Augenblick länger zu verweilen. „So müssen Sie wenigstens gestatten, daß ich Sie bis zu Ihrem Hause begleite“, sagte der Baron; nahm, ihres Weigerns ungeachtet, ihren Arm und führte sie durch die Straßen. Seine Fragen wurden sehr einsilbig beantwortet; sein Bedauern, eine ihm so theure Bekanntschaft unter solchen Umständen zu erneuern, vergalt sie mit trockner Höflichkeit. Aber das arme Mädchen konnte auch kaum reden; es sprach so still und leise, wie eine Sterbende; es zitterte an seinem Arme, als würd' es zum Tode geführt. Vor dem Hause, in welches sie schnell eintrat, verneigte sie sich dankend und verschwand.

Der Geheimerathspräsident hatte seine ganze

Fassung verloren. Er stand eine Weile still; dann ging er träumend fort, und dachte nur: „o mein Gott, wie ist sie so schön!" — Er wollte zum Juwelier zurück, um sich über die reizende Unbekannte näher zu erkundigen; er konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihm der Juwelier alles, auch die Ursache ihrer Thränen gesagt haben würde; er lief sich fast odemlos, bis er zu einem großen Walde kam, der fast eine halbe Stunde von der Residenz seinen Anfang nahm.

Erst hier erwachte er von seinen Träumen; sah mit großen Augen die alten, hohen Eichen an, die sein Haupt umrauschen; lachte über sich selbst, drehte sich wieder nach der Stadt um; und sagte, sich gegen sich selbst entschuldigend: „nun ja doch, ich bin ein Thor. Ich bete dich an, du Engel, der mich verachtet." Binnen einer halben Stunde war er wieder beim Juwelier, der ihn sogleich in's Zimmer führte, wo die Dosen standen.

Hier erfuhr er nun den Namen des Fräuleins. Es war Emma Helmold gewesen. — Aber die Ursache ihrer Thränen ward ihm erst nach langem Sträuben verrathen. Das Fräulein hatte, ohne Vorwissen ihrer Mutter, die der Kummer krank gemacht, daß sie das Bett hüten mußte,

ihren eignen kostbarsten Schmuck, ein ererbtes Halsband von Perlen und Diamanten verkauft, um die Ausgaben der Haushaltung bestreiten zu können; hatte erzählt, wie der unschuldige Vater im Gefängniß schmachte, wie die ganze Familie ohne Unterstützung sei und nur die äusserste Noth zum Verkauf des geliebten Halsschmuckes getrieben. Der Juwelier hatte nun zwar das Kleinod käuflich an sich gebracht, aber dem Fräulein freiwillig angeboten, es um die gleiche Summe noch in Jahresfrist zurückzugeben.

„Schicken Sie dem Fräulein das Halsband auf der Stelle zurück; die Summe sollen Sie binnen einer Stunde dafür in Händen haben. — Aber auf der Stelle!" rief der Baron und ging tiefbewegt von dannen.

Es war schon dunkel, als der Juwelier selbst das Halsband dem erstaunten Fräulein zurückbrachte. Sie wollte es nicht annehmen. „Sie müssen!" sagte in großer Aengstlichkeit der Juwelier: „Ich habe Befehl dazu. Das Geld dafür ist schon in meinen Händen." Jetzt drang Emma heftiger in ihn: „Wie? das Geld? von wem?" Der weichherzige Juwelier, dessen Kardinaltugend das Schweigen eben nicht war, ge-

stand alles. Emma ward feuerroth. Der Juwelier legte das Halsband auf den Tisch hin und eilte d. von.

Er that sehr wohl daran; denn die betrübte Emma war der Einsamkeit bedürftig. Eine halbe Stunde saß sie da, träumend, bewußtlos, weinend, die Hände gefalten. Der Geheimerathspräsident war ihr — denn sie lebte sehr eingezogen — bis zum heutigen Tag von Person unbekannt gewesen. Als sie beim Juwelier um ihren Verkauf weinte, und dieser dann plötzlich in's Zimmer gesprungen war, und sagte: „Fräulein, verbergen Sie Ihre Thränen! Se. Exzellenz der Herr Geheimerathspräsident werden den Augenblick hereintreten!" war sie tief erschrocken. Denn Emma fürchtete diese hohe Exzellenz seit dem Unfall ihres guten Vaters. Sie wollte sich schnell entfernen. Wie sie aber ins Gewölbe getreten, den schönen, jungen, erhabnen Mann sah — denselben, mit welchem sie einst im Wirthshaus zu Nacht gegessen — denselben, an den sie seitdem oft ziemlich gedacht hatte, wie er so ehrerbietig, liebevoll, so ganz eigen gewesen, wie sonst andre Menschen nicht sind — denselben, mit dem ihr Herz oder ihre Einbildung sich manchmal und

gern, doch kindlich unschuldig, oft sehnsuchtsvoll beschäftigt hatte — — ach! in solchem Alter beschäftigen sich ja wohl zuweilen Herz und Einbildung mit Träumen! — Denselben, dessen Wiederfinden, Wiedersehen sie im Stillen gläubig, ich mögte eher sagen ein wenig abergläubig gehofft hatte, ohne von diesem Aberglauben dem Papa und der Mama eine Silbe zu verrathen — — genug, wie sie ihn sah, da verlor die ohnehin zu Tiefbewegte Besonnenheit und Muth. Ihr ward nicht wohl. Er hatte sie zu ihrem Hause geführt; aber sie wußte kaum davon und zweifelte daran, als sie allein war. Aber jetzt zweifelte sie nicht mehr, denn das Halsband lag auf dem Tische. Sie nahm es aus dem Saffiankästchen, drückte es laut schluchzend an ihr Herz, und flüsterte leise: „Ich habe dich wieder, nun doppelt theuer!"

---

### Der Schutzengel.

Emma, vertrauensvoll auf die Güte ihres mächtigen geheimen Lieblings, wollte diesen Anlaß benutzen, für den Vater des Herzogs Gnade anzurufen. „Unser Vater ist gerettet!" sagte

Emma mit freudeglänzenden Augen, als sie vor das Bett ihrer Mutter trat: „Ich schreibe dem Geheimenrathspräsident von Leinau. Er ist ein gütiger Herr!“ Und nun konnte sie nichts mehr hinterhalten. Sie erzählte der Mutter das ganze Abentheuer vom Halsband. Des guten Mädchens Herz war zu voll. Und wie Emma den Baron beschrieb, von Kopf zu Fuß, — da war's kein Sterblicher mehr, ein Gott war's.

Auf die Mutter machte diese Erzählung den wohlthätigsten Eindruck. Die Hoffnung kehrte in beider Brust zurück. Frau Helmold, vom seligen Glauben und Zutrauen ergriffen, Leinau werde helfen können, war schon den folgenden Tag erstärkt genug, ausser Bette zu sein. Emma schrieb diesen ganzen Tag Briefe an Se. Exzellenz Herrn Geheimerathspräsidenten von Leinau, und zerriß sie alle wieder. Denn in das zärtliche Flehen einer Tochter um der Eltern Glück wollte sich immer eine Zärtlichkeit mischen, welche da nicht hingehörte. Und doch mußte, wegen des Halsbandes, ein dankbares Wort gesagt werden. Aber wie denn dies Wort finden, daß es die innigste Erkenntlichkeit, aber durchaus in der Welt sonst nichts Inniges, ausspräche? — Mama schrieb

endlich auch Briefe; allein Emma fand diese doch allzutrocken und kanzleimäßig. „Wie soll des Fremden Herz für unsre Noth erwarmen, wenn unser Jammer ohne Herzlichkeit und Wärme klagt?“ rief Emma.

So ward es finstre Nacht, und noch kein Brief fertig. Da beschlossen Mutter und Tochter, jede solle, wetteifernd mit der andern, den Brief entwerfen; dann wolle man das Beste aus beiden vereinigen, und die Kälte des Einen mit der Glut des Andern mildern.

In dieser Arbeit, kaum angefangen, wurden sie wieder durch die Magd unterbrochen, welche der Frau Helmold meldete, daß sie jemand sprechen wolle. Es trat, sobald es erlaubt war, der Jemand herein, und nach den ersten ausgewechselten Höflichkeiten bedeutete er, aus Auftrag Sr. Durchlaucht des Herzogs zu kommen, der Mutter und Tochter nicht länger wegen Hrn. Helmold's Schicksal in Kummer lassen wolle.

Frau Helmold, mit Augen voller Thränen, den Friedensboten anlächelnd, hätte ihn entzückt umarmen mögen; Emma, freudig, sprachlos, hätte ihm zu Füße sinken mögen. Sie stand hochglühend, mit gesenkten Blicken, die sich nur dann

und wann unter Thränen leuchtend zu ihm erhoben, da.

„Zwar der gegen Herrn Helmold angehobne Prozeß darf nicht gewaltsam unterbrochen werden“, fuhr der Bote fort: „aber er möge auch enden wie er wolle, allezeit wird Se. Durchlaucht dann für Hrn. Helmold und dessen Familie väterliche Sorge tragen. Ich wünsche, daß diese Zusicherung Sie beruhigen und alle Furcht von Ihnen nehmen möge.“

„Ach!“ rief Frau Helmold: „wie gnädig ist unser Fürst und Herr! der Vergelter droben segne ihn. Aber mein unglücklicher Mann, darf ich ihm diesen Trost noch heut bringen?“

„Er ist schon von allem unterrichtet und freudigen Muthes. Freilich werden Sie noch einige Wochen darauf Verzicht thun müssen, ihn wieder zu besitzen. Aber Sie können beide seine Befreiung beschleunigen.“

„Wodurch“? riefen beide, indem sie bittend die Hände ausstreckten.

„Wenn Sie verschweigen gegen jedermann, wie der Herzog in Betreff Ihrer denkt, und daß ich deswegen bei Ihnen war.“

„O wir können schweigen. Wir wollen nur

im Gebete Ihre Namen dem Vergelter nennen", rief Emma.

„Und Ihr Name?" fragte Frau Helmold.

„Mutter, es ist der Wohlthäter, dem wir in diesem Augenblicke schrieben!"

Der Baron nahm die Einladung gern an, sich bei ihnen verweilen, ihre Klagen, ihre Erkenntlichkeitsversicherungen hören zu wollen; besonders, da Frau Helmold versicherte, daß sie den ganzen Abend einsam sein würden.

„Man flieht uns schon geraume Zeit wie Pestkranke", sagte Frau Helmold: „Sogar Menschen, die wir für unsre ergebensten Freunde hielten, meiden uns im Unglück."

„So machen Sie mich zu Ihrem Freunde in der Noth", sagte der Baron: „und erlauben Sie mir, bis Sie Ihren Beschützer aus dem Verhaft zurück erhalten, daß ich Ihr Beschützer sein darf.

Der Baron hatte sich vorgenommen, nicht länger zu verweilen, als erforderlich sei, des Herzogs Befehl zu vollziehen — aber die paar Minuten verschlangen den ganzen Abend. Wie edel war die Mutter; wie seelenvoll die schöne, in einer Art Begeisterung athmende Tochter!

Als Leinau sie nun verlassen hatte, fielen

Mutter und Tochter stumm weinend einander an die Brust. Der Schutzengel ward ihr Gespräch bis tief in die Nacht — war es den ganzen folgenden Tag. Auch deutete man es gar nicht übel, wenn der Schutzengel sich noch manchen andern Abend die Mühe nahm zu erscheinen, um sich nach den Wünschen und Bedürfnissen der verwaiseten Familie zu erkundigen.

---

## Das Urtheil.

„Du hast recht gehabt, Leinau!" sprach der Herzog unwillig, und warf die Akten des Helmold'schen Prozesses zurück: „Die Fürsten sind nicht halb so geneigt Despoten zu sein, als ihre Unterthanen zur Sklaverei geneigt sind. Die schändlichen Augendiener! Also ein bloßer Wink, ein bloßer Blick war genug, aller ihre Redlichkeit ein Ende zu machen. Gesetz und Recht, was ihnen selber Schutz gewährt, treten die Elenden willig mit Füßen, um mir zu gefallen. Leben, Ehre, Freiheit, Vermögen, nichts ist mehr sicher. Wohl, lieber Leinau, ich begreif' es, Sklaven können keine Freunde sein, und Fürsten keine wahre Freunde haben, sie müßten sie denn unter

ihres Gleichen suchen. Bleib du mir nur getreu mit deiner Wahrheit, zerstöre jedes Blendwerk um mich her, sonst bin ich verloren."

Der Herzog und Leinau umarmten sich und schworen einander neue Liebe.

„O Freund", fuhr der Herzog fort: „Ist es nicht abscheulich, den guten Helmold seiner Stellen zu entsetzen, ihn Landes zu verweisen, sein Vermögen zu konfiszieren, wegen einer Vergessenheit, wegen einiger Worte, die er vor langer Zeit vertraulich äusserte, wegen Bekanntmachung von Rechnungen, die schon in jedermanns Händen waren, und deren Geheimhaltung kein Gesetz geboten? — Ferlachs edelmüthige Schutzschrift soll auf öffentliche Kosten dem Druck übergeben werden. Die Sache kömmt vor das Appellationstribunal. Ich will dessen Spruch abwarten, und dann wollen wir handeln.

Der Spruch des Appellationstribunals fiel zu Helmolds Gunsten aus. Der Herzog empfing ihn freudig. Er ließ sogleich den Präsident des geheimen Rathes berufen, und sagte: „Leinau, die Unschuld siegt!"

„Weil man im Appellationsgericht vernommen hat, edler Fürst, wie zornig dich die Gesetzschän-

derei und Rabulisterei des Hofgerichts gemacht. Hättest du deinen wahren Sinn länger verbergen können, wer weiß, ob Helmold nicht auch vor dem Appellationsgericht schuldig geworden wäre!" sagte der Baron.

„Ich kassire das feile Hofgericht", rief der Herzog, „und bilde ein neues; an dessen Spitze soll der freimüthige, gerechte Ferlach stehen. Ich entsetze den Staatsarchivar Wandel seiner Aemter; der gerechtfertigte Helmold wird zu diesen erhoben."

„Aber den kenntnißvollen, treuen Mann auf seinen rechten Platz zu bringen", sagte der Herzog: „ist bloß eine Pflicht, die ich gegen den Staat habe. Doch Leinau, wir sind dem guten Helmold andern Ersatz schuldig; denn wir machten ihn und sein häusliches Glück zum Opfer unsers Experiments. Ich habe durch diesen Versuch vieles, vieles gelernt; gelernt, daß wir Fürsten bedauernswürdige Leute sind, die durch ihre Lage schlechterdings ausser Stand gesetzt werden, sich selbst oder die Menschen kennen zu lernen, von denen sie umringt sind; daß wir Fürsten mit einem vorlauten, absichtslosen Urtheil, mit dem Wink der Augen, mehr Unglück anrichten können, als

wir mit allem guten Willen und Verstand Gutes zu leisten vermögen; daß unter zwanzig unsrer Unterthanen kaum immer einer groß genug denkt, Wahrheit und Recht über alles zu lieben. Das alles dank' ich dem Helmold; ich dank' ihm, daß du, Leinau, mir noch unendlich schätzbarer geworden bist, als du warst. Wie wollen wir vergelten?"

---

## Folgen.

Es war ein Donnerschlag für viele, besonders für die Hofrichter und Herrn von Wandel, als man folgenden Tags die Bestätigung des appellationsrichterlichen Spruches und die herzoglichen Beschlüsse erfuhr; erfuhr, wie der Präsident des geheimen Rathes selbst, auf Befehl Sr. Durchlaucht, dem verhafteten Helmold Unschuldigerklärung, Freiheit, Erhöhung in Amt und Gehalt verkündigt, dann denselben in seinen eignen Wagen genommen und zu dessen Familie zurückgeführt habe, wie im Triumph; erfuhr, daß der Staatsarchivar von Helmold wenige Tage nachher an der Tafel des Herzogs gespeiset, dort großer Auszeichnung genossen, und ein kleines aber an-

genehmes Landgut nahe bei der Residenz zum Geschenk erhalten habe.

Nun drängten sich die alten Freunde der Helmold'schen Familie wieder in Haufen zu dem noch vor kurzem verlassenen Hause. Nun klagte der eine, er sei gerade zur Zeit des Prozesses abwesend; der andre krank; der dritte ohne einen Heller Geld, der vierte von Geschäften überladen gewesen. Nun erscheinen wieder Emma's ehemalige Bewundrer und Anbeter. Nun regneten wieder Einladungskarten zu Kränzchen, Klubbs, Bällen, Redouten, Pikkeniks, Privatkonzerts, Schlittenparthien u. s. w.

Frau Helmold, nicht ohne Bitterkeit, wollte alle zurück weisen. „Nein, liebes Weib", sprach ihr edler Mann: „werde darum nicht zur Einsiedlerin, weil die Leute so schwach sind. Ich will die Menschen lieben, wie sonst; aber ich traue den Wenigsten. Um in dieser Welt glücklich zu sein, muß man sich selbst ein wenig täuschen; im Glauben an die Menschheit sie für besser nehmen als sie ist, und im Handeln für schlimmer, als sie sein mag. Es ist ein größeres Unglück, sich zeitlebens vor einem Erdbeben zu fürchten, als in einem Erdbeben umzukommen. Besser einmal

und zehnmal im Leben betrogen werden, als immer Betrug zu wittern. Wir wollen alles aus Liebe den Leuten thun, aber nichts von ihrer Liebe erwarten.“

---

## Menschliches Urtheil.

In der Residenz, wie im ganzen Lande, pries jedermann Herzog Ludwigs Gerechtigkeit, und seinen rührenden Eifer, den guten Helmold wegen des erlittenen Unrechts zu entschädigen. Freilich wußte, ausser dem Baron von Leinau, niemand, wie die Sachen zusammen hingen; und daß alles, was der Herzog that, nichts weniger als Großmuth, sondern nur Schuldigkeit war, um eine That auszusühnen, die wirklich an Grausamkeit gegränzt hatte. Denn ohne seinen Blick, ohne seine Aeusserungen, wäre Helmold nie als Verbrecher angeklagt worden. — Aber so sind die Menschen. Sie loben und vergöttern die Thaten der Großen, ohne die Quellen zu kennen, aus welchen diese handeln.

Als der Frühling kam, besuchte der Baron von Leinau die Familie Helmold auf ihrem Landgut. Eines Abends, unter dem Schlage der

Nachtigallen, lag Emma an seiner Brust, und bekannte ihm eine Liebe, die er ihr längst geschwören. Die Glücklichen! Der Eltern Segen folgte. Der Herzog übernahm die Aussteuer seines Freundes.

Wenn nun der Geheimerathspräsident Freiherr von Leinau mit seiner reizenden Gemahlin durch die Straßen der Residenz fuhr, schüttelten die Leute den Kopf und sagten: „So? so? — nun ja, sie ist schön, das leugnet ja keiner. Hm, Hm! der Zusammenhang ist klar! Unser Herzog liebte den Baron, der Baron liebte das Fräulein Helmold; darum mußte der Registrator mit aller Gewalt unschuldig erklärt, das Hofgericht aufgelöset, der bedauernswürdige Staatsarchivar Wandel abgesetzt, Helmold mit Aemtern, Titeln, Landgut und Zubehören überhäuft werden. Das ist leicht zu begreifen. Wenn jeder nur gleich solchen Schwiegersohn hätte. Unser Herzog ist ein vortrefflicher Herr, aber schwach, o schwach! — Er sieht nicht, was um ihn her vorgeht. Wir andern sehen das alles deutlicher, obschon in der Ferne — aber der gute Herr ist geblendet. Es geht vielen Großen dieser Welt so!“

In der Residenz und im ganzen Lande tadelte

nun jeder Herzog Ludwigs Schwäche, Kurzsichtigkeit und Härte gegen die wegen der Heldwold'schen Sache in Ungnade Gefallenen. — Man tadelte ihn aber mit eben so vieler Ungerechtigkeit, als man ihn vorher vergötterte. Der Baron Leinau erfuhr dies alles und benachrichtigte den Herzog davon.

„Ich lerne daraus", sagte der Herzog Ludwig lächelnd: „es ist eben so schwer, daß ein Fürst seine Umgebungen, aber eben so schwer, daß ein Volk seinen Fürsten richtig würdige. Es ist beinahe unmöglich. Wie viel Mißverständnisse, politische Mißgriffe, Verwirrungen, und Leiden der Fürsten und Völker stammen nicht aus diesen Quellen!

---

# Die Wahl, oder der Korb. *)

In dem schönen Königreiche Kaffan regierte vor vielen hundert Jahren eine junge, schöne, geistreiche, mit vielen Gütern begabte Königin.

Es konnte nicht fehlen, daß sich viele der Ritter und Königs-Söhne um ihre Hand bewarben. Sie fand es freilich rathsam, sich zu vermählen, da, trotz ihrer Klugheit, ihr die Last der Regierung doch gar zu schwer wurde; aber immer konnte sie mit sich selbst nicht einig werden, welchem der stattlichen Freier sie den Vorzug geben sollte, da ihr Herz gleichgültig bei jedem derselben schlug.

Jetzt erschienen zwei neue Bewerber.

Roland der reichste, mächtigste und tapferste Ritter weit und breit, und Mando der schönste, der beste.

Kaum hatte die Königin den letztern erblickt, so war es auch um ihre Freiheit geschehen.

*) Aus der „Reise in's Bad", welche nächstens bei Fr. Tasche in Gießen im Druck erscheint.

Wäre sie nicht Königin gewesen, hätte ihr das Wohl ihres Volkes nicht mehr als ihr eigenes am Herzen gelegen, so würde ihre Hand bald ihrem Herzen gefolgt sein.

Aber so machte die Furcht vor einem Kriege mit Roland sie so ängstlich, daß sie sorgfältig ihre Liebe für Mando verbarg, und gegen beide gleich huldreich zu erscheinen suchte. Ein Benehmen, welches in diesem Falle wohl keine Koketterie war.

Sie hoffte auf die Zeit, und suchte aus der Bewerbung dieser beiden wenigstens einigen Nutzen für ihr Volk zu ziehen.

Auf einem Theile ihres Volkes ruhte ein mächtiger Zauber. Der Zauberer, der es damit bedrückt hatte, war zwar längst gestorben; doch das Buch, an welchem der Zauber hing, war in einer festen Burg verwahrt, und diese Burg nur durch einen einzigen Schlüssel zu öffnen; doch mußte auch dann noch der Weg (auch wenn man des dazu gehörigen Schlüssels Herr war) mit der Erlegung zweier ungeheurer Greife, die bei der Thüre Wache hielten, weiter gebahnt werden.

Der Schlüssel war seit undenklicher Zeit verloren, und die Zernichtung jenes Zauberbuches

schon längst als ein äusserst schwieriges und gewagtes Unternehmen angesehen worden.

Der Zauber bestand darin, daß keines der Jünglinge und Mädchen des Landes nach der Meinung des Herzens wählen durfte.

Nein! es mußte jedes sich's gefallen lassen, nur immer das Reichste zu heirathen, und wenn eins gegen dies Gesetz sich verging, so war Zank und Streit von Seiten der durch Zauber verblendeten Eltern der Lohn.

Vergeblich gab sich die gute Königin alle Mühe, diesem Zauber durch ihre Güte und Klugheit entgegen zu arbeiten; es gelang ihr fast niemals.

Da nun beide, Roland und Mando, einst mit Liebe in sie drangen, sich für einen unter ihnen zu erklären, gab sie ihnen folgende Antwort:

„So lange mein Volk nicht frei und glücklich ist, wie sollte ich mich eines Glückes, wie sollte ich mich der Liebe freuen können?“

„Ihr, Herrn Ritter! überstrahlt durch eure Verdienste die übrigen Freier; gebt ihnen auch einen Beweis von Großmuth; sucht den Zauber, der mein Volk drückt, zu lösen, und — dann rechnet auf meine Dankbarkeit.“

Für beide war dieses, wie man sich denken kann, der größte Sporn, alle ihre Kräfte anzuwenden, um sich die Königin zu verbinden, und wo möglich über den Nebenbuhler zu siegen.

Mando übernahm die Schwierigkeiten, den Schlüssel zu suchen; Roland wollte die Greife besiegen, indem er heimlich überzeugt war, daß dieses Zeichen der Kraft nothwendig den Vorzug bei der schönen Königin davon tragen würde.

Beide machten sich nun auf den Weg, indes die Königin in das Gebet für das Glück ihrer Unterthanen auch einige Wünsche für ihr eigenes mit einfließen ließ.

Lange suchte Mando vergeblich, bis er den Schlüssel verrostet und fast unbrauchbar bei einem Schlosser fand, der eben im Begriffe war, ihn zu einem neuen zu verarbeiten.

Mando rettete ihn glücklich; Roland erlegte die Greife, und beide kehrten im Triumphe zur reizenden Königin zurück, welche sich eben mit ihrem ganzen Hofstaate in ihrem Lustgarten befand, und beschäftigt war, Blumen in ein herrlich gearbeitetes goldenes Körbchen zu lesen.

Roland überreichte auf seinem Schilde triumphirend die Köpfe der erlegten Greife, indes Mando

erröthend mit dem verrosteten Schlüssel sich ihr nahte, und beschämt durch das größere Verdienst seines Gegners — wie er wähnte — sich traurig zurück zog.

Gnädig blickte die Königin auf Roland, liebevoll auf Mando. — Eure vereinigten Kräfte haben mir einen großen Kummer vom Herzen genommen und meinem Volke eine große Wohlthat erzeigt. Hier wählt und nehmt euch zum Lohne was ihr euern Verdiensten am angemessensten glaubt — indem sie ein goldenes Körbchen mit Blumen ihnen reichte — und wer die richtige Wahl trifft, dem sei meine Hand und mein Herz nicht länger vorenthalten.

Hier dieser Greis — sie zeigte auf den ehrwürdigen Minister — weiß, welche Wahl ich meine; er entscheide. Denn länger konnte die Königin ihre Entscheidung nicht vorenthalten, so heftig das Herz auch ihr pochte, daß Roland eben so leicht als Mando das Richtige treffen könnte.

Gnädige Königin! — rief Mando — erlaubt, daß ich als ein Zeichen eurer Huld, die ihr mir Unwürdigen nicht versagtet, so wenig meine Verdienste darauf Anspruch machen dürfen, diese weiße Rose und dieses Veilchen nehme, mit welchem

ich mich auf immer von euerm Hofe entfernen will, um durch meinen Kummer euer Glück mit meinem Nebenbuhler nicht zu stören.

Nehmt! — rief Roland — nehmt auch noch die andern Blumen dazu, und laßt mir nur dieses herrliche, glänzende Körbchen, welches das wahre Bild meiner schönen, reizenden Königin ist.

Entrüstet über Roland's Habsucht verließ die gute Königin auf einen Augenblick ihre Klugheit. Guter Mando! rief sie, deine Liebe und Bescheidenheit hat dir meine Hand erworben, wie deine Tugenden längst mein Herz dir gewannen.

Dieser edle, nie lügende Greis sei Zeuge, daß das bescheidene Veilchen meine Hand bestimmte.

Du, Roland! zogst Reichthum und Glanz meinen innern Vorzügen vor, deswegen bleibe das Körbchen dein selbst gewählter Lohn, und hinfort müsse es jedem Freier so gehen, welcher Dir gleicht.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auswahl kleiner Romane und Gedichte für Freunde einer aufheiternden Lektü
re

Bd.: 6

Aarau 1813

P.o.germ. 63 d-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104924-9